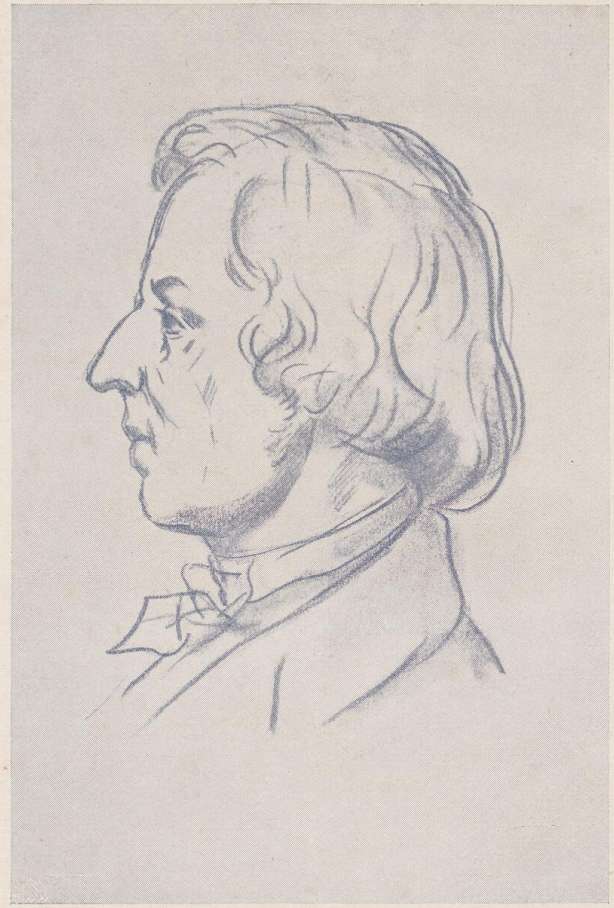
GUY DE POURTALÈS

# DER BLAUE KLANG

## FRIEDRICH CHOPINS LEBEN

A.H./1. 250/-

30-/10.-



FRIEDRICH CHOPIN
Nach einer bisher unveröffentlichten Zeichnung
von unbekannter Hand
*Aus dem Besitz des Grafen Pourtalès*

GUY DE POURTALÈS

# DER BLAUE KLANG

## FRIEDRICH CHOPINS LEBEN

DEUTSCH VON HERMANN FAULER

*Er bediente sich der Kunst*
*nur noch, um sich selbst die*
*eigene Tragödie zu gestalten.*
LISZT

1935

URBAN-VERLAG / FREIBURG I. BR.




6.—9. Tausend
Printed in Germany
Copyright by Urban-Verlag, Freiburg i. Br. 1928
Lizenzausgabe durch Munz & Co. G. m. b. H., Leipzig

## *ZUEIGNUNG*

*Als ich einer angekränkelten, aber noch begeisterungsfähigen Seele Liszts Beispiel wies, erwog ich, ihr auch dies Lebensbild Chopins darzureichen. Nicht als ob dieses dazu dienen müsse, zu verwischen, was sich an jenem etwa allzu Eklatantes finden möchte. Im Gegenteil: sie ergänzen einander und lassen – das eine die konvexe, das andere die konkave Seite bildend – das doppelte Antlitz jenes symbolischen Wesens erkennen, als das uns der Künstler erscheint; der Empfängliche, der Verwirklicher, kurz jener, den wir beneiden.*

*Die eine dieser Masken stellt Ruhm und Leidenschaft, die andere Schmerz und Einsamkeit dar.*

*Wohl bin ich mir des Untertones, des Romantischen dieser vier Worte bewußt, das heute so sehr außer Mode gekommen. Wenn ich aber feststelle, daß in unserer Zeit in der Tat alles versucht worden ist, um diese Harfen, diese Tremolos, diese Rubatos, diese machtvollen Tonwogen in unserem Orchester zu unterdrücken, die drei dem Kampfe Himmels mit der Hölle freundlich gesinnten Generationen die Besinnung raubten, so genügt es*

*mir dennoch, die Rubrik Gerichtshof in einer Zeitung aufzuschlagen, die Bilder in den Schaufenstern der Kunsthandlungen zu betrachten, ein Saxophon zu hören, um mich zu überzeugen, daß die Themata der menschlichen Legende keineswegs andere geworden sind. Die Rhythmen, die Farben differieren zwar, unsere Resonanzorgane aber sind die gleichen wie in den seelisch ungebrochensten Epochen. Der eigentliche Mißklang zwischen den älteren unter uns und uns selbst besteht darin, daß das Häßliche – oder was sie so nannten – heute als innerhalb der Grenzen des Schönen liegend erachtet wird – oder was wir so bezeichnen. Anders ausgedrückt: es gibt jetzt nichts Häßliches und Schönes mehr, Konsonantes und Diskordantes, es gibt kein Maß ästhetischer Beurteilung mehr. Wie einer unserer Weisen schrieb: „Ich sehe den modernen Menschen mit einer Vorstellung von sich und der Welt durchs Leben gehen, die keine eindeutige Vorstellung mehr ist. ... Es ist ihm unmöglich geworden, als Mensch einen einzigen Standpunkt zu vertreten und mit innerster Überzeugung sich einer einzigen Sprachgemeinschaft, einer einzigen Nation, einem einzigen Bekenntnis, einem einzigen Körper angehörig zu fühlen*"; fügen wir hinzu: noch einer einzigen Richtung der Musik. Allzu strenge und gelehrte Betrachtung läßt es uns statthaft erscheinen, alles oder nichts zu glauben, alles zu lieben oder niemand. Gewinnen wir aber dadurch an*

* *Paul Valéry: Rhumbs*



*anderem als an kindischem Wesen und Greisenhaftigkeit? Ich frage mich, ob uns dieser neue Überfluß fruchtbarer mache, als ihre offensichtliche und doch nur scheinbare Armut unsere Väter befruchtete. Die Masse der Eindrücke und Kenntnisse hat unsere Hellsichtigkeit nicht gesteigert, so wenig wie die Sirene und die Schreibmaschine der Tonleiter einen neuen Ton hinzugefügt haben. Aber wir würden nicht zugeben wollen, irgendeine dieser jüngsten Errungenschaften wieder zu missen.*

*Gleichwohl, wenn ein recht ironischer, recht zynischer Jazz mich entzückt, so schmälert er mir um nichts die Freude, die ich empfinde, Chopin zu hören. Ich würde untröstlich sein, nicht an zwei so verschiedenartigen Ausdrucksformen der modernen Trübsal Gefallen finden zu können; die eine in New Orleans, die andere in einer Mansarde Warschaus entstanden.*

*Um die geringe Aufgabe, welche die Parallelexistenzen Liszts und Chopins unserem Nachdenken stellen, in andere Beleuchtung zu rücken, halten wir uns vor Augen, daß wir an gewissen Tagen mehr zum Handeln, zum Jungsein, uns in jeder Weise zu verschwenden neigen; an anderen zur Zurückhaltung, zur Schamhaftigkeit, zur Unschlüssigkeit, zur Sammlung und – mag auch das schöne Wort etwas verblaßt sein – zum Geheimnisvollen.*

*Von Liszts Leben kündet der hellichte Tag. Überall haben uns seine Tinte und Abenteuer Spu-*

*ren hinterlassen. Von Chopin dagegen ist fast nichts erhalten. Sein Naturell bewahrte ihn vor vergeblichen Experimenten, und überdies hat es das Schicksal gewollt, daß seine Briefe und Reliquien in großer Zahl in einem warschauer Hause vernichtet wurden, in dem seine Schwester 1863 wohnte. Uns bleibt daher einzig übrig, durch seine Musik zu ihm zu finden, durch die wenigen erhaltenen Briefe und die Erinnerungen seiner Freunde. Sein Leben verlief übrigens stets so einfach und folgerichtig, daß es zum Verständnis nur eines geringfügigen Kommentars bedarf, wie etwa die Appoggiatura eine Note deutlicher hervortreten läßt. Zwei oder drei Reisen ausgenommen, hat die äußere Welt diese ganz nach innen gerichtete Einbildungskraft sehr wenig erfüllt. Ihre Poesie macht das aus, was Chopin den Enttäuschungen seiner Tage an Möglichem und Sangbarem hinzufügte.*

*In der Liebe, der Freundschaft, in allem, was Verblendung oder übermäßigen Pedalgebrauch erheischt, recht schlecht beraten, hat dieser hellsichtig Kränkliche sich nur in einem einzigen Spiegel erblickt: dem Ebenholz seines Klaviers.*

*„Klavier, wundervolles Instrument", schrieb er. Wohlgemerkt, weil das Klavier ein Orchester ist. Aber mehr noch: es ist ein Instrument; eine Seele also. Es ist die einzige Seele, die sich Chopin erschlossen; daher er denn auch das Klavier zu seinem Universalerben eingesetzt hat.*



*Wenn Liszt uns zu ermutigen vermochte, mit einigem Selbstvertrauen die Freuden des Augenblicks wahrzunehmen, so vermag uns Chopin ein nicht minder brüderlicher Gefährte zu werden. Sein Leben gleicht unserer angstvollen Düsternis. Seine Musik ist vielleicht nichts anderes als der Gesang, der aus unserem innersten Verlassensein aufsteigt.*

*Alle Kunst bereichert vornehmlich in dem Maße, in dem wir selbst uns ihr hinzugeben fähig sind. Jede Seele bemächtigt sich unser in dem Maße, in dem wir uns mühen, sie zu empfangen. Möchte diese hier, reiner denn Worte Mittler sein können, als ein Ausdruck dessen aufgenommen werden, was in der Liebe ewig unaussprechlich bleibt.*

# I

*„Ein engelschönes Angesicht, wie eine hehre, betrübte Frau . . .“*

EIN engelschönes Angesicht, wie eine hehre, betrübte Frau . . .“

Dies Bild Chopins, entworfen von einer Hand, die er liebte, gebührt dieser Studie vorangestellt zu werden. Im Mittelalter hingen naive Maler – die ihrerseits auch Vergebung zu erlangen suchten – im Dunkel der Kathedralen ein Werk der Sühne auf. Diese heute verblichene, ehedem liebkosende Frauenhand hat zweifellos, indem sie solche Worte niederschrieb, dem dunkeln Drange gehorcht, sich entlastet fühlen zu wollen. Sie fügte hinzu: „Nichts war reiner und zugleich exaltierter als sein Denken . . .“ Und vielleicht fuhr sie mit leichtem Beben fort: „. . . seine Art aber begriff nur das ihr Wesensgleiche. Es hätte eines Mikroskops bedurft, um in seiner Seele zu lesen, in die so wenig vom Lichte der Lebenden drang.“

Mit dem Mikroskop ist es noch nie gelungen, die Rätsel einer Seele zu entschleiern. Lassen wir die optischen Instrumente beiseite, und trachten

wir vielmehr, Liszts Rat zu befolgen: mit dem Herzen zu sehen.

Ein Name muß am Anfange dieser Seiten noch stehen, weil sein Klang den, dem sie geweiht sind, zu innerst erfüllte, derjenige Polens. Seit 1795 war dies alte Land gänzlich aufgeteilt worden, als Napoleon, der große Umdichter der Landkarte, nach seinem ersten Feldzuge gegen Preußen das Großherzogtum Warschau schuf (1807). Es sollte bis zum Sturze des Kaisers bestehen, das heißt kaum acht Jahre. Diese acht Jahre aber reichten hin, um Frankreich in den Köpfen der Polen mit einem Nimbus seltsamer Jugendfrische zu umgeben.

Nun, 1806 verheiratete sich ein Herr Nikolaus Chopin (Lehrer des Französischen), dem die Erziehung der Söhne der Gräfin Skarbek oblag, in dem Dorfe Zelazowa Wola, sechs Meilen von Warschau entfernt, mit einem Fräulein Justine Krzyzanowska. Er war französischer Herkunft, aus Marainville gebürtig, einem kleinen Orte, in nächster Nähe der Höhe von Sion gelegen, im geistigen Herzen jenes Lothringen, dessen Geschichte in so merkwürdiger Weise mit der Polens verknüpft ist. Die Braut dieses ehemaligen Rechnungsbeamten, der Hauslehrer geworden, war ein vierundzwanzigjähriges junges Mädchen aus verarmtem Adel. Sie war neben anderem Gefolge von Rang Kammerfrau und gleichsam Hofdame der Gräfin, wie es die Tradition unter diesen vor-



nehmen, armen und ehrgeizigen Adeligen verlangte.

Neben dem Herrschaftshause, durch eine schützende Baumgruppe getrennt, stand ein langgestrecktes Häuschen mit niederer Vortreppe. Der Hausflur ging quer durch, so daß man Hof und Stallungen sah, dahinter die mit Luzerne und Raps bestandenen Felder. Das junge Paar richtete sich hier ein; rechts vom Eingange in drei niederen Zimmern, deren Decke man mit den Fingern erreichen konnte. Bald kam ein Mädchen zur Welt, das man Luise nannte. Kurze Zeit nach diesem unscheinbaren Ereignis kam es zum französischen Feldzuge gegen Preußen, Austerlitz war vorangegangen, Jena und Auerstedt folgten, der Friede von Tilsit, Wagram, und die polnischen Adler flogen hinter den kaiserlichen her. Haydn starb, während Napoleons Kanonen zum zweiten Male vor Wien dröhnten. Bereits hatten vier Geschosse ganz nahe seinem Hause eingeschlagen, als der alte Komponist zu seinen erschreckt herbeigeeilten Bediensteten sagte: „Warum dieses Entsetzen? Wo Haydn ist, kann kein Unheil geschehen!“ Stendhal, damals Heeresbevollmächtigter, nahm am Leichenbegängnisse teil. Hierauf notierte er in seine Papiere: „Warum gaben sich alle in der Literatur im eigentlichen Sinne berühmten Franzosen, Lafontaine, Corneille, Molière, Racine, Bossuet gegen 1660 ein Stelldichein? Warum erschienen die großen Maler alle um 1510? Warum ist die Natur seit jenen glück-

lichen Epochen so geizig gewesen? ... Wird der Musik ein gleiches Los beschieden sein?"

Beethoven indessen schrieb zu jener Zeit das *Quator serioso* und die Es-dur-Sonate, *Les adieux* benannt. Er hatte bereits sechs Symphonien komponiert, die *Kreutzer-Sonate,* die *Appassionata, Fidelio.* Schumann, Liszt und Wagner sollten folgen. Goethe lebte. Byron veröffentlichte seine ersten Verse. Shelley und Keats skizzierten die ihren. Balzac, Hugo, Berlioz saßen auf der Schulbank. Und am 22. Februar 1810, um sechs Uhr abends, wurde in dem kleinen Hause in Zelazowa Wola Frédéric-François Chopin geboren.

Er kam unter Musikklängen zur Welt, denn ländliche Geiger brachten gerade vor den Fenstern seiner Mutter, anläßlich einer Dorfhochzeit, ein Ständchen.

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA NARODOWY BIBLIOTEKA
FRYDERYKA CHOPINA



## II

## CHOPINS KINDHEIT

Am 1. Oktober des selben Jahres wurde Nikolaus Chopin zum Professor des Französischen am Lyzeum von Warschau ernannt, und die ganze Familie siedelte nach der Hauptstadt über. Dort nahm man alsbald städtische Gepflogenheiten an und kehrte nie wieder zum Landleben zurück. Warschau war übrigens ein ansehnlicher Platz, zwischen dessen italienischen Palästen und Holzbaracken man leicht Wurzel fassen konnte. Die Bevölkerung, die hier umherwimmelte, verband asiatischen Pomp mit dem Schmutze Grönlands. Man gewahrte alte bärtige Juden, Nonnen, junge Mädchen in hellen Seidenmänteln, den schnurrbärtigen Polen im Kaftan, mit dem Degengehenk, dem Säbel und roten Stiefeln.

Herr Chopin gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Einnahmequellen zu vermehren, da seine Familie Zuwachs erhielt. Nach Luise und Friedrich wurde Isabella, dann Emilie geboren. Im Jahre 1812 ward er Professor an der Artillerie- und Ingenieurschule und erlangte im Jahre 1815 den gleichen Posten an der Militärvorbereitungs-

schule. Ferner nahm er junge Leute aus begüterten Kreisen zu sich in Pension.

Milieu, Sitten und Gewohnheiten, unter denen Friedrich in diesem geborgenen, tätigen Daheim aufwuchs, werden ohne weiteres deutlich. Die häuslichen Tugenden der Seinen und eine etwas herbe Anspruchslosigkeit bewahrten ihn vor hartem Zusammenprallen mit der Wirklichkeit. Solchermaßen, sagt Liszt, „gewann seine Einbildungskraft jenes samtartig Zarte der Pflanzen, die nie dem Staube der großen Heerstraßen ausgesetzt wurden".

Wir haben folglich ein sehr zartes, sehr blasses, heiteres Kind vor uns, sensibel wie ein kleines Mädchen und von zwei Leidenschaften beherrscht: der Liebe zur Mutter und zum Klavier. Recht früh schon hatte man es an die Klaviatur gesetzt, und es ging allein wieder hin, von den Tasten angezogen. Die Musik entlockte ihm Tränen und Aufschreie. Sie wurde ihm alsbald zum notwendigen Übel. Seine Schwestern liebte er ebenfalls sehr, und unter den Zöglingen seines Vaters suchte er sich vier Freunde aus: Fontana, Titus Woyciechowski und die Brüder Wodzinski..

Zwei Tage nachdem er neun Jahre alt geworden, spielte er an einem Wohltätigkeitsabend zugunsten des alten Dichters Niemçewicz. Man hatte ihn nach englischer Art gekleidet: Samtweste und breiter Umlegekragen. Und als seine Mutter, ihn nach seinem Erfolge befragend, hören wollte,



was dem Publikum am besten gefallen, antwortete er stolz: „Mein Kragen."

Der polnische Adel, ja selbst Großfürst Konstantin, der Gouverneur von Warschau, nahmen lebhaften Anteil an dem Kinde. Der kleine Chopin erhielt den Befehl, vor diesem Gefürchteten zu erscheinen und spielte ihm einen Marsch eigener Komposition vor.

„Warum blickst du stets in die Höhe, Knabe?" fragte ihn der Bruder des Zaren.

Sehen Dichter etwa nicht zur Decke empor? „Friedrich hatte zu jener Zeit nichts von einem verzogenen Wunderkind an sich," schreibt einer seiner Biographen, „sondern war ein bescheidenes, naives Kind, das ebenso unbewußt kunstvoll Klavier spielte, wie die Vögel singen."

Man gab ihm Lehrer. Zunächst Zywny, einen recht alten Herrn von über sechzig Jahren, Böhme von Geburt, Violinspieler seines Zeichens, ein guter Pädagoge, der Bach huldigte. Er übertrug diesen Kult auf seinen Schüler, und bekannt ist, wie nachhaltig mit Begeisterung aufgenommene Kindheitseindrücke bleiben. Im Jahre 1824 ersetzte dann Chopins Vater mit Friedrichs Eintritt ins Lyzeum Zywny durch Elsner, einen schlesischen Professor, der ihm Harmonie- und Kompositionslehre erteilte. Wenn auch kein bedeutender Musiker, so war Elsner dennoch eine respektable Persönlichkeit; er hatte Opern geschrieben, Symphonien, Messen und war Leiter des Konservatoriums. Sein Verdienst ist es, keine der persön-

lichen Gaben Chopins in ihrer Entwicklung gehemmt zu haben.

„Laßt ihn nur in Frieden", sagte er. „Er geht deshalb nicht den *gewöhnlichen* Weg, weil seine Begabung eine *außergewöhnliche* ist. Er hält sich nicht streng an die althergebrachte Methode; dafür hat er seine eigene, und er wird in seinen Werken eine Originalität offenbaren, wie sie bis dahin bei niemand in solchem Grade zu finden war."

Man wird zugeben müssen, er blieb ein guter Prophet, dieser als Mensch so bescheidene Elsner. Er bewohnte zwei Zellen in einem alten Kloster der Jesuitenstraße. Seine Schüler küßten ihn nach polnischem Brauche auf die rechte Schulter, und er erwiderte mit Küssen auf beide Wangen. In seinen Jahresbericht des Konservatoriums schrieb er: „Chopin, Friedrich (Schüler der dritten Jahresklasse), staunenswerte Fähigkeiten, musikalisches Genie."

Auch das Lyzeum besuchte Friedrich erfolgreich, erhielt sogar Preise. Alles in allem, er war ein leicht arbeitender, sanftmütiger Jüngling, fröhlich bis zur Hanswurstiade, wie so manch melancholisches Gemüt. Seine Kameraden vergötterten ihn, vornehmlich zufolge seines mimischen und seines Imitationstalentes, das beweist, bis zu welchem Grade er sich in das Fratzenhafte einer Psyche einfühlen konnte. Mit seinen Schwestern, die kleine Stücke für Kinder schrieben, spielte er Komödie. Er gab auch eine Zeitschrift heraus.

Solch minimale Züge sind es, die eine Jugend,



von Widerwärtigkeiten unberührt, bunt durchwirken. Wir wollen nur noch drei Begebenheiten festhalten. Im Mai und Juni 1825 spielte Chopin in zwei Konservatoriumskonzerten ein *Allegro* von Moscheles und improvisierte vor Zar Alexander I., der ihm einen Ring verehrte. Im Laufe des selben Jahres veröffentlichte er sein *Erstes Rondo* in C-moll (Opus 1), Frau Linde, der Gattin des Rektors des Lyzeums, gewidmet. Schließlich ward er im folgenden Sommer vom Fürsten Radziwill auf dessen Schloß nach Antonin eingeladen.

Öffentlich spielen, bot schon keine neuen Eindrücke mehr. Hingegen seine Musik veröffentlichen, das war eine noch ungewohnte Freude, die er mit naivem Vergnügen genoß. Und wenn auch das Stück weder sehr tief noch sehr kunstvoll war, so wies es doch schon eine persönliche Note auf. „Eine Dame möchte sagen, daß es recht hübsch, recht pikant sei, ...", schrieb Schumann etwas später über dieses Werkchen. Wir sehen, bereits ahnt man, das weibliche Geschlecht werde sich einmischen! So war es um die erste Blütezeit dieser keuschen Seele bestellt.

Der Aufenthalt im Schlosse zu Antonin im Sommer 1826 wurde für Chopin zu einer Offenbarung all der Freuden, die materieller Reichtum und Verfeinerung des Geistes gewähren können, wenn erfahrene Hände sich ihrer bedienen. Das war es, wessen dieser junge Aristokrat bedurfte, um seine Resonanzorgane zum Schwingen zu

bringen. Luxus zwar, den wahrhaft bedeutende Geister verschmähen. Ein feminines Gemüt aber vermöchte sich solcher, weise und mit Bedacht verteilten Freuden nicht leicht zu entschlagen, die mit den Produkten einer exquisiten Küche, den Kunstwerken, mit materiellem Komfort den Subtilitäten des Geistes zugute kommen und ein so geartetes Gemüt der Herrschaft des Deliziösen unterwerfen. Ich würde es meinerseits anziehend finden, sowohl das Mobiliar als auch die Bilder, die Gäste und die Gespräche zu kennen, alles, was es während des Sommers 1826 beim Fürsten Radziwill zu sehen und zu hören gab. Leider lassen sich diese Dinge nicht mehr ganz einwandfrei feststellen. Schließlich genügt es vielleicht auch, zu erfahren, daß Chopin Antonin „ein Paradies" und die jungen Prinzessinnen „göttlich" nannte. Recht gewiß ist aber, daß von da an das Sichzurücksehnen nach solch einem Zusammenklange von heimatlicher Erde, luxuriösem Wohnen und jungen, glücklichen Menschenkindern all seine Schwungkraft in unbesiegbares Bedauern gewandelt hat.



## III

## GEBURT DES DICHTERS

ALS man ihn einst fragte, nach einer seiner Improvisationen am Klavier, die stets etwas düster Kühnes, jedoch so flammend, so belebt Zartgefühltes bargen, mit welchem Worte sich die atavistische Trostlosigkeit darin wiedergeben lasse, die mit der Jugendlichkeit seines Wesens unvereinbar scheine, da antwortete er mit dem polnischen Worte *Zal;* einem Worte, das er häufig wiederholte, das er liebte, geeignet, es auf verschiedenartige Gemütsverfassungen anzuwenden, da es bald jede Art der Rührung, der Demut, bald auch wieder Groll, Empörung oder eisige Rachegefühle ausdrücke. Ein Wort, das ebensogut *untröstlichen Kummer* wie *Drohung* oder *fruchtlose Bitterkeit* bedeuten kann und das schließlich all den grausam und poetisch veranlagten Hamletnaturen, wie die Slaven es sind, gemäß ist. Von seinem sechzehnten Jahre an ward dies *Zal* der eigentliche Feind seines Glückes, der Feind, dem man stets aufs neue Waffen liefert, wenn man romantisch empfindet und daher der eigene Untergang als die bestmöglichste der Lebensformeln

erscheint. Um sich selbst kennenzulernen, dann seine Eigenart ungehindert zu kultivieren, hat Chopin das beispiellose Wunder vollbracht, lange schon ganz er selbst zu sein, bevor ihn das Leben irgend etwas lehrte; ihm gegenüber er selbst zu bleiben, dem Leben zum Trotz. Die gesamten Kenntnisse, deren er bedurfte, besaß er mit sechzehn Jahren. Sie beschränkten sich auf die sieben Noten der Tonleiter, die hinreichen, alle Gefühle auszudrücken. Er empfand kein quälendes Verlangen nach irgendwelch anderer geistiger Nahrung; einzig seinen eigenen Stil trachtete er zu gewinnen. Das hieß auf seine Art, einer Wahrheit nahe kommen. Alles, was sein Klavier betraf, nicht eingerechnet, bedeutete ihm das übrige Universum wahrlich nur Literatur.

Daher gestattete ihm der Vater, mit siebzehn Jahren aus der Schule auszutreten, um sich ausschließlich der Musik zu widmen. Im Dachgeschoß richtete man ihm ein kleines Zimmer ein, mit einem alten Klavier und einem Arbeitstisch versehen. Hier schrieb er seine ersten Werke. Und bereits um diese Zeit gewann er im Erproben seiner Kräfte jenen Anschlag, jenen so neuartigen Stil, worüber bald die Kunstwelt staunen sollte. Im folgenden Jahre komponierte er seine *Variationen* über Mozarts *Là ci darem la mano*, über die Schumann, darin blätternd, schrieb: „Eusebius trat neulich leise zur Türe herein. Du kennst das ironische Lächeln ..., mit dem er zu spannen sucht. Ich saß mit Florestan am Klavier ... Mit den



Worten: ‚Hut ab, ihr Herrn, ein Genie', legte Eusebius ein Musikstück auf. Den Titel durften wir nicht sehen. Ich blätterte gedankenlos im Heft; dies verhüllte Genießen der Musik ohne Töne hat etwas Zauberisches. Überdies, scheint mir, hat jeder Komponist seine eigentümliche Notengestaltungen für das Auge: Beethoven sieht anders auf dem Papier als Mozart ... Hier aber war mir's, als blickten mich lauter fremde Augen, Blumenaugen, Basiliskenaugen, Pfauenaugen, Mädchenaugen wundersam an ... wie er (Florestan) dann aber nach dem Titelblatte fuhr ... las ..., riefen wir beide verwundert aus: ‚Ein W. 2', ... Chopin? – ich habe den Namen nie gehört ..."

Prägen wir uns das Prophetische dieses Überraschtseins ein: Blumenaugen, Basiliskenaugen, Pfauenaugen, Mädchenaugen. Dies in musikalischer Hinsicht so gelungene Porträt gibt ganz Polens Schwan wieder, der zum ersten Male die Schwingen zu regen versucht.

Wenig später, zu Beginn des September 1828, flog er ein erstes Mal davon; es war seine erste Reise. Professor Jaroçki, ein Freund seines Vaters, nahm ihn nach Berlin mit, wohin er zu einer Naturforscherversammlung fahren mußte. Friedrich geriet hierüber in einen wahren Begeisterungstaumel. Nach fünftägigem Gerütteltwerden in der Diligence kamen die Reisenden in der preußischen Hauptstadt an und stiegen im Gasthaus „Zum Kronprinzen" ab. Chopins erster Be-

such galt Kistings Pianofortefabrik, sein zweiter der Singakademie, der dritte dem Opernhause, wo man Spontinis *Ferdinand Cortez* und Cimarosas *Il matrimonio secreto* gab. Den Seinen berichtete er, er habe sich beides „mit Befriedigung angehört. Händels ‚Cäcilienfest'-Oratorium nähert sich jedoch am meisten dem Ideale, das ich mir von erhabener Musik gebildet ... Morgen ist *Freischütz!* ... Den eben brauche ich." Spontini und den jungen Mendelssohn sah er von weitem. Er aß anläßlich des Kongresses „mit den Herren Naturalisten". „Gestern war große gemeinschaftliche Tafel der Gelehrten (unter denen mir viele wie Karikaturen erschienen, die ich schon in Klassen eingeteilt habe)." Zum Tischnachbar hatte er einen Professor aus Hamburg. Dieser, der sich mit Jaroçki unterhielt, „vergaß und ereiferte sich im Gespräch dermaßen", daß er seinen Teller verwechselte und auf dem Chopins herumtrommelte. „Das ist ein richtiger Gelehrter, denn er besitzt noch dazu eine große und unförmige Nase. Ich saß während dieser Trommelei wie auf Stecknadeln und mußte den Teller dann mit der Serviette frottieren." Diese Affäre ward Gegenstand umständlich brieflicher Beschreibung, so zuwider war ihm der Vorfall. Dann ist von den Toiletten der Damen die Rede. Details? werden weiter keine gegeben; immerhin berührten ihn diese Einzelheiten mehr als die obligatorischen Besuche im Zoologischen Kabinett.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt stieg



man schließlich wieder in die Berline, um nach Warschau zurückzufahren. Bei der Ankunft in Züllichau, zwischen Frankfurt an der Oder und Posen, fehlten die Postpferde zum Wechseln, und man mußte warten. Was tun? Zufällig war die Poststation zugleich Gasthaus. Professor Jaroçki nutzte die günstige Gelegenheit zu einer Mahlzeit; Chopin entdeckte einen Flügel. Er öffnete ihn, setzte sich davor, begann ein paar Akkorde anzuschlagen, spielte. Ein bejahrter Mitreisender setzte sich schweigsam neben ihn, dann ein anderer, schließlich schlichen sich alle Bewohner des Hauses herein: der Postmeister, dessen Frau, seine Töchter, selbst die Nachbarn. Welche Überraschung: diese Nachtigall, die ein Windstoß aus dem Lande der Feen hergebracht! Plötzlich aber erschien des Postillions Kopf im Fensterrahmen. Mit Donnerstimme rief er:

„Angespannt, meine Herren!"

„Verdammter Störenfried", fuhr der Postmeister wütend auf.

Man bat den jungen Mann, der bereits aufgestanden, inständig, wieder Platz zu nehmen.

„Spielen Sie, bitte, weiter, weiter", vernahm man die Stimmen der Damen.

„Ich gebe Ihnen Kurierpferde, wenn Sie noch dableiben", fügte der Postmeister hinzu.

Und der alte Mitreisende sagte seinerseits:

„Herr, ich bin ein alter, gründlich gebildeter Musiker; ich spiele auch Klavier. Wenn Mozart Ihnen zugehört hätte, würde er Ihnen die Hand

gedrückt haben. Ich unbedeutender Mann wage das gar nicht."

Und als Chopin sein Spiel beendet hatte, nahm ihn dies wunderliche Publikum auf, um ihn im Triumph zur Postkutsche zu tragen.

Ein Schumann hingerissen, dieser Posthalter begeistert, der schüchterne Musikaster ganz in Wallung, es waren die Anzeichen, daß den Menschen ein neuer Dichter erstanden.



## IV

## LEID UND IDEAL

ABER erst im folgenden Jahre sollte ihm der ureigenste Klang werden. Eines Abends in der Oper fiel ihm eine jugendliche Sängerin in einer Nebenrolle auf, deren glockenhelle Stimme, blondes Haar und lockender Mund ihn anzogen. Er vernahm, daß sie Konstanze Gladkowska heiße und noch Schülerin des Konservatoriums sei. Der Eindruck, den ihm das junge Mädchen machte, war stark, jedoch ganz rein und kindlich empfunden. Es würde sein Verlangen gestillt haben, ihr Haarband zu besitzen, es verborgen auf dem Herzen tragend zu sterben. So keusch war dies Empfinden, daß er es zunächst niemand bekannte. Andere Gedanken beschäftigten ihn übrigens weit mehr. Er beabsichtigte nämlich, Warschau zu verlassen, da er sehr wohl fühlte, daß es ihm in musikalischer Beziehung nichts Wesentliches mehr zu bieten vermöchte.

Im Juli 1829 versah ihn der Vater mit einigem sauer ersparten Gelde, und so konnte der jugendliche Komponist, der nun in jeder Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, nach Wien

reisen. Dort besuchte er zunächst Haslinger, den Musikalienverleger und ziemlichen Wichtigtuer, der ihn mit offenen Armen empfing und ihn bereits den „neuen Stern des Nordens" nannte. Chopin aber, noch nicht zwanzigjährig, blieb mißtrauisch und skeptisch. Man stellte ihn dem Grafen Gallenberg, dem Direktor des Kärntnertortheaters, vor; man ermutigte ihn, ein Konzert zu geben. „Nota bene, ohne jedwedes Honorar", schrieb Chopin an seine Angehörigen, „was namentlich dem Grafen Gallenberg sehr zugesagt hat, weil es sich hier um seine Tasche handelt... Ich erklärte, ... daß ich ‚bloß aus Musikliebe' spiele..."

Das Konzert fand am 11. August, um sieben Uhr abends, im Kärntnertortheater statt. Das Orchester spielte eine Ouvertüre von Beethoven, Weisen von Rossini. Dann erschien der zartbesaitete Chopin, der bereits kränklich aussah, auf der Estrade. Einer alten Dame in der ersten Reihe entfuhr es vernehmbar: „Schade um den Jungen, daß er so wenig Tournüre hat!" Chopin jedoch war fahler vor Zorn als vor Aufregung, denn das Orchester, das seine *Variationen* nicht hatte entziffern können, zwang ihn zu Programmänderungen. Er improvisierte daher zuerst über ein Thema aus der *Weißen Dame*, dann über ein polnisches Lied, den *Chmiel*.

Niemand, Liszt ausgenommen, hat es jemals Chopin beim Improvisieren gleichgetan. Unter seinen feingliedrigen Händen erstand eine dun-



kelfarbene Welt voll zarten Wehes, aus der es jedem unter Schauern wie ein Erinnern an selbstdurchlebte, melancholische Stunden aufstieg. Und der Greis sowohl als auch die junge Dame lauschten mit Wonne dem Erlesenen des Tongeflüsters. Was, fragen wir uns, vermögen die Dichter denn, wenn nicht den Sang unsrer eigenen Seele lautwerden zu lassen, in deren Geheimstes sie tiefer eingedrungen als wir?

Der Erfolg dieses ersten Konzertes war derart, daß Chopin beschloß, eine Woche später ein zweites folgen zu lassen. Bei diesem spielte er sein *Rondo Krakoviak*, das vom Orchester nochmals einstudiert worden war, sowie seine *Variationen* über Mozarts *Là ci darem*. Fürst Lichnowsky, Beethovens treuer Freund, war zugegen und zollte stürmischen Beifall. Publikum, Musiker und Kritiker ließen ihr Erstaunen durchblicken, denn an Chopins Erscheinung war alles neu, Form wie Gehalt. „(Chopin) überraschte, da man nicht bloß ein schönes, sondern wirklich ein sehr ausgezeichnetes Talent in ihm entdeckte, dem man sowohl wegen der Eigentümlichkeit seines Spieles als seiner Komposition fast schon ein wenig Genialität beilegen dürfte", schrieb die *Wiener Theaterzeitung;* und die *Allgemeine musikalische Zeitung:* „Die ausgezeichnete Zartheit seines Anschlags, eine unbeschreibliche mechanische Fertigkeit, sein vollendetes, der tiefsten Empfindung abgelauschtes Nuancieren, Tragen und Schwellen der Töne, des Vortrags so seltene

Klarheit und seine durch hohe Genialität gestempelten Erzeugnisse ... geben den von der Natur so freigebig bedachten, selbstkräftigen Virtuosen zu erkennen, der, ohne vorhergegangenes Ausposaunen, als eines der leuchtendsten Meteore am musikalischen Horizonte erscheint." Die einzige Kritik, die Chopin persönlich berührte, war die: er spiele zu zart, lasse eine gewisse Kraft und Klangfülle vermissen. „Allgemein heißt es ..., daß ich für das an das Pauken der hiesigen Klavierkünstler gewöhnte Publikum zu schwach, oder richtiger, zu zart gespielt habe", schrieb er seinen Eltern. „Mir ist es jedoch lieber, als wenn man sagen würde, daß ich zu stark spiele." Und in einem anderen Briefe: „Das ist meine Art, zu spielen ... Ich weiß, daß ich den Damen und Künstlern gefallen habe."

Hierauf reiste er nach Prag, nachdem er noch von all den wiener Musikern, die er sich in so kurzer Zeit erobert, bis zur Diligence geleitet worden. Selbst Czerny, mit dem Chopin mehrere Male zu zwei Klavieren gespielt hatte, den er „einen guten Menschen" und „gefühlvoller als alle seine Kompositionen" nennt, war zum Abschied erschienen. Er sah sich Prag an, lernte den berühmten Geiger Pixis sowie Alexander Klengel kennen, der 24 Kanons und Fugen geschrieben, die als die schönsten seit Bach gelten. Klengel interessierte Chopin sehr, und so blieb man einen ganzen Nachmittag fröhlich unter Gesprächen und am Klavier beisammen. Friedrich fuhr als-



dann nach Dresden über Bad Teplitz, woselbst er den Abend im Schlosse des Fürsten Clary verbrachte.

Eine „kleine, aber honette Compagnie" fand sich hier versammelt: die Herrschaften des Hauses, ein österreichischer General, ein englischer Schiffskapitän, ein sächsischer General, „schrecklich ordenbesät", und „einige junge Elegants" sowie junge Damen. Nachdem man den Tee eingenommen, wandte sich die Fürstin-Mutter mit der Bitte an Chopin, er möge sich „ans Klavier zu setzen, ‚geruhen'". Der Künstler entgegnete, er „geruhe", bat jedoch seinerseits, man möge ihm „ein Thema zur Improvisation zu geben ‚geruhen'". Der Erzieher des jungen Clary schlug ein Thema aus Rossinis *Moses* vor, und Chopin schmückte sein Spiel mit so herrlichen Fiorituren aus, daß er viermal noch ans Klavier gebeten wurde. Man hätte es gern gesehen, daß er länger in Teplitz verweile, er aber lehnte ab. Unruhig und ein wenig erregt, drängte es ihn, seine Reise fortzusetzen. Etwas zerquälte ihn im Innersten. Dresden reizte ihn kaum. Hier blieb er nur wenige Tage, ohne irgend Ersprießliches zu unternehmen, reiste darauf nach Breslau, um schließlich am 12. September wieder in Warschau einzutreffen.

Drei Wochen darauf, als er einen Walzer schrieb, ward ihm der Grund seines Sichkrankfühlens deutlich: „Besitze ich doch – vielleicht zu meinem Leid – schon mein Ideal, dem ich, ohne

mit ihm zu sprechen, bereits ein halbes Jahr treu diene, von dem ich träume, zu dessen Andenken ich das *Adagio* zu meinem neuen Konzerte (E-moll, Op. 11) komponiert habe, und das mich heute früh zu dem *Walzer* (Op. 70, Nr. 3), den ich Dir schicke, inspiriert hat. Schenke der mit † bezeichneten Stelle Deine Aufmerksamkeit. Außer Dir weiß niemand davon. Wie süß wäre es für mich, wenn ich sie Dir vorspielen könnte, ...! Im fünften Takt des Trio müßte die Baßmelodie bis zum oberen ‚es' im Violinschlüssel dominieren, wovon ich Dir übrigens unnützerweise schreibe, weil Du es schon selbst herausfühlen wirst."

Diese vertrauliche Mitteilung ist an Titus gerichtet, seinen „teuersten Titus", weil Musiker gleich ihm, und Chopin prägte mit dem ersten Schlage die beiden Worte, die von nun an zum Schlüssel für sein ganzes Leben werden sollten: „Leid" und „Ideal". Sie verdichten sich zu einer Atmosphäre; zu allzuviel Atmosphäre vielleicht. Sollten sie aber seit jener Epoche an Bedeutung eingebüßt haben, so wollen wir ihnen wenigstens im Geiste wiederum aktiv poetischen Wert zuerkennen. In jenem Europa, das sich romantischem Fühlen überließ und mit Inbrunst in zu prunkenden Worten schwelgte, gab es trunkene Gläubigkeit sowie auch jene Herzensreinheit, welche die Werke der Liebe und jene der Geschichte erzeugt. Eine schlimme Zeit, „eine Zeit der Toren und Narren", nennt sie Charles Maurras. Mag sein. Einer Zeit indessen, in der Gedanken und



Gefühle nur schönrednerischen Wert besitzen, kommt die Kunst teurer zu stehen. Nun aber hat sich keiner weniger als Chopin selbst an leere Worte gehalten. Die, die er gebrauchte, geben genau die Sprache seines Klaviers wieder. Indem er schrieb, um sein Leid auszudrücken, wobei er seines Ideales inne ward, dachte er wohl nicht daran, mit so sicherer Hand zu treffen. Jedoch dank ihm war das Thema der Musik hiermit fixiert, aus dem Millionen Menschenherzen alle Lust der Verzweiflung heraushören sollten.

Bei diesem Leid, bei diesem Ideal handelt es sich natürlich um Konstanze Gladkowska. Einige Zeit später fügt er ergänzend hinzu: „Du glaubst nicht, wie traurig Warschau jetzt für mich ist; wenn meine Angehörigen mir den Aufenthalt nicht angenehm machen würden, ich hielte es hier wahrlich nicht aus. Oh, wie bitter ist es, niemand zu haben, zu dem man früh hingehen könnte, um mit ihm Trauer und Freude zu teilen; o, wie entsetzlich, wenn man sein Herz bedrückt fühlt und die Last nirgends ablegen kann! Du weißt wohl, was ich damit sagen will. Was ich oft Dir mitteilen möchte, muß ich meinem Klavier erzählen."

Er hörte viel Musik und ward tief ergriffen von Beethovens letztem Trio. „Etwas ähnlich Großes habe ich noch nicht gehört", schrieb er. Er komponierte. Er besuchte die Oper. Fräulein Gladkowska debütierte hier in Paërs *Agnes*, und er bewunderte ihr Spiel, ihre Schönheit, den Umfang ihrer Stimme. „Sie nuanciert famos, und

obschon ihre Stimme anfänglich vor Erregung vibrierte, so hat sie doch später sehr tapfer gesungen... Zum Schlusse wurde Agnes ... mit rauschendem Beifall überschüttet." Er lernte sie kennen, begleitete sie auf dem Klavier, glaubte, vor Traurigkeit und Unschlüssigkeit sterben zu müssen. Sollte er abreisen? Bleiben? Er entschied sich dahin, eine Einladung des Fürsten Radziwill anzunehmen und verlebte eine Herbstwoche in Antonin. Hier wurde er als der große Mann empfangen, musizierte mit dem Fürsten, der eine Partitur zu Goethes *Faust* geschaffen.

Zwei charmante Evatöchter schmückten dies Paradies, „die jungen Prinzessinnen: außerordentlich liebenswürdige, gute, musikalische, gemütvolle Wesen. Die alte Frau Fürstin weiß ganz genau, daß nicht nur die Herkunft des Menschen dessen Wert bedingt." Die Prinzessinnen wußten es auch und vertrieben sich die Zeit damit, sich von dem jungen Künstler, der einen Teint wie ein junges Mädchen hatte, Unterricht erteilen zu lassen. Wanda überließ ihm dabei ihre Hand, und er empfand es als „wahre Wonne, ihre Fingerchen zu stellen." Elise porträtierte ihn. Prinzessin Wanda „besitzt viel von echt musikalischer Empfindung, und man braucht ihr nicht erst zu sagen: hier crescendo, dort piano, hier rascher, dort langsamer usw. ... Ich konnte die Zusendung meiner *Polonaise* (F-moll) nicht abschlagen..." Er schrieb ferner sein *„Alla Polacca"* mit Violoncell. „Es ist darin nichts weiter als schimmernder



Tand für den Salon, für Damen." Er vergaß Konstanze nicht, obwohl ihn Prinzessin Elise entzückte. Jedoch er sah ein, man könne sich in aller Lauterkeit recht wohl zu gleicher Zeit von zwei Menschenkindern bezaubern lassen. Er vergaß seinen teuern Titus mit dem unbezähmten und verschwiegenen Herzen nicht. In einem mitteilsamen Augenblicke schrieb er ihm: „Du würdest mich ja selbst dann nicht küssen, wenn ich mich mit byzantinischen Ölen salbte, zwänge ich Dich nicht dazu auf magnetische Weise. Es gibt eine geheimnisvolle Kraft in der Natur..."

Nach Warschau heimgekehrt, beschloß er, daselbst ein Konzert zu geben, das Konstanze besuchen werde. Sie würde dies gewiß dahin richtig verstehen, daß sie es sei, der er seinen jungen Ruhm weihe. Und tatsächlich fand dieses Konzert am 17. März 1830 statt, nachdem er gerade zwanzig Jahre alt geworden. Dies Ereignis erregte außerordentlich Interesse. Der Saal war ausverkauft. Auf dem Programm, nach der herrschenden Mode ein gemischtes, fanden sich Musikstücke von Elsner, Kurpinski, ein Waldhornsolo. Chopin war mit seinem *F-moll-Konzert* und einem Potpourri über Nationallieder vertreten. Allein die Wirkung ward keine solche, wie er sie erhofft. Einzig Kenner verstanden es, die Originalität des Künstlers zu würdigen. Gleichwohl, Konstanze saß in der vordersten Reihe, lächelte ihm zu, und er fand sich belohnt genug.

Ein zweites Konzert, das dem ersten wenige

Tage später folgte, brachte glänzenderen Erfolg, und das *Krakauer Rondo* entfesselte Begeisterungsstürme. Von allen Seiten rief man ihm zu: „Ein drittes Konzert! Ein drittes Konzert!" Diesmal schien es, als ob die Kritik, die Menge und die Musikliebhaber übereinstimmen würden, Chopin als den hervorragendsten Pianisten und Komponisten Polens zu erklären. Dennoch verflossen die folgenden Wochen, ohne ihm wahrhafte Freuden zu bringen. Seine Zuneigung und Liebe zu Titus und Konstanze stärkten und verzehrten ihn zugleich. Ihre Briefe trug er auf seinem Herzen. Einzig für beide komponierte er, und es wollte ihn stets dünken, seine neueste Musik tauge nichts, solange sie jenen nicht erklungen. „Meine begonnene Arbeit drängt; ich muß über Hals und Kopf schreiben... Wie oft, ach, halte ich die Nacht für den Tag und den Tag für die Nacht; wie oft lebe ich im Traum und schlafe am Tage, ja schlimmer noch als wenn ich schlafen würde, weil ich immer das selbe fühle; – und anstatt in dieser Betäubung, etwa wie im Schlafe, Erquikkung zu finden, quäle ich mich nur noch mehr und werde immer schwächer." Er arbeitete an seinem *Adagio* in E-dur, das „romantisch, ruhig, melancholisch" werden sollte; es sollte „den Eindruck eines liebevollen Hinblickens auf eine Stätte machen, die Tausende von angenehmen Erinnerungen aufsteigen läßt. Wie ein Hinträumen in einer schönen, mondbeglänzten Frühlingsnacht ... Vielleicht wird es schlecht sein, doch warum



soll man sich schämen... Du erkennst darin nun wohl meine Neigung, es gegen den eigenen Willen schlecht zu machen. So ist mir denn auch gegen meinen Willen etwas durch die Augen ins Herz geraten und drückt dort – obschon ich es gern habe und liebkose..."

Unvermutet Reizvolles ward ihm zuteil durch die Ankunft einer berühmten deutschen Sängerin, Henriette Sontag, die sechs Konzerte gab. Fürst Radziwill stellte ihr Chopin vor, der sich ihr in flüchtigem Aufflammen zuneigte. Sie „ist nicht schön, jedoch im höchsten Grade hübsch. Sie bezaubert alle mit ihrer Stimme..." Friedrich wurde die Auszeichnung, noch in ihrem „Morgennégligé" von ihr empfangen zu werden, und er führte ihr Konstanze zu. Jedoch das Gastspiel der Sängerin in Warschau blieb nur eine lichtvolle Episode, und Chopin fiel hierauf in seine Unschlüssigkeit zurück. Abzureisen schien ihm für seine musikalische Entwicklung mehr und mehr geboten, während ihn in anderer Hinsicht die Befürchtung lähmte, seine Liebe verlieren zu können. Am 4. September schrieb er an Titus:

„Ich werde ... von Wutanfällen heimgesucht... Ich weile noch immer hier, – habe nicht Entschlossenheit genug, um den Tag meiner Abreise festzusetzen. Ich bilde mir ein, daß ich Warschau verlasse, um nie wieder nach Hause zurückzukehren; bilde mir ein, daß ich abreise, um zu sterben – ach, wie trostlos muß es sein,

nicht dort zu sterben, wo man immer gelebt hat. Wie entsetzlich wird es für mich sein, anstatt meiner Angehörigen einen gleichgültigen Arzt oder einen Diener an meinem Sterbebett zu sehen! Glaub mir, daß ich oft ... gehen möchte, um bei Dir Ruhe zu suchen; da dies aber nicht sein kann, so gehe ich aus dem Hause auf die Straße, sehne mich dort und kehre nach Hause zurück – wozu? – um Grillen zu fangen ...! Der Mensch ist nicht immer zufrieden; nur einige Augenblicke der Freude sind ihm in diesem Leben beschieden, warum also sollte ich mich noch von diesen Illusionen losreißen, die ohnehin nicht von langer Dauer sein werden?"

Seltsamer noch ist sein Brief vom 18. September, in dem er folgendes eigenartige Geständnis macht: „Wenn Du etwa den Verdacht hegst, daß mich hier eine Herzenssache fesselt, so bist Du gleich vielen andern Warschauern im Irrtum. Wirf ihn von Dir, und sei überzeugt, daß ich dort, wo es sich um mein *Ich* handelt, mich über alles hinwegzusetzen, und wenn ich verliebt sein würde, noch einige Jahre länger die elenden und unbeholfenen Gluten zu verbergen imstande wäre ... Ich bitte Dich nur, überzeugt zu sein, daß auch ich an mein Wohl denke und alles um der Menschen willen opfern werde. Um der Menschen willen! – Das heißt, um der Menschen Augen willen, damit die öffentliche Meinung, die bei uns viel bedeutet, nicht zu meinem Leiden beitrage, keinesfalls zu dem inneren, vielmehr nur



zum äußeren ... Solange ich nur gesund bin, will ich gern mein ganzes Leben hindurch arbeiten ... Sollte ich mehr arbeiten als es meine Kräfte erlauben? ... Wenn es die Notwendigkeit erfordert, werde ich doppelt so viel als jetzt zu arbeiten imstande sein ... Du bist nicht Herr Deiner Gedanken, ich aber bin Herr der meinigen und lasse mich nicht wegwerfen, genau so, wie die Bäume sich des Grüns nicht berauben lassen ... Bei mir wird es auch im Winter grün sein. Freilich nur im Kopfe; im Herzen dagegen – bei Gott! – die größte Glut; kein Wunder denn, daß die Vegetation so üppig! ... Deine Briefe ruhen an meinem Herzen neben dem Bändchen (Konstanzes), denn obschon sie sich nicht kennen, so fühlen diese leblosen Dinge doch, daß sie von befreundeten Händen stammen."

Alles in allem, dieser Unschlüssige empfand sehr wohl, daß sein musikalischer Instinkt das Verläßlichste seiner Natur war; daß dieser Instinkt alles besiegen werde, seine Wünsche, seine Bequemlichkeit, seinen Frieden; daß sein „innerstes Leiden", wenn es schon notwendig war, so doch in geringerem Maße als jenes eigenwillige Vorwärtsschreiten einer von Melodie und Einsamkeit erfüllten Zukunft entgegen.

Als er eines Tages in der Kirche „von einem unverhofften Blick (Konstanzes) getroffen" wurde, eilte er, „just in dem Moment einer angenehmen Erstarrung auf die Straße hinaus und wußte eine Viertelstunde lang nicht", wie ihm geschah. „Ich

bin mitunter so verrückt, daß es geradezu schrecklich ist! ... Doch habe ich die ... Absicht, ... Samstag in acht Tagen, ohne Pardon ... abzureisen. Die Noten in das Bündel, das Bändchen in die Seele, die Seele auf den Arm, und in die Diligence!"

Am 11. Oktober endlich gab er ein letztes Konzert, bei dem Fräulein Gladkowska bereitwilligst mitwirkte. Friedrich spielte ein gänzlich neues Werk, das er soeben vollendet hatte, das *E-moll-Konzert* und eine *Phantasie über polnische Themen* (Opus 13). Weiß gekleidet, Rosen im Haar sang Fräulein Gladkowska die Kavatine aus Rossinis *La Donna del Lago*. „Du kennst das: *‚O! quante lagrime per te versai'*", schrieb Chopin an Titus. „Sie hat das *‚tutto detesto'* bis zum tiefen *h* so hervorgebracht, daß Zielinski behauptete, dieses *h* allein sei tausend Dukaten wert! ... Nachdem Fräulein Gladkowska von der Bühne heruntergeführt worden, machten wir uns an die *Potpourris* über den Mond, der unterging. Diesmal habe ich mich selbst, das Orchester hat sich, und das Parterre uns verstanden ... Der Reisekoffer ist schon gekauft, die ganze Ausstattung bereits fertig, die Partituren korrigiert, die Taschentücher gesäumt, die neue Hose probiert." Worauf wartete er noch? Auf etwas wie ein letztes Glück, ihm vom Schicksal geboten. Er vermochte nicht, die Gelegenheit zu ergreifen.

Der 1. November war als Tag seiner Abreise nach Wien festgesetzt. Am frühen Morgen zog ein klei-



ner Trupp des Weges. Elsner, die Freunde und Musiker gaben ihm das Geleit bis nach Wola, dem historisch bedeutsamen Vorort, wo die polnischen Königswahlen einst stattgefunden. Man gab ihm ein Festmahl. Eine Kantate ward vorgetragen, die Elsner zu Ehren Chopins komponiert hatte. Man sang:

*Mög dein Talent, entsprossen unsrer Erde,*
*Sich voll und überall entfalten,*
*Weilest du an der Donau Ufern nun,*
*Der Spree, dem Tiber oder an der Seine.*
*Pflege die Sitten deiner Stammverwandten,*
*Und durch die Musenklänge deiner Werke,*
*Durch unsre Masureks, Krakoviaks*
*Verkünde deines Vaterlandes Ruhm.*
*Ja, du wirst es verwirklichen, dein Träumen.*
*Sei eingedenk, Chopin, daß stets dein Sang*
*Zum Ruhme deinem Land gereichen wird.*

Chor:

*Es heißt nicht viel, dein Land verlassen,*
*Denn deine Seele bleibet uns vereint.*
*Wir hegen heiße Wünsche für dein Glück*
*Und werden dein im Herzen stets gedenken.*

Er war recht blaß, der jugendliche Gefeierte, als man ihm einen silbernen Pokal, gefüllt mit heimatlicher Erde, überreichte. Er vermochte selbst ein Schluchzen nicht zu unterdrücken.

Konstanze sah ihn niemals wieder. Zwei Jahre darauf vermählte sie sich einem Landedelmanne. Dann aber, durch welch wundersame Gunst des Himmels verschlossen sich die blauen Augen, die der Dichter so geliebt, dem Licht? Konstanze erblindete. Doch setzte sie mitunter sich noch an den Flügel und sang die schöne Weise: *O quante lagrime per te versai* ... Irgendwer, der sie in ihren letzten Lebensjahren noch gekannt, erzählte, daß aus ihren Augen, die trotz der Blindheit ungetrübt geblieben, dann Tränen flossen.



## V

## WIENER EINSAMKEIT
## REVOLUTION IN WARSCHAU

TITUS Woyciechowski traf in Kalisch zur Weiterreise mit Chopin zusammen. Einige Jahre älter als dieser, war er in körperlicher wie geistiger Hinsicht eine Friedrich völlig entgegengesetzte Natur: ein großer, kräftiger Bursche mit markanten, eigenwilligen Gesichtszügen, schweigsam, aber ein ebenso leidenschaftlicher Musikfreund. Seine enorm großen Hände, wie dafür geschaffen, mit dem Schwert seiner Ahnen umzugehen, bekamen, sobald er seine Finger auf die Tasten des Klaviers legte, etwas beflügelt Leichtes. Der schmächtige Friedrich mit den unergründlichen Augen und seinem Kinderteint führte jedoch diese mächtige und fügsame Dogge an der Leine. Sie hielten sich vorübergehend in Breslau auf, dann in Dresden, woselbst eine volle Woche mit Besuchen, Abendgesellschaften und Theatervorstellungen verstrich.

Chopin, mit Empfehlungsschreiben versehen, machte Mme. Dobrzyçka seine Aufwartung, einer Polin, die Oberhofmeisterin der Prinzessin Au-

gusta war. Die Dame hatte Gemächer im Königlichen Schlosse inne. Sie nahm ihn herzlich auf und lud ihn ein, an einem Abend in kleinem Kreise intim Befreundeter zu erscheinen. Chopin nahm an, sich wohl bewußt, daß er Proben seiner Begabung werde geben müssen, aber es war nun einmal sein Grundsatz, seinen Landsleuten niemals etwas abzuschlagen. Zur festgesetzten Zeit erschien er in den Salons der Oberhofmeisterin, wo sich nur wenige Personen eingefunden hatten: einige Damen und ein etwa dreißigjähriger Herr, glatt rasiert, den er für einen Gelehrten oder Hofgeistlichen hielt. Mme. Dobrzyçka stellte ihren Gästen vor: „Einer unserer jungen Landsleute, Herr Friedrich Chopin, hervorragend begabter Künstler, der es nicht abschlagen wird, uns eine seiner Masurken, Klänge aus fernem Heimatland, zu Gehör zu bringen." Chopin setzte sich an den Flügel. Er fühlte sich in Verve, in poetischer Stimmung, erfüllt von Erinnerungen. Konstanze, seine Schwestern, das alte Warschau zogen an seinem geistigen Auge vorüber. Und auf vielfache Art wußte er alles mit jener nonchalanten Grazie, jener eindringlich inneren Bewegung auszudrücken, wie es vor ihm niemand je vermocht. Andächtiges Schweigen herrschte, während er spielte. Dann erhob sich die Oberhofmeisterin, kam auf ihn zu, um mit feuchten Augen zu sprechen: „Merci; Sie haben Ihren Königlichen Hoheiten eine köstliche Stunde bereitet." Indem sie nun in Richtung, in der die Herr-



schaften saßen, einen Hofknix machte, wies sie auf die Damen und den bartlosen Herrn. Es waren dies: Prinzessin Augusta, Prinzessin Maximilian und Prinz Johann, der Bruder des nachmaligen Königs von Sachsen, den er für einen Doktor der Theologie gehalten. Diese ließen ihm andern Tages Briefe, mit ihrem Siegel versehen, übermitteln, die „an die Königin beider Sizilien in Neapel" und „an die regierende Herzogin von Lucca" adressiert waren und „den Herrn Friedrich Chopin als einen unvergleichlichen Künstler, dem die glänzendste Zukunft beschieden sei", empfahlen.

Unter solch glücklichen Auspizien kamen Friedrich und Titus gegen Ende November in Wien an. Sie gingen sogleich auf Wohnungssuche und mieteten auf dem Kohlmarkt drei Zimmer für zusammen 5o Gulden im Monat.

Jedoch die vergeßliche Hauptstadt entsann sich schon nicht mehr des Künstlers, dem sie Beifall gespendet. Der Musikalienverleger Haslinger lehnte es ab, seine Werke zu erwerben, und Chopin wiederum war nicht willens, sie ihm gratis zu überlassen. „Er glaubt vielleicht, ich werde sein scheinbares Bagatellisieren meiner Sachen ernst nehmen und sie ihm unentgeltlich geben. Mit dem Gratis ist es aber vorbei, jetzt bezahl', Bestie!" Diese kleinen Sorgen traten indessen mit einem Schlage in den Hintergrund, als die Ereignisse, zu denen es in Polen gekommen, in den Zeitungen langsam durchzusickern begannen. Am

29. November war tatsächlich in Warschau der Aufstand ausgebrochen. Dies alte, zur Sklaverei verurteilte Volk trachtete abermals darnach, seine Freiheit wieder zu erlangen. Die Nachrichten wurden bruchstückweise bekannt: am 29. November hatten sich achtzehn Verschwörer nach Schloß Belvedere begeben, wo Großfürst Konstantin residierte, um sich seiner Person zu bemächtigen. Allein sie waren zu spät gekommen. „Der Vogel war davongeflogen" und bereits unter Mitnahme seiner russischen Truppen von den Mauern Warschaus abgezogen. Für einige Zeit befreit, erhob sich die ganze Bevölkerung der Stadt gegen ihre Unterdrücker. Am kommenden Morgen hatte man eine neue Regierung eingesetzt, den Freiheitskrieg erklärt, und Tausende von Freiwilligen ließen sich allüberall anwerben.

Vom ersten Augenblicke an waren Titus und Friedrich begeisterungstrunken. Titus equipierte sich vom Kopf bis zu den Füßen und reiste ab, ohne weiteres abzuwarten, um mit seinen Waffengefährten zusammenzustoßen. Chopin, allein zurückgeblieben, beklagte sich über seine Untätigkeit; was aber hätte er mit seinen zu feinen Händen, mit seinem unnützen Talent beginnen sollen? Auf gut Glück, ohne bestimmtes Ziel nahm er sich eine Extrapost, um Titus nachzueilen. Aber es gelang ihm nicht, den Freund zu finden, und in der winterlich düsteren Natur kam ihm sein kriegerischer Eifer mit einem Male so vergebens vor, daß er den Kutscher auf halbem Wege



umkehren hieß und wieder in Wien eintraf. Hier fand er einen Brief seines Vaters vor, der, die Gefühle seines Sohnes ahnend, Friedrich inständig bat, sich nicht von seiner Karriere ablenken zu lassen; damit so viel Opfer wenigstens ihre Früchte tragen möchten. Chopin blieb daher. Aber es war eine harte Prüfung, in diesem Polen völlig feindlich gesinnten Österreich Metternichs auszuhalten. Die Künstler aus seinem Bekanntenkreise mieden ihn, und wenn er durch die Straßen ging, hörte er des öfteren: „Der liebe Gott hat einen Fehler gemacht, daß er die Polen geschaffen." Seine Briefpost erhielt er damals nur mit großer Verzögerung, und er lebte in der Angst. Er erfuhr vom Vormarsche des russischen Generals Paskewitsch auf Warschau. Bereits sah er die Stadt in Flammen, seine Angehörigen und Konstanze niedergemetzelt. Seine Zeit brachte er mit Briefschreiben hin, er, dem Briefpapier so verabscheuungswürdig war. „Es scheint mir, daß dies alles nur ein Traum ... daß ich bei Euch weile und das Vernommene nur träume; diese Stimmen, an die meine Seele nicht gewohnt ist, machen auf mich keinen anderen Eindruck als das Wagengerassel ... Leben, sterben, heute dünkt mich alles einerlei ... Warum, ach, bin ich heute so verlassen? Habt nur Ihr in einem so entsetzlichen Augenblicke beisammen zu sein?" Und die Weihnachtsfeiertage verschlimmerten dieses beunruhigende Drama nur noch mehr. Dante sagt mit Recht, kein größeres Traurigsein

sei denkbar, als sich in Unglückszeiten beglückter Tage zu erinnern. In dieser Christnacht ging Chopin in den Stephansdom und dachte dort „in der dunkelsten Ecke, am Fuße eines gotischen Pfeilers" stehend, an den daheim in seinem Lichterglanze erstrahlenden Tannenbaum, an die bescheidenen Geschenke, die sich seine Schwestern und er gegenseitig zu machen pflegten, an die traditionelle Abendmahlzeit, wenn die ganze Familie, um den Tisch versammelt, das geweihte Brot brach, das die Laienbrüder der Klöster zur Adventszeit verteilt hatten.

Er verbrachte die Feiertage größtenteils allein auf seinem Zimmer, das er folgendermaßen beschreibt: „Es ist geräumig ..., dreifenstrig. Das Bett steht dem Fenster gegenüber, rechts ein herrlicher Pantaleon (Flügel), links ein Diwan. Zwischen den Fenstern Spiegel, in der Mitte ein großer Mahagonitisch. Der Fußboden ist poliert. Stille. Früh werde ich von einem unausstehlich dummen Diener geweckt. Ich stehe dann auf, man bringt mir den Kaffee, ich setze mich an den Flügel und lasse dann gewöhnlich das Frühstück kalt werden. Gegen neun Uhr kommt mein Lehrer der deutschen Sprache, später pflege ich meistenteils zu spielen, worauf – bisher wenigstens – Hummel kommt (der Sohn des Komponisten), um mich zu zeichnen, und Nidecki, um mein Konzert zu spielen. Dies alles im Schlafrocke bis zwölf Uhr, um welche Zeit ein sehr nettes deutsches Kerlchen, ein gewisser Leidenfrost, kommt, mit



dem ich auf dem Glacis rings um die Stadt einen Spaziergang zu machen pflege. Hierauf begebe ich mich zum Mittagessen, falls ich wo geladen bin, wenn nicht, so gehe ich gewöhnlich ins Gasthaus ‚Zur Böhmischen Köchin', wo die gesamte hiesige akademische Jugend speist ..., worauf ich Besuche mache. In der Dämmerstunde kehre ich nach Hause zurück, frisiere, chaussiere mich und gehe zu einer Abendgesellschaft. Gegen zehn, elf, auch zwölf (niemals später), kehre ich nach Hause zurück, spiele, weine, lese, lache, lege mich schlafen und träume von Euch."

In dem selben Briefe an seinen Freund Matuszynski schrieb er am Weihnachtstage (1830) noch: „... Ich habe mich nach einem Schreiben von Dir gesehnt. Du weißt, weshalb. Doch wahrlich nicht nur um meines Friedensengels willen! Denn bei meiner Liebe zu ihm: wenn ich es imstande wäre, ich würde alle Töne in Bewegung setzen, die mir von dem blindwütigen, grimmigen Gefühl zukämen, um wenigstens teilweise die von den Heerscharen Jans gesungenen Lieder zu erraten, deren verstreuter Widerhall noch irgendwo an den Ufern der Donau irrt ... Du rätst mir, einen Dichter zu wählen. Weißt Du denn nicht, daß ich das unentschlossenste Geschöpf der Welt bin, das nur einmal im Leben gut gewählt hat? ... Alle Diners, Abendgesellschaften, Konzerte, Bälle, deren ich bis über die Ohren habe, langweilen mich ... Ich kann nicht so handeln, wie es mir beliebt, muß mich putzen, chaussieren, frisieren,

im Salon den Ruhigen spielen, um dann, nach Hause zurückgekehrt, am Klavier zu donnern. Habe keinen Vertrauten, muß mit allen höflich umgehen ... Verzeih, lieber Jas, dieses Klagen, das mir Erleichterung verschafft, mich beruhigt... Eine Stelle in Deinem Briefe hat mich sehr betrübt. Ist in der Tat wenigstens eine gewisse Veränderung eingetreten? War man nicht etwa krank? Bei einem so gefühlvollen Geschöpfe würde ich es leicht annehmen ... Beruhige sie, sage ihr, daß, solange meine Kräfte hinreichen, daß ich bis zum Tode ... daß ich noch nach meinem Tode meine Asche unter ihre Füße streuen werde. Doch das ist noch zu wenig, was Du ihr sagen könntest, ich will ihr selbst schreiben. Ich hätte es schon längst getan, würde sie nicht so lange gequält haben, aber – die Menschen! ... Sprich Du für mich ... Neulich war ich bei einer Frau Bayer, einer Polin, die Konstanze heißt. Ich verkehre dort gern; wegen der Reminiszenz: alle Musikalien, Taschentücher, Servietten sind mit *ihrem* Namen gezeichnet."

„1. Januar 1831. – Ich habe Deinen Brief ... empfangen ... Ich weiß nicht, was mit mir geschieht. Ich liebe Euch mehr als das Leben. Schreib mir. Du bist bei der Armee! ... Unsere armen Eltern! Was machen meine Freunde? Ich lebe bei Euch. Würde für Dich, für Euch alle sterben ... Du schreibst, daß Ihr hinausziehet. Wie wirst Du dann abgeben können? ... Vorsicht! Meine Eltern! Man könnte Schlechtes den-



ken ... Heute ist Neujahr – wie traurig beginne ich es! Vielleicht beendige ich es nicht! Umarme mich. Du ziehst in den Krieg. Kehre als Oberst zurück! ... Ach, warum kann ich nicht wenigstens trommeln?"

„Falls es nicht durchaus notwendig ist, so übergib ihr das Billett nicht. Ich weiß nicht, was ich dort geschrieben habe. Du darfst es lesen. Es ist vielleicht das erste und letzte."

Dann notierte er sich in sein kleines Taschenbuch: „Dieses Bett, in das ich mich jetzt lege – wie viele Leichen mögen in ihm nicht schon gelegen haben? Und es weckt in mir heute dennoch keinen Abscheu! Denn was ist eine Leiche wohl Schlechteres als ich? Die Leiche weiß auch nichts von ihrem Vater, ihrer Mutter, ihren Geschwistern, einer Geliebten ... wie mich jetzt alles kalt läßt ... So erhellt denn daraus, daß der Tod die beste Tat des Menschen ist! Was ist dann die schlimmste? Das Geborenwerden, als eine jener besten Tat entgegengesetzte." Schließlich einige verkrampften Zeilen über Konstanze: „Liebte sie mich, oder spielte sie eine ihrer Rollen? Wie schwer das zu erraten ist. Ja oder nein? Ja, nein, ja, nein? ... Ja, gewiß. Aber ihr Wille geschehe."

Solcherart beunruhigt, einsam, übermäßig empfindsam gibt sich Chopin ganz zu erkennen. Alles Leidvolle knospte neben wenig einfach Freudvollem in ihm. Das *Männliche* kam nur äußerst langsam zum Durchbruch. Der Dichter klammerte sich an seine Kindheit, von ihr be-

schwert mit Schwierigem, das seinem Naturell gemäß. Gleich den Frauen sparte er sich unbewußt dem Leiden auf, und dadurch einzig sollte er zum Manne reifen.

Gleichwohl hatten die beiden, seit seinem ersten Erglühen für Konstanze Gladkowska verflossenen Jahre bereits bewunderungswürdige Werke entstehen lassen. Chopin konnte nicht ganz ohne berechtigten Stolz Seiten wie den *Walzer* in Des-dur (Opus 70, Nr. 3) aus der Fülle seiner Manuskripte herauslesen, über den er vor kurzem an Titus einiges Vertrauliche geschrieben. Die Entwürfe seiner ersten *Etüden* lagen vor, das erste seiner *Nocturnes* sowie die beiden *Konzerte* (E-moll, Op. 11, und F-moll, Op. 21). Wenn sie auch im Gerippe und Aufbau vieles noch Hummel verdanken, Fleisch und Blut gab ihnen einzig Chopin. Der Orchesterpart beider Konzerte ist schwach, weil es Chopin nicht gelang, *orchestermäßig zu denken,* jedoch der Klavierpart in beiden Fällen von einer Originalität und tondichterischen Kraft, die bleibende Werte verbürgen. Liszt sollte späterhin über das Adagio des *Zweiten Konzertes,* für das Chopin „eine sichtliche Vorliebe" zu erkennen gab, schreiben, dies „ganze Stück ist von idealer Vollendung. Sein bald strahlender, bald rührender Inhalt versetzt uns in eine herrliche, lichtdurchtränkte Landschaft, in irgendein glückliches Tempe-Tal, das zum Schauplatz einer traurigen Erzählung, einer betrübenden Szene auserwählt ist. Wir sehen an-



gesichts einer unvergleichlichen Natur das menschliche Herz von einem schweren Leid betroffen." Zweifellos enthalten die etwas weitschweifigen Sätze Treffendes. Es bleibt jedoch schwierig, in eine durchschnittlich reiche Sprache all das zu transponieren, was in der Regel unversehens entschlüpft und dem komplexesten unserer Sinne eine neue Welt offenbart. Musikalische Analyse ist die vergeblichste Geistesübung, da sie nur auf Gefühlsmomenten basieren kann. Werfen wir lieber einen Blick in die Konzertsäle: zum ersprießlichsten Teile bevölkerten sie Liebende und greise Menschen, denn diese sind die Verstehenden, in Erinnerungen lebenden und verlangen nach jenem machtvoll Unaussprechlichen, in dem sie sich am besten finden. Chopin selbst wußte noch nicht, was er gab. Der klassische Rahmen behinderte ihn. Aber er war der Freude wachsender Erkenntnis voll, die sich aus seinen ersten schmerzerfüllten Erfahrungen entwickelt und herauskristallisiert hatte.

Der Winter schlich, so gut es ging, dahin, und Chopin besuchte, etwas freudiger als er eingestand, Abendgesellschaft um Abendgesellschaft. „Ich habe mir auf der rechten Seite Favoris wachsen lassen ... Auf der linken sind sie nicht nötig, weil man nur mit der rechten sich gegen das Publikum setzt." Er pflegte bei Dr. Malfatti zu verkehren, dem ehemaligen Arzte Beethovens und Hofarzt, einem frohsinnigen, wohltätigen Sy-

bariten, der eine elegante, von einem Garten umgebene Villa bewohnte. Und der Frühling kehrte wieder, denn die Pfirsichbüsche und Kirschbäume des Doktors bedeckten sich mit weißem und rosigem Blütenschnee. Am Johannistag ward hier bei Mondschein ein Fest veranstaltet. Vorn auf der Terrasse des Hauses, in bräutlicher Nachtluft, die duftend der Orangerie, übersprüht von Springbrunnen, entstieg, spielte Chopin, während die Wienerinnen dem Fremdling mit den traurigen Augen lauschten, der in düsteren Farben einen frohen Walzer von Strauß paraphrasierte.

Er besuchte Konzerte, traf mit vielen Künstlern zusammen, aber keiner, ausgenommen der Geiger Slavik (ein Paganini andrer Art, „der 96 Noten staccato auf einen Bogenstrich nahm"), erschien ihm groß. Wien bot ihm nichts Fesselndes. Allüberall spielte man nur Walzer, und wenngleich alle Welt hierüber lachte, so druckten doch auch die Musikalienverleger nichts anderes. Chopin fühlte sich leidend und gestand es den Freunden, verbot ihnen jedoch, seinen Eltern etwas davon zu sagen. Er plante neuerdings eine Abreise, ließ sich seinen Reisepaß ausstellen, ohne noch recht zu wissen, ob er sich für Frankreich, Deutschland oder England entscheiden sollte. Italien zog ihn ebenfalls an, aber in Bologna, Mailand, Ancona, Rom war Revolution. Unschlüssig, wie er war, würde er wohl Kopf oder Schrift gespielt haben, wäre dies nicht in etwas einer Herausforderung des Schicksals gleichgekommen.



Schließlich entschied er sich für London und ließ aufs Geratewohl in seinen Paß vermerken: „über Paris." Nun war er beruhigt und hatte einige Anhaltspunkte zum Nachdenken. Er traf seine Reisevorbereitungen, machte Abschiedsbesuche und ließ sich zum 20. Juli (1831) einen Platz in der Diligence reservieren.

Einige Tage vor der Abreise empfing er einen Brief seines Landsmannes, des Schriftstellers Witwicki, der mit seinen Angehörigen befreundet war. Dies Schreiben traf ihn an empfindlichster Stelle. „... Möchten Sie sich stets den Blick für das Nationale bewahren, das Nationale und nochmals das Nationale. Es ist dies ein für einen gewöhnlichen Künstler dem Sinne nach fast leeres Wort, nicht aber für eine Begabung wie die Ihre. Es gibt eine heimatliche Melodie, wie es ein heimatliches Klima gibt. Die Berge, die Wälder, die Gewässer reden ihre heimatliche, innere Sprache, obgleich nicht jedes Gemüt sie versteht ... Jedesmal wenn ich daran denke, lieber Herr Friedrich, gebe ich mich der süßen Hoffnung hin, Sie würden der erste sein, der aus den unermeßlichen Schätzen slavischer Melodie zu schöpfen vermöchte ... Suchen Sie die slavischen Volksweisen, wie der Mineraloge Steine und Metalle in den Bergen und Tälern sucht ... Man hat mir gesagt, daß Sie sich dort unten langweilen und daß Sie verschmachten. Ich versetze mich in Ihre Lage: kein Pole kann untätig bleiben, wenn Leben oder Tod seines Vaterlandes auf dem

Spiele stehen. Erinnern Sie sich aber stets, lieber Freund, daß Sie nicht fortgereist sind, um dahinzuwelken, vielmehr um sich in Ihrer Kunst zu vervollkommnen und Ihrer Familie und Ihrem Lande zum Trost und zum Ruhme zu gereichen."

Am 20. Juli stieg er in den Postwagen und erreichte über Salzburg München, wo er sich mehrere Wochen aufhielt. Dann setzte er die Reise fort und langte in Stuttgart an. Hier erfuhr er am 8. September die Einnahme Warschaus durch die Russen. Erschüttert von der schrecklichen Nachricht, setzte er sich ans Klavier und machte seinem Schmerze in einer herzzerreißenden Improvisation Luft. Es war dies der erste Wurf zur *C-moll-Etüde* (Opus 10, Nr. 12), die man die *Revolutionsetüde* nennt. „Welche Veränderungen, welche Not!... wer hätte das je vorausgesehen!", sollte er einige Wochen später schreiben. Man wird diese Worte vielleicht etwas flau finden. Chopin indessen liebte hochtrabende Ausdrucksweise nicht. Auch die Erregung weist bei ihm stets eine gemäßigte Note auf. Nichtsdestoweniger ließ er seinen Verwünschungen im Taschenbuche freien Lauf: „Die Vorstadt zerstört, verbrannt, Jas und Wilus gewiß auf den Wällen gefallen! ... Paskewitsch und dieser Hund von Mohilew nehmen die teure Stadt ein! Moskau befiehlt der Welt! O Gott, bist du da? Bist da – und rächst dich nicht? Bist du der moskowitischen Verbrechen noch nicht satt? Oder – oder – bist du am Ende gar selber – ein Moskowiter?!"



Der jugendliche Verbannte ahnte wohl kaum, daß er, wie Paderewski so schön pointiert, der geniale Pascher werden sollte, der mit seinen Notenblättern den verbotenen Polonismus über die Grenzen tragen würde; der Priester, bestimmt, den Polen in der Diaspora das Sakrament des Vaterlands zu reichen.

## VI

## „ICH WEISS WIRKLICH NICHT, OB ES IRGENDWO MEHR PIANISTEN GIBT ALS IN PARIS"

ALS die Landpostkutsche, die Chopin brachte, die Tore von Paris hinter sich hatte, kletterte der junge Musiker hinauf und setzte sich neben den Kutscher. Er wußte nicht, wohin er zuerst schauen sollte, auf die Bauwerke oder die derart dichtgedrängte Menschenmenge, derzufolge man fast eine neue Revolution vermuten konnte. Indessen, es war nur die Lust, wieder aufleben zu können, die diese Unmasse Menschen auf die Straßen trieb und die Wagenpferde im Schritt zu gehen zwang. Der Kutscher kannte sich hier wie nicht leicht einer unter den symbolischen Bekleidungsstücken der Herren Bürger aus, und er machte seinen Fahrgast darauf aufmerksam. Jede politische Partei trug sich anders. Die *Ecole de Médecine* und die *Jeune France* genannte Jugend fielen durch ihre Barttracht und ihre Halsbinden auf. Die Karlisten hatten grüne Westen an, die Republikaner rote, die Saint-Simonisten blaue. Viele waren stolz auf ihre langen Überröcke, „à la propriétaire" genannt, die bis zu den Fersen herabreichten. Man sah Künstler, nach Raffaels Art gekleidet, die lange, bis auf die Schultern wallende Haare und breite baskische Mützen trugen. Andere hatten sich das Mittelalter zum Vorbild dienen lassen. Zahlreiche Frauen kleideten sich in Pagen-, Edelgardisten-, Leibjägertracht. Und inmitten dieses Gewimmels schwangen Straßenverkäufer anpreisend ihre Broschüren: „Verlangen Sie *Die Kunst, Liebe einzuflößen und sie sich zu erhalten.* Verlangen Sie *Die Liebschaften der Priester.* Verlangen Sie *Der Erzbischof von Paris und die Herzogin von Berry.*" Friedrich nahm zunächst an diesen Dingen etwas Anstoß. Dann war er sehr angenehm überrascht, einen Trupp junger Leute vorüberziehen zu sehen, die „Hoch Polen!" riefen. „Das tuen sie dem General Ramorino zu Ehren, diesem Italiener, der unsere polnischen Brüder von der russischen Knute zu befreien versucht", erklärte der Kutscher. Man mußte halten, um die Volksmenge vorbeizulassen. Dann kam man an der Poststation an, und Chopin stieg von seinem Sitze herab, ließ sein Gepäck auf ein Kabriolett schaffen und begab sich zum Wohnungsnachweis, woselbst man ihm zwei Zimmer in der vierten Etage, Boulevard Poissonnière No. 27, nannte.

Er fühlte sich hier wohl, weil er einen kleinen Balkon, der Straße zu, hatte, von dem aus er die Boulevards sehr weit zu überschauen vermochte. Die lange Flucht der zwischen zwei Häuserreihen

eingekeilten Bäume rief sein Erstaunen hervor. „Dort unten", so überlegte er, „wird die Geschichte Frankreichs geschrieben." In geringer Entfernung, in der Rue d'Enfer, redigierte Herr von Chateaubriand seine Memoiren und schrieb gleichfalls: „Welche Ereignisse haben sich vor meiner Türe abgespielt! ... Aber seit dem Prozesse Ludwigs XVI. und der revolutionären Erhebung ist alles hinsichtlich richterlicher Urteile und Aufstände bedeutungslos." Und in der selben Zeit schuf eine jener jungen Frauen in Bürgerkleidern in ihrer Mansarde Romane, die sie unter dem Pseudonym George Sand veröffentlichte, ausrufend: „Leben, wie süß das ist! Wie herrlich das ist, trotz allen Kummers, der Ehegatten, der Langeweile, der Schulden, der Verwandten, der Klatschereien, trotz brennender Schmerzen und langweiliger Plackereien. Leben, das ist berauschend! Lieben, Geliebtwerden! Das ist das Glück, ist der Himmel!"

Von dem seiner Ankunft folgenden Tage an tauchte Friedrich in der Menge unter und weidete sich an seiner Einsamkeit. Sie war hier vollkommener als in den tiefsten Wäldern Deutschlands, und der Künstler empfand dabei zugleich Erregung und Furcht. Er ließ sich vom Menschenstrome dahintreiben, als dieser sich plötzlich staute, sich organisierte, und Chopin ward von einer geschlossenen Kolonne mit fortgerissen, die, Fahnen voraus, vorbeimarschierte, um Ramorino zuzujubeln. Da bekam er es wahrlich mit der



Angst; er machte sich frei, kehrte durch entlegenere Straßen nach Hause zurück, stieg auf seinen Balkon hinauf und erlebte den Begeisterungssturm nun von oben mit. Die Läden wurden geschlossen, eine Eskadron Husaren sprengte heran und verjagte den Pöbel, der pfiff und die Soldaten verhöhnte. Bis fast um Mitternacht dauerte das Lärmen an, das den Anschein eines Aufruhrs erweckte. Chopin schrieb hierüber an Titus: „Du kannst Dir kaum vorstellen, welchen Eindruck die drohenden Stimmen des unzufriedenen Volkes auf mich gemacht haben." Er liebte entschieden weder Lärm noch die Menge; Politik war nicht seine Sache.

Musik, Musik, sie blieb der einzig mögliche Ausweg, weil die einzige Art, in Gefühlen zu denken. „Hier erst kann man erfahren, was Gesang ist. Heute ist unstreitig nicht die Pasta, sondern die Malibran-Garcia die bedeutendste Sängerin Europas." Er verbrachte seine Abende in der Akademie oder in der Italienischen Oper. Véron war Leiter der Akademie, und Habeneck dirigierte ihr Orchester. Bei den Italienern waren es Rossini und Zamboni. Er hörte Lablache und die Malibran im *Barbier von Sevilla*, darauf *Othello* und *Die Italienerin in Algier*. Und im Drange, das mit Freuden Erlebte mitzuteilen, schrieb er erneut an Titus: „Du kannst Dir nicht vorstellen, was dieser Lablache ist! Von der Pasta wird gesagt, daß sie an Stimme etwas verloren habe; ich hörte aber noch nichts Erhabeneres als

ihren Gesang. Die Malibran nimmt nur mit ihrer wunderschönen Stimme gefangen, singt jedoch wie keine! ... Wunder über Wunder! ... Frau Malibran spielt die Rolle des Othello, und jene die Desdemona. Die Malibran ist klein, die Deutsche riesig; es hatte den Anschein, daß Desdemona den Othello erdrosseln werde!"

Chopin hatte einen Empfehlungsbrief an Paër mit, der ihn mit Cherubini, Rossini und dem damals unter allen andern hervorragend berühmten Pianisten, mit Kalkbrenner, bekannt machte. Klopfenden Herzens suchte Chopin diesen unbestrittenen Meister in seiner Wohnung auf. Er fand einen großen, kühlen, gemessenen Menschen mit Diplomatenallüren und unbeständigem Blicke vor. Er gab sich das Ansehen eines Edelmannes, war ohne Zweifel allzu höflich, auf jeden Fall sehr schulmeisterlich. Marmontel sagt von ihm, sein Spiel sei gebunden, getragen, harmonisch vollkommen ausgeglichen gewesen und habe eher entzückt als Staunen hervorgerufen; sagt, daß seine Linke von unvergleichlicher Bravour gewesen, und er, ohne weder Kopf noch Körper im geringsten zu bewegen, in edlem Stile gespielt und hervorragende Schule bewiesen habe. „Er ist ein Riese", sagt Chopin von ihm, „der alle Pianisten niederhält, mithin auch mich." Der junge Künstler bewunderte an Kalkbrenner vornehmlich den Puristen, den Menschen, der am Flügel die Sprache Ciceros sprach.

Der Meister und der Unbekannte spielten sich



wechselseitig mehrere Musikstücke vor. Als Chopin mit seinem E-moll-Konzert zu Ende war, sagte Kalkbrenner zu ihm: „Sie haben Cramers Spiel und Fields Anschlag", ohne Zweifel das beste Kompliment, das er ihm machen konnte. Und da er in diesem unerwarteten Jünger den kommenden Meister sah, machte er ihn auf seine Fehler aufmerksam, hob den Mangel an Methode hervor, strich ihm gar im Konzert verschiedenes mit Bleistift an. Er versuchte, es vom Blatte zu lesen. Aber wenngleich ihm dies beim ersten Teile gelang, so blieb er dafür zu Beginn des zweiten infolge unüberwindlicher Schwierigkeiten stecken, denn es handelte sich um eine völlig neue Technik. Dessenungeachtet versicherte Kalkbrenner nachdrücklich, einzig drei Jahre Unterricht unter seiner Leitung vermöchten Chopin zum Haupt einer neuen Schule zu machen. Friedrich war hierüber beunruhigt. Noch drei Jahre studieren! Was würden seine Angehörigen dazu sagen? „Indes, ich würde mich auch damit einverstanden erklären," dachte er, „wenn ich auf diese Weise wenigstens einen großen Schritt in meinen Unternehmungen tun könnte." Jedoch nach Hause zurückgekehrt, verflüchtigten sich seine Bedenken wieder: „So viel weiß ich, daß ich keine Kopie von Kalkbrenner sein werde; er wird nicht imstande sein, meinen vielleicht allzu kühnen, aber edlen Willen zu verdrängen: *mir eine neue Welt zu schaffen.*" Ein Vierteljahrhundert vor Wagner kam bei diesem Zwanzigjährigen hier-

durch die Gewißheit eines analogen Schicksals zum Ausdruck.

Man muß es Herrn Nikolaus Chopin danken, seinen Sohn in seinem Selbstvertrauen bestärkt zu haben. „Aber, mein lieber Freund," schrieb er ihm, „ich verstehe nicht, daß er (Kalkbrenner) glaubt, da er doch Deine Fähigkeiten erkannt zu haben zugibt, daß noch drei Jahre unter seiner Anleitung nötig seien, um aus Dir einen Künstler und das Haupt einer Schule zu machen. Du weißt, daß ich alles getan habe, was von mir abgehangen, um Dich in Deinen Absichten und bei der Ausbildung Deiner Begabung zu unterstützen, daß ich Dir in nichts widersprach. Du weißt auch, daß Du der Technik des Klavierspieles wenig Zeit gewidmet hast und daß Dein Geist beschäftigter war als Deine Finger. Wenn andere ganze Tage mit Üben an der Klaviatur verbracht haben, so hast Du selten eine volle Stunde darauf verwendet, die Werke anderer zu spielen... Genie kann Kennern sogleich auffallen, sie werden jedoch den Grad des Erhabenen nicht gewahr."

Bemerkenswerter aber ist der Brief der Schwester Luise, die sofort zu Elsner geeilt war, um ihm die Bestürzung der ganzen Familie mitzuteilen. Und der alte Meister wie auch die junge Schwester hatten bald am Vorschlage des Virtuosen persönlich interessierte Berechnung entdeckt. Nun sprachen sie es aus, sie, die so reinen Herzens, so vertrauensvoll gläubig waren: „Elsner war nicht zufrieden und rief: ‚Das ist schon Neid – drei Jahre!' und schüttelte den Kopf... Dann fügte er hinzu: ‚Ich kenne Friedrich, er ist gutmütig, kennt keine Eigenliebe, hat wenig Lust zu Fortschritten, sie werden ihn in ihre Gewalt bekommen. Ich werde ihm schreiben, wie ich diese Sache auffasse.' Tatsächlich brachte er heute früh einen Brief, den ich Dir übermittle, und er hat mit uns darüber noch weiter gesprochen. Wir, die wir die Menschen in der Einfalt unseres Herzens beurteilen, vermochten uns nicht vorzustellen, daß Kalkbrenner etwas anderes als ein überaus ehrenwerter Mann sein könne. Elsner hingegen ist nicht ganz dieser Meinung. Und er sprach heute folgendermaßen: ‚Sie haben in Fritz das Genie erkannt, und es wurmt sie schon, daß er vielleicht über sie hinauswachsen könnte, weshalb sie ihn denn auch drei Jahre lang in ihre Hand bekommen wollen, um wenigstens das aufzuhalten, was die Natur selbst vorwärtsbringen würde.' Elsner will es nämlich nicht haben, daß Du nachahmest, und er drückte sich gut aus: ‚Jede Nachahmung ist nicht das, was Originalität.' Wenn Du nachahmen wirst, dann wirst Du unoriginell werden, und obwohl Du jünger bist, so können Deine Gedanken doch bessere sein als die der Erfahreneren... Und dann will Dich Elsner nicht nur als Konzertvirtuosen ... und berühmten ausübenden Künstler sehen, weil dies leichter ist und weniger bedeutet, ... sondern er möchte, daß Du *der* werdest, wozu die Natur

Dich drängt und wozu sie Dich geschaffen hat... Diese Keckheit und Arroganz, wie er es nannte, machte ihn furchtbar zornig: sich einen Bleistift zur Streichung einer Passage darreichen zu lassen, nach flüchtiger Durchsicht der Partitur, ohne jemals das Konzert in seinem ganzen Effekt mit Orchester gehört zu haben! Er sagte, wenn Kalkbrenner Dir den Rat erteilt hätte, daß Du beim Schreiben eines zweiten Konzertes ein kürzeres Allegro machtest, so wäre das ganz etwas anderes gewesen; aber in einem bereits fertiggestellten streichen zu heißen, das vermag er nicht zu verzeihen. Er verglich dies mit einem schon fertigen Hause, an dem jemand einen Pfeiler zu viel findet und die Sache nun in der Weise ändern will, daß er ihn entfernt, mit anderen Worten, dasjenige zerstört, was er für schlecht erachtet... Es scheint, daß Elsner mit Recht behauptet, man müsse, um höher zu stehen, nicht nur seinen Lehrer, sondern auch die Zeitgenossen übertreffen. Vermag man sie nachzuahmen und zu übertreffen, dann sei dies jedoch nur ein Schreiten in ihren Fußtapfen; er aber behauptet nachdrücklichst, daß Du, der Du schon heute das Bessere vom Guten zu unterscheiden verstehst, Dir selber den Weg ebnen solltest. Dein Genius werde Dich leiten. Und noch eines fügte er hinzu: ‚Friedrich besitzt jene Originalität und jenen Rhythmus (oder wie man das nennt) der heimatlichen Scholle, der ihn bei seinen erhabenen Gedanken umso origineller machen und kennzeich-



nen wird.' Er wünschte, daß Dir das verbliebe. Wir, die wir von der Sache nichts verstehen, raten Dir weder so noch so."

Schön ist dieser Brief. Zwar nicht literarisch fein, aber er trifft das Wesentliche. Friedrich befolgte die Ratschläge und zog vor, er selbst zu bleiben, sei es auch auf Kosten eines raschen Erfolges. Kalkbrenner ärgerte sich übrigens keineswegs darüber, daß dieser Eliteschüler sich nicht hatte überzeugen lassen. Ihrer freundschaftlichen Zuneigung tat es auch fernerhin keinen Abbruch. Kalkbrenner war es sogar selbst, der Chopin den Leitern des berühmten Hauses Pleyel vorstellte. Chopin liierte sich mit andern Künstlern, besonders mit Hiller, dem Pianisten, Komponisten, Musikschriftsteller, und mit dem berühmten Violoncellisten Franchomme, die ihm beide behilflich waren, sein Konzertdebüt zu organisieren.

Es fand am 26. Februar 1832 in den Salons Pleyel statt. Friedrich hatte es mit minuziöser Sorgfalt unter den stets erneut auftretenden Schwierigkeiten vorbereitet. Fünf Geiger (worunter Urhan, Liszts Freund, und Baillot) waren gewonnen worden, die Beethovens Quintett spielen sollten; die Damen Tomeoni und Isambert für Gesangeinlagen; Kalkbrenner, Stamaty, Hiller, Osborne, Sowinski und Chopin würden eine *Grande Polonaise* zu sechs Klavieren, von Kalkbrenner persönlich komponiert, vortragen; alsdann sollte Chopin sein *F-moll-Konzert* und seine *Variationen* über Mozarts *Là ci darem* zu

Gehör bringen. Die Große Polonaise zu sechs Klavieren beunruhigte ihn. „Ist dies nicht ein toller Gedanke?“ schrieb er an Titus. „Eines der Klaviere ist ein riesiger Pantaleon und für Kalkbrenner bestimmt, das andere klein, monochord, doch starktönend wie Glöckchen, und für mich.“ Prahlerei liebte er nicht. Übrigens haßte er stets Konzerte vor großem Publikum. So sah man denn am Abend des 26. Februar einen sehr blassen jungen Menschen auf der Estrade erscheinen, dessen ganzes Gebaren weit mehr offensichtliches Gelangweiltsein als affektierte Inspiration verriet. Der Saal war nur zur Hälfte besetzt, und zwar vornehmlich mit Polen, Kritikern und Musikern. In der vordersten Reihe saß Liszt mit seinen schönen, ebenmäßigen Zügen. Es ward erstaunlich still, als Chopin den Tasten die ersten schmeichelnden Klänge entlockt hatte.

Dann ließ er den Flügel eine Sprache reden, die niemals noch jemand vernommen. Dennoch erklang hier jedem einzelnen die Stimme der innersten Seele. Dies Spiel war weder anekdotisch noch brillant kommentierend, vielmehr der schlichte Sang des Lebens selbst, und glaubwürdig anvertrauend, die echteste Sprache des Herzens. Durch zartsinnigste Anpassung – der Stärke reiner Herzen – riß Chopin die Musikkenner hin. Liszt selbst, dessen „rauschendster Beifall gegenüber diesem Talente, das nach der ideellen wie der formalen Seite seiner Kunst hin eine neue Richtung offenbarte, der Begeisterung kaum ge-



nug tat“, schenkte ihm von diesem Abend an seine innige Freundschaft. Fétis, der herbe Kritiker, auf den man aber hörte, erklärte: „Hier haben wir einen jungen Mann, der sich seinen natürlichen Impulsen hingibt, und ohne sich jemand zum Muster zu nehmen, etwas völlig Neues gefunden hat, oder doch einen Teil dessen, was man lange vergebens gesucht, nämlich eine Fülle origineller Gedanken, deren Ursprung nirgends nachzuweisen ist.“

Chopin nahm diese Lobeserhebungen ohne Stolz oder falsche Bescheidenheit hin, denn alles Eitle lag ihm vollständig fern. Die Kassenabrechnung ergab, daß die Einnahmen kaum hinreichten, die Unkosten zu decken. Doch das war nichts im Vergleich mit einer anderen Enttäuschung: das französische Publikum war nicht erschienen. Der Zweck, den der Künstler verfolgt, damit nicht erreicht. Als er gegen Mitternacht sein Zimmer wieder betrat, bildete Chopin sich ein, das Schicksal habe vorerst in ungünstigem Sinne gegen ihn entschieden, und er plante, nach Amerika zu reisen.

Er besaß fast kein Geld mehr. Seine Beziehungen blieben wenig zahlreich, beschränkten sich auf einen kleinen Kreis aus Künstlern und Landsleuten. Ach, wie glücklich war Meyerbeer, er, der soeben seinen *Robert der Teufel*, eine Goldgrube und eine des Ruhmes, herausgebracht hatte! Chopin schüttete Titus sein Herz aus:

„Mich hat das Schicksal hierher verschlagen;

man atmet hier süß ... seufzt aber darum vielleicht auch mehr... Paris ist alles, was Du willst: Du kannst Dich hier unterhalten, Dich langweilen, lachen, weinen, ganz wie es Dir beliebt, und niemand schaut Dich an, weil hier Tausende das gleiche tun wie Du und jeder – seinen Weg geht. Ich weiß wirklich nicht, ob es irgendwo mehr Pianisten gibt als in Paris – weiß nicht, ob es irgendwo mehr Esel und mehr Virtuosen gibt als hier... Ach, wie gern wollte ich Dich hierhaben... Du glaubst es nicht, wie es mir hier traurig zumute ist, daß ich niemand habe, mit dem ich mich aussprechen könnte. Du weißt, wie leicht ich Bekanntschaften schließe ... ich habe daher denn auch solcher Bekanntschaften bis über die Ohren ... vermag jedoch mit niemand zusammen aufzuseufzen. Ich bin, was meine Gefühle betrifft, anderen gegenüber immer in Synkopen. Darum quäle ich mich auch, und Du glaubst es nicht, wie sehr ich nach einer Pause verlange, daß sich niemand bei mir den ganzen Tag blicken lasse, niemand mit mir spreche. Wenn ich an Dich schreibe, ist es mir zuwider, daß just die Glocke ertönt."

Indessen sie ertönte oft, diese Glocke, und gerade zog sie der schlimmste der Lästigen, der entsetzlich langweilige, der schreckliche, lächerliche Sowinski. „Das ist ein gewisses Etwas, das hereinkriecht, groß gewachsen, korpulent, mit Schnurrbärtchen, – sich an das Klavier setzt und selbst, ohne zu wissen was, – improvisiert, sinnlos drauf-



haut, paukt, sich herumwirft, die Hände übereinanderlegt, mit *einem* gewaltigen Finger, der dort irgendwo in der Ukraine für die Ökonomie-Peitsche oder die Zügel bestimmt war, fünf Minuten lang auf einer Taste herumschlägt... Da hast Du das Porträt des Sowinski, der kein anderes Verdienst hat als seine gute Figur und sein gutes Herz. – Ich empfing Deinen Brief aus Lemberg. Wir werden uns demnach um so vieles später wiedersehen ... vielleicht überhaupt nicht mehr, denn allen Ernstes gesprochen: mein Gesundheitszustand ist elend. Nach außen hin bin ich lustig, ... aber innerlich mordet mich etwas. Trübe Ahnungen, Unruhe oder Schlaflosigkeit, Sehnsucht, Gleichgültigkeit gegen alles; Lebenslust, gleich darauf Todesverlangen..."

Andere Freunde und Bekannte gingen in der kleinen Wohnung Chopins ein und aus: Albert Grzymala, Graf Plater, Liszt, Berlioz, der von Rom kam und große Pläne schmiedete, polnische Flüchtlinge. Geld jedoch hatten all diese jungen Leute kaum, und Friedrich sah seine Mittel zusammenschmelzen, trotz der „kleinen Zuschüsse", die sein Vater ihm sandte.

Was die Liebe betraf, das war ein Luxus, an den man besser nicht dachte. Die Erinnerung an Konstanze trat zurück, seit Isabella ihrem Bruder die Verheiratung der Treulosen mitgeteilt hatte. „Ich wundere mich gleich Dir, wie man nur so fühllos sein kann. Man sieht, ein schönes Schloß übte größere Anziehungskraft aus. Ach,

Empfindung war nur in ihrem Gesang!" Aber Keuschheit ist der Natur des Armen gemäß, und für den Begriff Sinnenlust fehlte Chopin das Verständnis.

Indessen, ein hübsches junges Weibchen wohnte eine Etage tiefer. Sie begegneten einander auf der Treppe, lächelten sich zu, sprachen sich mitunter an. Sie vernahm von ihrem Zimmer aus die leidenschaftlichen Klänge; für wen ersann er sie wohl, der schöne Engelgleiche? Einst sagte sie zu ihm:

„Kommen Sie doch eines Abends zu mir. Ich bin so oft allein und eine große Verehrerin der Musik."

Jedoch er schlug es errötend aus. Und dennoch entschlüpfte ihm leichtes Bedauern, als er in seinem feuchtkalten Zimmer schrieb: „Ich würde dort ein Kamin, ein Feuer vorgefunden haben. Es würde gut tun, sich daran zu wärmen."



## VII

## GLÜCKLICHE JAHRE
## ARBEITSAME JAHRE

„MORGEN," schrieb er an seine Angehörigen, „morgen werde ich das Meer überqueren." Er überquerte die Boulevards und begegnete dem Fürsten Valentin Radziwill.

Die Familie Radziwill scheint auf Chopins Leben einen besonderen Einfluß ausgeübt zu haben. Welch schöne Gedankenverbindungen ließen sich herstellen, vergliche man diese Begegnung mit einem jener andern Zusammentreffen, durch die ein Papst, ein König, ein Grandseigneur oder irgendein Emporkömmling das Los eines Künstlers, der offenbar zum Scheitern seines Genius verurteilt schien, mit einem Schlage wandelten. Es hat den Anschein, als bestünden zwischen Kunst und Reichtum geheime, unbewußte Befruchtungsmomente. Franz I. kommt uns nie besser beraten vor, als da er Clément Marots Schulden bezahlte, oder da er Lionardo da Vinci in Amboise aufnahm, noch Julius II. sympathischer als in dem Momente, da er zu Michelangelo aufs Gerüst stieg, noch Königin Elisabeth einsichtsvoller, als da sie

Shakespeare *Die lustigen Weiber von Windsor* zu schreiben gebot, und des Oberintendanten Fouquet erinnert man sich wohl nur deshalb, weil er Lafontaine eine Pension aussetzte. Hätten sie in höchsteigener Person ihre Lebensgeschichten in die Feder diktiert, so würden so fürstlich gesinnte Geister wohl kaum solch unbedeutende Taten erwähnt haben. In ähnlicher Weise dachte dieser Radziwill nicht daran, sich irgendwelches Verdienst zuschreiben zu wollen, als er diesen bemitleidenswerten Landsmann auf den Boulevards traf und ihm vorschlug, ihn am selben Abend noch bei Baron Rothschild einzuführen. Doch datiert Chopins Ruhm von diesem beiläufig gemachten Anerbieten.

Der Baron empfing die erlesenste Gesellschaft. Man forderte Chopin auf, zu spielen, und er machte wohl oder übel gute Miene dazu. Sogleich eroberte er sich diese elegante Menge, und vom folgenden Tage an wurde er mit Einladungen und Bitten um Unterrichtstunden förmlich überschüttet. Die Marschallin Lannes, die Fürstin von Vaudemont, Graf Apponyi, Fürst Adam Czartoryski warfen sich zu seinen Beschützern auf. Unter zwanzig Franken gab er keine Stunde. Zweimal zog er um und richtete sich schließlich Chaussée d'Antin No. 5 ein. Man begann, überall von diesem Tondichter zu sprechen, der in den wenigen Salons, wo er zu spielen sich bereit erklärte, das Dämmerlicht mit Luftgeistern bevölkerte. Er nannte das: „kleine musikalische Geschichten erzählen." Es waren endlos variierte Erzählungen, denn vor allem beim Improvisieren traten seine Kühnheiten zutage. Das Unvollendete dieser Skizzen erschloß der Einbildungskraft Zugänge, durch die der Geist sich träumerisch verlor. Chopin besaß in hohem Grade jene suggestive Kraft, die des Künstlers wertvollste Gabe ist. Es waren Selbstgespräche, die nicht zu Ende geführt wurden, und er ließ seinen Zuhörern das Vergnügen, Klängen Gebilde und Empfindungen unterlegt zu haben, die sich alsdann ins Nichts verflüchtigten. „Göttliche Katzenschmeicheleien", hörte man Berlioz beim Anhören äußern. „Düfte der Liebe, Winterrosen", nannte es Liszt. „Durch dieses Tor", fügte er hinzu, „öffnete er den Zugang zu einer Welt, in der alles holdes Wunder, ungeahnteste Überraschung, lebendig gewordener Traum erscheint. Aber man muß zu den Eingeweihten gehören, um diese Schwelle überschreiten zu können." Und Friedrich bekannte einmal dem Freunde Franz:

„Ich eigne mich nicht dazu, Konzerte zu geben; die Menge schüchtert mich ein, ihr rascher Atem erstickt mich, ihre neugierigen Blicke lähmen, ich verstumme vor den fremden Gesichtern. Du aber bist dazu berufen; denn wenn du dein Publikum nicht gewinnst, bist du imstande, es dir zu unterwerfen."

Chopin selbst hätte das nicht vermocht. Er begnügte sich, es gewinnen zu wollen. Beabsichtigte er das überhaupt? Publikum bedeutete ihm recht

wenig. Er sang sein eigenes Leid, und er entzückte. Er liebte es nicht, sich durch andere hindurch auszusprechen, und Bach, Beethoven und Mozart ausgenommen, interpretierte er einzig sich selbst.

Für Chopin, wie später für Wagner, war ein gewisser Luxus das unerläßlich Notwendige. Geld, das ihm jetzt ziemlich reichlich zufloß, gab er relativ rasch wieder für allerhand atmosphärische Freuden aus: ein hübsches Kabriolett, Kleider von tadellosem Schnitt und Sitz, weiße Lederhandschuhe, kostspielige Soupers. Er richtete sich mit erlesenem Geschmacke ein, ließ Kristallüster hängen, Teppiche legen, beschaffte Silberzeug und wollte zu jeder Jahreszeit von Blumen umgeben sein. Wenn seine neuen Freundinnen ihn besuchten: Gräfin Delphine Potoçka, Fürstin Marzellina Czartoryska, Mlle. O'Meara, die Fürstin von Beauvau, so war es üblich, eine Rose oder Orchideen mitzubringen, die der Künstler dann in eine Vase stellte und endlos lange betrachtete, gleich einem Japaner, der sich in ein einzigartiges Tuschbild versenkt.

Glückliche Jahre, arbeitsame Jahre. Chopin komponierte einen beträchtlichen Teil seines Werkes. 1833 veröffentlichte er fünf *Masurken*, das *Trio* für Klavier, Violine und Violoncell, drei *Nocturnes*, die zwölf großen, Liszt gewidmeten *Etüden*, das *E-moll-Konzert*. 1834 die *Grande Fantaisie* über polnische Nationalweisen, den *Krakowiak* für Klavier und Orchester, drei weitere



*Nocturnes*, das *Es-dur-Rondo*, Caroline Hartmann gewidmet, vier neue *Masurken*, den *Grande Valse brillante* (Es-dur). Seine Werke wurden von den berühmtesten Virtuosen in zahlreichen Konzerten gespielt: von Liszt, Moscheles, Field, Kalkbrenner und Clara Wieck. Field nannte Chopin „ein Krankenzimmertalent", und Auber meinte: „er liegt sein Leben lang im Sterben". Denn Chopin blieb trotz seiner Erfolge durchaus heimwehkrank, und eines Tages, als sein Schüler und Freund Gutmann die dritte *Etüde* (Es-dur) spielte, rief Chopin, der erklärte, nie eine schönere Melodie geschrieben zu haben, plötzlich aus: „O, mein Vaterland!" Wahrlich, das Heimatland war dieses vierundzwanzigjährigen jungen Mannes stete und stärkste Leidenschaft und mit dem Worte Polen für ihn ein dantesker Schmerz verbunden, der ihn machtvoller bezwang als der Ruf einer Geliebten. Und das Übel mußte sich wohl recht tief eingenistet haben, da Orlowski, als er den Seinen schrieb, davon wie von einer verzehrenden Krankheit sprach. „Er ist gesund und kräftig", schrieb er. „Er verdreht allen Französinnen die Köpfe, und die Männer sind eifersüchtig auf ihn. Er ist jetzt Mode. Zweifellos werden wir bald Handschuhe à la Chopin tragen. Nur die Sehnsucht nach dem Vaterlande verzehrt ihn." Polen blieb eben sein lebenspendender Born, der Quellgrund, aus dem er Gleichnis und Empfindung schöpfte, den einzigartig kraftvollen Rhythmus, mit einem Worte, die treibende Kraft

seines Daseins. Inspiration ist etwas zufällig im Fluge zu Erhaschendes. Die Kunst aber ist hierbei nicht wie die Taube im Zylinder des Zauberkünstlers verborgen. Vielleicht beruht sie nur auf einer vollkommenen Selbsterkenntnis, dem scharfen Blicke für die eigenen Grenzen und dem Wechselvollen, was das Leben uns infolge jugendlicher Begeisterungsfähigkeit vermittelt. Der Marquis de Custine schrieb an Chopin: „Wenn ich Sie spielen höre, glaube ich stets mit Ihnen allein zu sein, ja vielleicht mit etwas Höherem noch als Ihnen! oder zum mindesten doch mit dem, was in Ihnen Höheres ist."

Im Frühling des Jahres 1834 begaben sich Chopin und sein Freund Ferdinand Hiller zum Niederrheinischen Musikfest nach Aachen. Sie trafen hier Mendelssohn, der eine aufrichtige Zuneigung zu dem Polen faßte und nicht müde ward, ihn spielen zu hören. Er erklärte ihn für einen der allerersten Pianisten, warf ihm jedoch gleicherweise wie Hiller jene „pariser Verzweiflungssucht" vor. „Ich kam mir ein bißchen wie ein Schulmeister, und sie sich ein bißchen wie Mirliflores und Incroyables vor", berichtet Mendelssohn.

Sie kehrten über Düsseldorf und Köln nach Paris zurück, wo Chopin das Glück ward, seinen Freund Matuszinski wiedersehen und beherbergen zu können, der soeben eine Professur an der École de Médecine erhalten hatte. Diese Zeit ist die



ungetrübtester Heiterkeit in Chopins Leben, denn zu seiner stillen Berühmtheit gesellte sich die Freude täglichen Umganges mit einem seiner „Herzensfreunde". Mehr als gewöhnlich gab er sich aus, empfing bei sich, spielte öffentlich. Am 7. Dezember wirkte er in der Italienischen Oper in einem von Berlioz zugunsten von Henriette Smithson, der englischen Sängerin, die dieser vor kurzem geehelicht hatte, veranstalteten Konzert mit. Am Weihnachtsfeiertage spielte er im Pleyel-Saale mit Liszt auf zwei Klavieren ein Duo von diesem über ein Thema Mendelssohns. Am 15. Februar 1835 nahm er an einem Konzert bei Erard teil, und am 5. April spielte er zum Besten hilfsbedürftiger Polen. Berlioz schrieb im *Rénovateur:* „Chopin ist als ausübender Musiker wie als Komponist ein Künstler besonderer Art; er läßt sich in keiner Weise einem andern Musiker aus meinem Bekanntenkreise vergleichen. – Leider ist außer Chopin selbst niemand da, der seine Musik zu spielen und ihr jene originale Rundung, jenes Unvorhergesehene zu geben vermöchte, das einen der Hauptreize ausmacht; sein Vortrag ist durch tausend Nuancen des Tempo gleichsam marmoriert, um deren Geheimstes er allein weiß, und was sich nicht leicht beschreiben läßt... In seinen Masurken finden sich unglaublich feine Details; überdies hat er es verstanden, sie auf doppelte Art interessant zu gestalten, indem er sie mit letztmöglicher Zartheit, in alleräußerstem *piano* wiedergab, bei dem die Hämmer die Saiten nurmehr

obenhin berührten, so daß man versucht war, sich dem Instrument zu nähern und zu lauschen, wie man es bei Musik von Sylphen und Kobolden machen würde."

Die große Masse jedoch erkennt stets äußerlich glanzvollem Vortrage die Palme zu, und Chopin, welcher der Ansicht war, daß sein *E-moll-Konzert* nicht so aufgenommen worden, wie er es erwartet, erklärte, man habe ihn weder verstanden, noch sei er dazu geschaffen, Konzerte zu geben und entschloß sich, auf lange Zeit hinaus davon abzusehen, auf dem Podium zu erscheinen. Gleichwohl spielte er nochmals öffentlich, am 26. April 1835 im Conservatoire. Es blieb dies das einzige Mal, daß er in diesem berühmten Saale auftrat. Er brachte seine *Grande Polonaise brillante, précédée d'un Andante spianato,* zu Gehör.

Entschädigung für diese kleinen beruflichen Enttäuschungen fand er in der Freundschaft des Italieners Bellini, dem er sich mit lebhafter Sympathie zuneigte und mit dem er oft zusammenkam; ferner durch seine Neigung für eine berühmte Schönheit: Gräfin Delphine Potoçka.

Sie war fünfundzwanzig Jahre, ihre Haltung majestätisch; sie hatte eine feingeschnittene Nase, den leidenschaftlichsten Mund und die hohe, etwas bekümmerte Stirn der wahrhaft Wollüstigen. Die ganze Art, wie sie sich gab, erzeugte den Eindruck einer schlanken und machtvollen Göttin; was sie dagegen Wollüstiges an sich hatte, milderte der seriöse Blick. Miçkiewicz sagte, sie sei



„die größte der Sünderinnen", und Krasinski forderte sie in einem seiner Gedichte zu einem: „Verweile doch! du bist so schön! –" auf. Friedrich ließ sich im sinnlichen Strahlenglanze dieses herrlichen, naturhaft liebenden Geschöpfes treiben. Zum ersten Male ward der Kopf ihm verdreht. Die prachtvolle Stimme Delphines entzückte ihn. Er begleitete sie auf dem Flügel, bemühte sich, das Seelische in ihr aufblühen zu lassen, spähte nach schönen Möglichkeiten des Mitschwingens; die Seele jedoch war diesem gebieterischen Fleische untertan. Mitunter aber schien sie aus der Lethargie zu erwachen, breitete in einer bewunderungswürdigen Tonfärbung, die aus ihrem tiefsten Unterbewußtsein drang, gleichsam die Flügel aus. Doch gleich darauf löschten die Ausrufe, das Gelächter und die Forderungen dieser hinreißenden Hysterischen jenes Aufflackern wieder aus. Und da die platonische Liebe, zu der Chopin sie überleiten wollte, Delphine komisch und unmöglich erschien, so gab sie sich ihm hin, bevor er daran dachte, es von ihr zu begehren.

Das Abenteuer dauerte nicht lange. Die Gräfin hatte einen eifersüchtigen Gatten. Dieser nahm seine Frau nach Polen mit, von wo sie erst später zurückkehrte. Aber sie bewahrte Chopin stets ihre aufrichtige Zuneigung. Ihre einzigen Zeilen an den Künstler, die man wiederfand, bezeugen dies in diskreter Weise.

„Ich werde Dich nicht mit einem ausführlichen Briefe langweilen, ich möchte nur nicht

noch länger ohne Nachricht bleiben, wie es Dir gesundheitlich geht und was Du künftig vorhast. Ich bin traurig, Dich verlassen und einsam zu wissen... Meine Zeit vergeht mir hier auf langweiligste Art und Weise, und ich wünsche mir, nicht noch mehr Unannehmlichkeiten zu bekommen. Ich habe nämlich deren genug. Alle Menschen, denen ich Gutes getan, vergalten es mir mit Undank. Alles in allem ist das Leben nur eine endlose Dissonanz. Gott segne Dich, lieber Chopin. Auf Wiedersehen."

Eine endlose Dissonanz, so hatte sich schon Liszt ausgedrückt. Die vom Fleische Gequälten erfüllt ein geheimer Drang nach lieblichen Harmonien. Vor allem jene Geschöpfe – männliche oder weibliche – bei denen Feminines vorherrscht. Das jedoch war bei Chopin nicht der Fall, dessen musikalische Arbeit stets mannhaft bleibt. Er würde Beethovens Ausspruch unterschrieben haben: „Rührung paßt nur für Frauenzimmer; dem Mann muß Musik Feuer aus dem Geist schlagen." Und vielleicht williger noch, was Schumann zitiert: „Jean Paul sagt: Freundschaft und Liebe gehen verhüllt und mit verschlossenen Lippen über diese Kugel, und kein Mensch sagt dem andern, wie er ihn liebt: denn der innere Mensch hat keine Zunge."



## VIII

## MARIA WODZINSKA UND DIE DÄMMERUNG

IM Sommer 1835 erfuhr Chopin, daß seine Eltern unverzüglich in Karlsbad die Kur gebrauchen wollten, und er entschloß sich sogleich, noch vor ihnen dort einzutreffen. Die Gefühle, die ihn den Seinen verbanden, blieben die herzlichsten, die er je gehegt. Er reiste daher voll zärtlichsten Verlangens nach einem Wiedersehen ab. Und als er mit ihnen nach fünfjähriger Trennung zusammengetroffen, schrieb er seinen Schwestern, die daheim in Warschau geblieben, mit solchem Überschwange, daß man glauben möchte, ein überglücklicher Liebhaber habe diese Zeilen verfaßt.

„Unsere Freude ist unbeschreiblich. Wir umarmen einander ein über das andre Mal – und was vermag man denn mehr! Schade nur, daß wir es nicht alle zusammen tun. Wie ist doch Gott uns gnädig! Was ich schreibe, ist ordnungslos, es ist aber besser, heute an nichts anderes zu denken als: das Glück genießen, das man erlebt hat! Das ist das einzige, was ich heute besitze. Die selben

Eltern, immer die selben, nur daß sie mir ein wenig gealtert sind. Wir gehen zusammen aus, führen Frau Mütterchen am Arme, sprechen von Euch... Wir trinken und speisen zusammen, kajolieren miteinander. Ich bin au comble de mon bonheur. Die nämlichen Gewohnheiten, die nämlichen Regungen, unter denen ich aufgewachsen, die selbe Hand, die von mir so lange nicht geküßt worden ... heute nenne ich die Realisierung dieses Glückes, Glückes und Glückes mein!"

Vater und Mutter fanden, ihr Sohn habe sich gar nicht verändert. Es war eine unerschöpfliche, aber nur kurze Freude und wie ein Vorspiel zu noch tieferen Gefühlswallungen. Denn Friedrich war nach Dresden zu den ihm befreundeten Wodzinskis geladen und empfand bereits jenes vorverkündende Schauern, jenes Angstgefühl und jenes körperliche Ahnen ward ihm, das unserem Gemüt nahe bevorstehendes Liebeserleben verheißt.

Chopin hatte unter den Pensionären seines Vaters die drei Brüder Wodzinski zu Spielkameraden gehabt und kannte ihre jüngere Schwester Maria seit seiner Kindheit. Diese Großgrundbesitzerfamilie hatte sich wegen der Erziehung der Kinder nach Genf begeben und hier die Jahre zur Zeit der polnischen Revolution verbracht. Man hatte zunächst ein Haus am Saint-Antoine-Platz bezogen, späterhin eine Villa am Seeufer und alsbald die Creme der genfer Gesellschaft



sowie der hier weilenden Fremden bei sich gesehen. In den Salons Wodzinski sah man familiär verkehren: Bonstetten, Sismondi, Mlle. Saladin de Crans, Prinz Louis Napoleon und Königin Hortense.

Maria war neunzehn Jahre alt. Der Tropfen italienischen Blutes, der durch die Orsetti – die mit Bona Sforza, der Braut eines der letzten Könige aus der Dynastie der Jagellonen, von Mailand nach Polen gekommen waren – in ihren Adern floß, dieser Tropfen hatte ihr braune Hautfarbe, lebhaftes Wesen, große dunkle Augen und volle Lippen verliehen, einen Mund, dessen Lächeln, wie ein Dichter behauptet, unsagbar sinnlich war. Die einen erklärten sie für häßlich, andere für bezaubernd; was besagen will, daß in diesem halb slavischen, halb florentinischen Gesicht alles auf den Ausdruck ankam. „Die braune Tochter Euterpes", nannte sie Prinz Napoleon, der sie gern Klavier spielen hörte, während er auf dem Saint-Antoine-Platz seine Zigarre rauchte. Denn Maria pflegte allerlei kleine Begabungen: Klavier, Gesang, Komposition, Stickerei, Malerei, ohne sich darüber klarwerden zu wollen oder zu können, was sie von alledem bevorzugte. Ihr Charme war es, was am stärksten von ihr ausging, die unergründliche, vielleicht unbewußte Emanation eines sehr beträchtlichen Temperaments. Seit ihrem vierzehnten Jahre war sie leidenschaftlich geliebt worden. Gern machte sie von ihrer Macht über die Männer Gebrauch und

quälte sie durch Koketterie. Sie gebot über eine rasche Auffassungsgabe und ein gutes Gedächtnis.

Das war die Jugendgespielin, die Chopin in Dresden wiederbegegnen sollte, woselbst sich die Familie Wodzinski auf einige Zeit niedergelassen hatte. Friedrich war eher begierig als erregt in bezug auf dies Wiedersehen. Er fragte sich sogar, ob es sich nicht etwa um ein rein musikalisches Interesse handle, da Marie einst eine seiner kleinen Schülerinnen gewesen. Mitunter sandte sie ihm ja noch eine ihrer Kompositionen. Hatte er nicht gerade vor wenigen Wochen, auf eine dieser Sendungen hin, seinerseits dem jungen Mädchen mit einem Notenblatte geantwortet? „Da ich zufällig am Abend des Eintreffens (der Komposition) in einem unserer Salons improvisieren sollte, so nahm ich als Sujet das hübsche Thema einer gewissen Maria, mit der ich vor Zeiten ... Versteck gespielt ... Und heute! Ich erlaube mir, meiner schätzenswerten Kollegin, Mlle. Marie, einen kleinen Walzer zu übersenden, den ich soeben publiziert habe. Möge er ihr den hundertsten Teil des Vergnügens bereiten, das ich beim Eintreffen ihrer Variationen empfand."

Er kam also in Dresden an, sah sie wieder, war hingerissen. Er liebte sie. Die Stadt, in der er sich schon zweimal aufgehalten, bekam für ihn ein ganz neues, reizvolles Gesicht. Maria und Friedrich ergingen sich am Vormittage, erfüllt von melancholisch-glücklichen Empfindungen.



Sie machten einen Gang auf die Brühlsche Terrasse, um die Elbe dahinströmen zu sehen, setzten sich unter die Kastanien des Großen Gartens, verweilten im Museum am Zwinger, begeistert vor Raffaels Madonna.

Gemeinsam besuchten sie jene Oberhofmeisterin, die vor einigen Jahren so stolz darauf gewesen, Chopin Ihren Königlichen Hoheiten vorstellen zu können. Am Abend kam man im Familienkreise bei einem Onkel von Maria, dem Palatin Wodzinski, zusammen, welcher der letzten polnischen Senatsversammlung vor der Einnahme Warschaus präsidiert hatte. Exiliert, nachdem ihm ein großer Teil seiner Güter eingezogen worden war, lebte der alte Herr gegenwärtig in Dresden, der zweiten Hauptstadt seiner ehemaligen Könige, umgeben von seinen Stichen, seinen Büchern, seinen Medaillen. Er war ein feinsinniger, lieber Mensch, glattrasiert und trug ein weißes Toupet. Einstmals hatte er Krieg geführt, Napoleon in Wilna empfangen, dann sich an der Seite des sterbenden Poniatowsky in Leipzig ergreifen lassen. Sein unverzeihlicher Fehler war, daß er Musik nicht liebte, und nun, da allabendlich bei ihm musiziert wurde, bemerkte er höchst unliebsamerweise, daß seine junge Nichte diesem Masurkenverfertiger strahlende Blicke zuwarf. Mehr noch mißbilligte er gewisse Seufzer und das Tuscheln, das aus einer Salonecke drang, in die sich dies unzertrennliche Paar vor aller Augen zurückgezogen hatte. Nun räusperte er sich vernehmbar,

brachte sein Toupet in Ordnung und wandte sich an seine Schwägerin:

„Ein Künstler, ein unerheblicher Künstler, ohne Zukunft... Oh! das habe ich mir nicht für Ihre Tochter erträumt."

„Zwei Kinder", entgegnete die Gräfin schlagfertig, indem sie lachte. „Freundschaft, von jeher schon."

„Man weiß, wohin das führt..."

„Aber er gehört doch zur Familie, genau so wie Anton, Felix und Kasimir als Zöglinge zu der Professor Chopins gehörten. Weshalb den armen Jungen betrüben, der so zartfühlend, so dienstbeflissen ist!"

Und Friedrich setzte seine Liebesduette am Klavier und auf Spaziergängen fort, dem mißbilligenden Stirnrunzeln des Palatins zum Trotz und unter den nachsichtigen Augen der Mutter. Ein ganzer Monat verrann über all diesen aufwühlenden neuen Dingen. Dann mußte an die Abreise gedacht werden. An einem Septembermorgen stieg er zum letzten Male zu dem kleinen Salon hinauf, in dem ihn das junge Mädchen erwartete. Ein Rosenstrauß stand auf dem Tische. Sie zog eine Rose heraus und gab sie ihm. Die Turmuhr der Frauenkirche schlug elf. Chopin blieb wie erstarrt, bleich und mit abwesendem Blicke vor Maria stehen. Vielleicht dachte er an jenes Sichselbstaufgeben, womit stets ein Abschiednehmen verknüpft ist, das sich so zukunftschwer gestaltet, wie man es nimmt. Oder lauschte er dem melo-



dischen Rhythmus seiner Pein? Auf jeden Fall, der einzige Ausdruck des Schmerzes, der unter der Oberfläche hervorbrach, war ein Walzer. Chopin setzte sich ans Klavier, spielte ihn und vergrub all die Aufschreie seines Einsamseins hinein.

Später nannte ihn Maria den *Abschiedswalzer*. Es muß erwähnt werden, daß Chopin diesen Walzer niemals veröffentlicht hat. Unüberwindliches Zartgefühl hielt ihn davon ab. Er schrieb ihn jedoch auf, kopierte ihn und überreichte ihn der Freundin am letzten Tage, mit folgender, recht schlichter Widmung versehen: „Für Mlle. Maria, Dresden, September 1835." Fontana gab ihn nach dem Tode des Tondichters heraus (Nachgelassene Werke, As-dur-Walzer, Opus 69, Nr. 1). Man will „das Geflüster der Stimmen zweier Liebenden, die sich wiederholenden Glockenschläge der Turmuhr und das Rollen der funkenstiebenden Räder auf dem Straßenpflaster, dessen Lärm unterdrücktes Schluchzen übertönt", daraus heraushören. Schließlich ist dies möglich, Schumanns Zitat zum Trotz, daß „der innere Mensch keine Zunge" habe. Wie dem auch sei, Chopin bewahrte jene Rose auf, die ihm Maria dargereicht. Wir werden sie später in einer Umhüllung wiederfinden, mit einer Aufschrift von dem versehen, für den Leid und Ideal stets den Duft einer Spätsommerrose hatten.

Auf der Rückreise hielt sich Chopin in Leipzig auf, wo er Mendelssohn wieder traf, der ihn geradewegs zu Vater Wieck, dessen Tochter Clara und Robert Schumann geleitete. In der kleinen Wohnung der Wiecks waren die drei bedeutendsten Komponisten der Epoche an jenem Tage versammelt.

In Paris angelangt, vergrub sich Chopin zu Hause, um in ungestörter Zwiesprache mit dem inniggeliebten Angesicht zu leben, das seine Einsamkeit fortan lichtvoller gestaltete. Er schrieb und empfing Briefe. Sie waren beiderseits etwas matt gehalten, da beiden der musikalische Ausdruck der einzig gemäße war. Doch wie, die Feder eines Liebenden bedarf nicht unbedingt literarischen Schwunges, noch des Gefühlsüberschwanges. Es gibt selbst Menschen, die gerade, weil sie in dieser Beziehung anspruchsvoll sind, die so überaus abgenutzten Phrasen der Sprache der Liebe verabscheuen. Neulingen und Geistern reinen Herzens genügen bereits recht unscheinbare Nuancen, um ihr innerstes Fühlen zu offenbaren. Lauschen wir daher mit Chopins feinem Ohre, was ihm Maria Wodzinska in ihren leicht hingeworfenen Briefen zu sagen hatte.

„Obgleich Sie es weder lieben, Briefe zu schreiben noch welche zu empfangen, so will ich doch die Abreise des Herrn Cichowski benutzen, um Ihnen die Neuigkeiten aus Dresden seit Ihrer Abreise mitzuteilen. Ich werde Sie also noch immer langweilen, allerdings nicht mehr mit mei-



nem Spiele. Samstags, als Sie uns verlassen hatten, ging jeder von uns traurig, mit Augen voller Tränen in jenem Salon umher, in dem Sie wenige Minuten zuvor noch unter uns geweilt hatten. Mein Vater kam bald darauf heim und war trostlos, daß er sich nicht mehr von Ihnen hatte verabschieden können. Meine Mutter erinnerte uns unter Tränen jeden Augenblick an irgendeinen Zug ‚ihres vierten Sohnes Friedrich' (wie sie sagt). Felix sah ganz niedergeschlagen drein; Kasimir wollte wie gewöhnlich scherzen, an jenem Tage aber gelang es ihm nicht, denn er spielte den Possenreißer halb weinend. Mein Vater machte sich über uns lustig und lachte einzig, um nicht selber zu weinen. Um elf Uhr kam der Gesanglehrer; in der Stunde ging es recht schlecht, wir konnten nicht singen. Sie waren der Gegenstand jeder Unterhaltung. Felix wollte immerfort den *Walzer* von mir hören (das letzte, was wir bekommen und von Ihnen gehört haben). Es bereitete uns Vergnügen: ihnen, ihn anzuhören, mir, ihn zu spielen, denn er erinnerte uns an den Bruder, der uns soeben verlassen. Ich habe ihn zum Einbinden gebracht; der Deutsche hat erstaunte Augen gemacht, als man ihm ein einziges Blatt zeigte (er wußte nicht, wer das geschrieben). Niemand hat etwas gegessen: allgemein sah man immer wieder am Tische nach ihrem Platze, den Sie gewohntermaßen eingenommen, alsdann auch *nach dem kleinen Eckplatze von Fritz*. Der kleine Sessel steht immer noch an seinem Platze, und

wahrscheinlich wird es dabei bleiben, solange wir diese Wohnung behalten. Am Abend brachte man uns zu meiner Tante, um uns mit der Trübsal dieses ersten Abends zu verschonen, an dem Sie nicht zugegen sein würden. Mein Vater kam, uns abzuholen und sagte, es sei ihm gleich uns unmöglich gewesen, an diesem Tage in jenem Hause zu bleiben. Wir empfanden es als große Wohltat, einen Ort verlassen zu können, der unseren Schmerz stets erneut zu sehr aufkommen ließ. Mama plaudert mit mir nur über Sie und Anton. Wenn mein Bruder in Paris sein wird, so denken Sie ein wenig an ihn, ich bitte Sie inständig darum. Wenn Sie wüßten, welch ergebener Freund er Ihnen ist! Ein Freund, wie man selten einen findet. Anton hat sehr viel Gemüt, vielleicht allzuviel, denn andere übertölpeln ihn stets; und dann, er ist sehr nachlässig, er denkt niemals an irgend etwas oder doch zum mindesten selten ... Wenn Sie, wie durch ein Wunder, Lust zu schreiben haben sollten: ‚Wie geht es Ihnen? Es geht mir gut. Ich habe keine Zeit, mehr zu schreiben', so fügen Sie auf die Frage, bitte, die ich an Sie richten werde: haben Sie komponiert? ja oder nein an. ‚*Wär' ich die Sonne am Himmel droben, leuchten würd' ich nur für dich ganz allein*', (dies Lied) habe ich dieser Tage bekommen, und ich habe nicht den Mut, es zu singen, denn ich fürchte, da es von Ihnen ist, so möchte es gänzlich verändert sein, wie zum Beispiel *Wojak*. Wir bedauern unaufhörlich, daß Sie nicht Chopinski heißen, oder daß



es schließlich kein anderes Merkmal dafür gibt, daß Sie Pole sind, denn dann könnten uns die Franzosen den Ruhm nicht streitig machen, Ihre Landsleute zu sein. Aber ich schreibe zu viel. Ihre Zeit ist so kostbar, daß es wahrlich ein Verbrechen ist, Ihnen zuzumuten, mein Geschmier zu lesen. Übrigens werden Sie es gewiß nicht ganz lesen. Der Brief der kleinen Maria wird in irgendeine Ecke verschwinden, nachdem man einige Zeilen gelesen haben wird. Ich habe mir daher nicht mehr vorzuwerfen, ich stähle Ihnen Ihre Zeit.

Adieu (ganz einfach). Bei einem Jugendfreunde bedarf es keiner Phrasen. Mama umarmt Sie zärtlich. Mein Vater und mein Bruder umarmen Sie aufrichtig (nein, das ist zu wenig), aufs herzlichste ... Ich weiß schon selbst nicht, wie mich ausdrücken. Josephine, die Ihnen nicht Lebewohl sagen konnte, trägt mir auf, Ihnen ihr Bedauern auszusprechen. Ich fragte Therese: ‚Was soll ich Friedrich von dir ausrichten?' Sie antwortete: ‚ihn herzlich umarmen und meine Empfehlungen.'

Adieu.

Maria

P. S. – Als Sie in den Wagen gestiegen waren, hatten Sie das Crayon aus Ihrer Brieftasche auf dem Klavier liegen lassen. Das wird Ihnen unterwegs peinlich gewesen sein; wir dagegen, wir be-

hüten es hier ehrfürchtig wie eine Reliquie. Nochmals, recht herzlichen Dank für das Krügchen. Mlle. Wodzinska kam diesen Morgen mit einer großen Entdeckung, die sie gemacht, zu mir. ‚Schwester Maria, ich weiß, was Chopin auf polnisch heißt: – Chopena!'"

Friedrich antwortete, sandte seine Kompositionen, komponierte vor allen Dingen. Das Jahr 1836 begann unter dem Zeichen Mariens. Er edierte das *F-moll-Konzert* und die *Grande Polonaise brillante* für Klavier und Orchester. Er komponierte die *G-moll-Ballade,* die das Denkmal seiner Liebe ist.

Ein Künstler wird des Bodensatzes, der ihm aus seinen Liebeserfahrungen verblieben, nicht etwa frisch beherzt inne, um sodann die Darstellung zu beginnen. Vielmehr werden ihm Leiden und Freuden zuteil, er läßt sich von ihnen zerquälen, und erst nach hartem Mühen in Kämpfen gegen sich selbst und der Zerstörung einer jeden seiner Illusionen unter dem Salz seiner Tränen kann die teuer erkaufte Frucht reifen, deren Keim er in sich trug. Aus diesem verborgen chemischen Prozeß, den Enttäuschungen, die ihm nach und nach Mariens Briefe bereiteten, erwuchs die *G-moll-Ballade* (Opus 23). Schumann nannte sie „eine seiner wildesten, eigentümlichsten Kompositionen". Er hätte hinzufügen können: die schmerzensreichste, folglich leidenschaftlichste, weil es keine Leidenschaft ohne Schmerz gibt.



Hier ist es die Leidenschaft selbst, die wir gekreuzigt sehen, deren Aufschreie wir vernehmen. Welch machtvoll dichterischer Instinkt, sein Leid in erzählender Form, dramatisch bewegt zu gestalten! Denn ihrem Wesen nach ist die Ballade eine Form für Gesang mit Begleitung. Chopin übertrug das uralte Leid des Menschen, das zum zweiten Male das seine geworden, in die Legendenform. Dadurch, daß sie uns auf diese unfreiwillige, unwiderstehliche Weise, durch ein einzigartiges und unglückseliges Empfinden hindurch von ihm berichtet, wahrt die *G-moll-Ballade* den Ton, der uns für sie einnimmt. Sie überzeugt uns, daß auch wir, wir selbst mit dem Kreuze der Liebe gezeichnet sind.

Schumann, der Chopin in Leipzig in jenem Sommer wiedersah, erzählt von den bezaubernd schönen Stunden, die sie zusammen verbrachten. „Ihn wie einen träumenden Seher am Klavier sitzen zu sehen", schreibt er, da komme „man sich bei seinem Spiele wie der von ihm erschaffene Traum vor..." Jedoch er habe „die heillose Gewohnheit, nach dem Schlusse jedes Stükkes mit einem Finger über die pfeifende Klaviatur hinzufahren", wie um „sich gleichsam mit Gewalt von seinem Traum loszumachen..."

Eine merkwürdige Einzelheit: zu Beginn der Ballade, im letzten Takte der Introduktion, steht in der Originalausgabe ein *d,* kenntlich nachträglich in *e* geändert. Saint-Saëns schreibt darüber: „Dies als richtig vermutete *e* verleiht einen

schmerzlichen Akzent, der ganz dem Charakter des Stückes entspricht. War es ein Fehler im Stich? War es die ursprüngliche Absicht des Komponisten? Diese Note erzeugt einen dissonierenden Klang von überraschender Wirkung. Nun waren damals aber Dissonanzen, die man heutzutage gleich Trüffeln sucht, sehr gefürchtet. Von Liszt, den ich wegen dieser Stelle um Rat fragte, konnte ich nur folgende Antwort erhalten: Ich ziehe *es* vor ... Ich schloß aus dieser ausweichenden Antwort, daß Chopin, wenn er die Ballade spielte, *d* spielte; jedoch bin ich noch immer überzeugt, daß *es* sein ursprünglicher Gedanke war, und daß ihm zu *d* von ängstlichen und ungeschickten Bekannten geraten worden."

Ich erwähne diese Einzelheit für Quellenliebhaber, für alle die, welche nicht immer die sanftesten, sondern die wahrsten Klänge der Herzen hören möchten. Sie werden den Wert der Nuance zu würdigen wissen.

Chopin arbeitete jetzt, sparte und bereitete sich auf sein Wiedersehen mit Maria vor. Eine Einladung Mendelssohns, der ihn zu einem Musikfest nach Düsseldorf haben wollte, schlug er ab. Er sagte Schumann ab, der gleichwohl von seiner „Verehrung und Liebe" schrieb. All seine Kräfte sparte er für die Reise nach Marienbad auf, die er schließlich im Juli 1836 unternahm.

An einem strahlenden Sommermorgen erreichte Chopin die bewaldeten Höhen, welche die



kleine österreichische Bäderstadt umgeben, wo seine Inniggeliebte ihn erwartete. Der Eindruck war so stark, daß er wie unter plötzlich heftigem Schmerze die Augen schloß. Er hatte das Gefühl, in diesem Augenblicke, noch vor dem Wiedersehen den Gipfel der Freude erreicht zu haben. Er kannte jene Herzensängste wider alle Vernunft, die scheinbares, bereits beendetes, erlebtes, ausgekostetes Glück mitunter vorher anzukündigen pflegen, da es noch kaum Wirklichkeit geworden. Doch die teilnahmsvoll bewegten Züge Mariens stellten sein Gleichgewicht wieder her, gaben ihm seine Zuversicht zurück. Aber eine gewisse Verlegenheit, die Art und Weise des jungen Mädchens und der Mutter, sich ihm gegenüber etwas förmlicher zu geben als im vergangenen Jahre, beunruhigten ihn auch fernerhin.

Gleichwohl nahm man das intime, familiäre Leben wieder auf, das ihm so sehr zusagte. Der niederdrückende Eindruck verschwand. Man unternahm Spaziergänge in der freundlichen Landschaft, machte Musik, saß abends plaudernd beisammen. Friedrich erzählte von seinem pariser Leben, und man tauschte Erinnerungen aus. Er tat sich dabei durch sein Nachahmungstalent hervor, „ahmte bald diesen, bald jenen berühmten Künstler nach, ... wobei er die Tasten in einer wilden und romantischen Weise mit extravaganten Gebärden bearbeitete, was er ‚auf die Taubenjagd gehen' nannte". Wodzinskis wohnten in einer Villa. Im dazugehörenden Garten stand eine

große Linde. In den heißen Nachmittagsstunden ließen sich Maria und Friedrich in ihrem Schatten nieder, und das junge Mädchen hielt in einer Kohlezeichnung die stets etwas ernsten Züge des zugleich so kindlichen und so gereiften Freundes fest.

Am 24. August kehrte man gemeinsam nach dem geliebten Dresden zurück. Beide verbrachten hier zwei weitere Wochen. Zwei Wochen, die verhängnisvollerweise zu einer Lösung der Beziehungen führen sollten. Am 7. September, zwei Tage vor Chopins Abreise, in der Abenddämmerung, fragte er Maria, ob sie seine Frau werden wolle. Sie willigte ein. Mehr ist hierüber nicht bekannt geworden, nur noch, daß auch die Gräfin einverstanden war, jedoch verlangte, die Verlobung geheimzuhalten. Dem Vater mußte man die Entscheidung verschweigen, der zwar ohne Zweifel nachgeben würde, dessen Familienstolz aber eine rasche Zustimmung unwahrscheinlich machte. Überdies hielt er Chopins Gesundheit für zu fragwürdig. Friedrich reiste mit der von den Damen erhaltenen Zusage und einem Gefühle der Hoffnungslosigkeit ab. Er wußte, daß ihn die Vorahnung, die er in Marienbad gehabt, nicht getäuscht habe und glaubte bereits an keinen glücklichen Ausgang mehr.

Doch Wodzinskis schrieben. Vor allem die Gräfin. Maria fügte kleine Postskripta an. Mme. Wodzinskas erster Brief lautete:



„14. September 36

Lieber Friedrich!

Verabredungsgemäß sende ich Ihnen einen Brief... Ich würde ihn bereits vor zwei Tagen aufgegeben haben, hätte ich mir nicht nach Ihrer Abreise einen Zahn ziehen lassen müssen, worunter ich viel zu leiden hatte. Ich kann nicht genug bedauern, daß Sie Samstag abgereist sind; an jenem Tage fühlte ich mich krank und konnte mich nicht genügend mit der *Dämmerstunde* befassen; wir haben zu wenig darüber gesprochen.

Am folgenden Tage hätte ich ausführlicher darüber zu plaudern vermocht. Herr von Girardin sagt: ‚Morgen ist in jeder Hinsicht ein großer Tag.' Wir haben ihn vor uns. Glauben Sie nicht, daß ich etwa zurücknehme, was ich gesagt habe; mitnichten, aber man muß sich den einzuschlagenden Weg überlegen. Ich bitte Sie einzig, das Geheimnis zu wahren; pflegen Sie sich gut; denn davon hängt alles ab... Am 15. Oktober werde ich in Warschau sein. Ich werde Ihre Eltern und Ihre Schwestern sehen; ich werde ihnen berichten, daß es Ihnen gut geht und daß Sie vorzüglicher Stimmung sind; von der *Dämmerstunde* werde ich jedoch nicht sprechen... Adieu, gehen Sie um elf Uhr zu Bett, und trinken Sie bis zum 7. Januar Gummiwasser als Getränk. – Leben Sie wohl, lieber Fritz, ich segne Sie von ganzem Herzen, wie eine liebende Mutter.

P. S. Maria schickt Ihnen Pantoffel... Sie sind etwas groß, aber sie meint, Sie müßten doch wollene Strümpfe tragen; dahin hat Paris entschieden, und ich nehme an, daß Sie folgsam sein werden; haben Sie es uns nicht versprochen? Denken Sie schließlich auch daran, daß es eine Zeit der Prüfungen ist."

*Die Dämmerung* oder die Dämmerstunde, damit bezeichneten sie unter sich Chopins Liebesbeziehung. Nie traf eine zufällige Benennung dieser Art besser.

Einem Briefe, den ihr Bruder Kasimir am anderen Tage absandte, fügte Maria folgende Zeilen an:

„Wir sind untröstlich über Ihre Abreise; die drei letzten Tage schienen uns Jahrhunderte; geht es Ihnen ebenso? Bedauern Sie Ihre Freunde ein wenig? Ich antworte für Sie mit Ja, und ich täusche mich vermutlich nicht; zum mindesten habe ich das Bedürfnis, es zu glauben. Ich sage mir, dies *Ja* kommt von Ihnen (denn nichtwahr, Sie würden es ausgesprochen haben?).

Die Pantoffel sind fertig, ich sende sie Ihnen. Was mich ärgert, sie sind zu groß, obwohl ich als Maß Ihren Schuh mitgegeben hatte, carissimo maestro, aber ein ganz gewöhnlicher Deutscher hat sie gemacht. Doktor Paris tröstete mich, indem er mir sagte, sie seien richtig so für Sie, denn Sie müßten diesen Winter recht warme, wollene Strümpfe tragen.



Mama hat sich einen Zahn ziehen lassen, was sie sehr mitgenommen. Sie mußte bis jetzt das Bett hüten. In vierzehn Tagen werden wir nach Polen reisen. Ich werde Ihre Angehörigen sehen: wie glücklich werde ich sein! und die gute Luise, wird sie mich wiedererkennen? Adieu, mio carissimo maestro, vergessen Sie nun Dresden nicht und in kurzem Polen. Adieu, *auf Wiedersehen*. Ach! könnte es eher sein.

Maria

P. S. Kasimir sagt, der Flügel von Sluzewo sei derart abgespielt, daß man ihn nicht mehr benutzen könne. Denken Sie daher an Pleyel. In glücklichen Zeiten, nicht den heutigen (in dem, was uns betrifft), hoffe ich, Sie auf dem selben Flügel zu hören. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Das gibt immerhin der Hoffnung Raum!"

Dies ist der liebevollste Brief, den Chopin je von Maria Wodzinska empfangen. Im Oktober traf eine neue Epistel der Gräfin ein, ein neues Postskriptum Mariens.

„2. Oktober – *Dämmerstunde*

Ich danke Ihnen verbindlichst für die Autogramme und bitte Sie, mir noch weitere zu senden (das soll ich Ihnen von Mama ausrichten). Jetzt reisen wir raschestens nach Warschau. Wie freue ich mich, Ihre ganze Familie wiederzusehen und im nächsten Jahre *Sie!* ... Adieu, spä-

testens bis *Mai* oder *Juni*. Ich empfehle Ihrem Gedenken Ihren so treuen Sekretär

Maria"

Im Januar 1837 beunruhigte sich Gräfin Wodzinska wegen des noch nicht eingetroffenen Pleyel-Flügels, den Chopin ihr hatte senden lassen. Sie dankte erneut für empfangene Autogramme und fügte am Ende ihres Briefes den etwas doppelsinnigen Satz an: „Es wird gut sein, sich künftighin in noch vernünftigerer Weise nach dem Liebling zu erkundigen." Maria verfaßte ihr Postskriptum, ihr Pensum, möchte man sagen:

„Mama hat gescholten, und ich danke schönstens, allerschönstens, und wenn wir uns wiedersehen, werde ich noch netter danken. Daraus ist zu ersehen, daß ich sehr schreibfaul bin, weil es mir heute viele Worte erspart, wenn ich meinen Dank bis zu unserer nächsten Zusammenkunft aufschiebe. Mama hat Ihnen beschrieben, wie wir leben, und so bleibt mir nichts, was ich Ihnen mitteilen könnte, wofern nicht, daß es taut: wichtige Neuigkeit, nichtwahr? Vor allem sehr bedeutsam, sie zu erfahren. Dies geruhige Leben, das wir hier führen, brauchen wir gerade, deshalb liebe ich es auch, gegenwärtig natürlich, denn ich wünschte mir nicht, daß es immer so bliebe. Man findet sich in etwas, so gut man es vermag, wenn es eben nicht anders sein kann als es ist. Ich beschäftige mich ein wenig, um die



Zeit totzuschlagen. Augenblicklich lese ich Heines *Deutschland*, was mich überaus interessiert.

Jedoch ich muß schließen und Sie Gott befehlen. Ich hoffe, daß ich nicht nötig habe, Sie wieder der Gefühle Ihres treuen Sekretärs zu versichern.

Maria"

Diesmal sollte Chopin in den farblosen Sätzen nicht den mindesten Lichtschein der *Dämmerstunde* mehr erblicken. Die Nacht war vollständig hereingebrochen. Er nahm das Album, das ihm Maria im vergangenen Jahre gegeben hatte, damit er eine kleine Komposition hineinschreibe. Während eines Jahres war das Album unberührt geblieben. Chopin hatte geschrieben: „Und sollte ich hundert Jahre sitzen, so wüßte ich nichts hineinzuschreiben." Nunmehr vermochte er es, weil er begriff, Maria liebe ihn nicht mehr. Er schrieb daher ein *Lento con gran espressione* auf die erste Seite, ferner acht Melodien zu Versen von Witwicki und Miçkiewicz. Bald darauf erhielt er als Antwort folgenden Brief, den letzten:

„FÜR FRIEDRICH CHOPIN

Ich vermag Ihnen nur einige Worte zu schreiben, um mich bei Ihnen für das hübsche Notenalbum zu bedanken, das Sie mir gesandt haben. Ich will nicht versuchen, Ihnen zu schildern, welche Freude ich empfand, als ich es empfing; es würde vergebens sein. Empfangen Sie, bitte,

die Versicherung all meiner Dankgefühle, die ich Ihnen schulde. Seien Sie von der Zuneigung überzeugt, die Ihnen meine ganze Familie, insbesondere Ihre schlechteste Schülerin und Jugendgespielin fürs Leben entgegenbringt. Adieu, Mama umarmt Sie recht herzlich. Therese spricht immerzu von ihrer Chopena.

Adieu. Bewahren Sie uns Ihr Gedenken.

Maria"

Man wird nicht klug daraus, ob es diesem Menschenkinde an Herz oder an Geist fehlte. Es ist übrigens auch ziemlich bedeutungslos. Alle kleinen Mädchen dieser Art sind nicht zur wahren Liebe geschaffen; ebensowenig wie schwer zu befriedigende Geister dazu, glücklich zu werden. „Vielleicht sind wir zu Höherem als dem Glücke bestimmt", schrieb Liszt an Mme. d'Agoult.

Chopin nahm die Auflösung seines Verlöbnisses stillschweigend hin. Aber weder gesundheitlich noch in seinem Innern überwand er es jemals. Die ihm befreundete Camilla Pleyel nahm ihn für einige Tage nach London mit, um ihn zu zerstreuen. Hier ward er sehr leidend. Die Tuberkulose, deren Keime er in sich trug, scheint damals ihr Zerstörungswerk begonnen zu haben.

Der Marquis de Custine schrieb ihm: „Sie haben an schmerzvollem Ausdrucke, an poetischem Gehalte gewonnen; die Melancholie Ihrer Kompositionen geht tiefer zu Herzen. Inmitten der



Menge ist man mit Ihnen allein. Das sind keine Klänge eines Klaviers, das ist eine Seele ..."

Chopin nahm die Briefchen Maria Wodzinskas und hüllte sie mitsamt der dresdener Rose in einen Umschlag, auf den er die beiden polnischen Worte schrieb: *moïa biéda*, mein Leid. Nach seinem Tode fand man das dürftige Bündel, mit rosafarbenem Seidenbande umwunden.

## IX

## ERSTE SKIZZE DER GEORGE SAND

UNGEFÄHR sechs Jahre vor dieser Romanze, diesem Lied fast ohne Worte, sahen wir das Gesicht einer Frau über ihr Papier gebeugt und folgten den begeisterten Schriftzügen ihrer Hand, als sie schrieb: „Leben, wie süß das ist! Wie herrlich das ist, trotz allen Kummers, der Ehegatten ... trotz brennender Schmerzen ... Leben, das ist berauschend! Lieben, Geliebtwerden! Das ist das Glück, ist der Himmel!“ Während dieser sechs Jahre hatten sich weder dies Herz, noch dieser Leib, noch diese Hände sehr müßig verhalten. Leben war wohl in der Tat die wesentliche Beschäftigung dieser stämmigen, lebenshungrigen und für alle Extravaganzen des Geistes und Fleisches in so hohem Grade geschaffenen George Sand gewesen. Nichts war dieser untersetzten, geistig wie körperlich gesunden Frau zu schwierig erschienen. Niemand hatte über sie triumphiert. Trotz „brennender Schmerzen“, aller Kümmernisse, der Kampfstellung einem ungeschliffenen und habgierigen Gatten gegenüber hatte diese Urenkelin des Maréchal de



Saxe, diese Tochter einer Tochter aus dem Volke das zweifache Problem der Taktik des Glückes ziemlich gut gelöst, das sie sich gestellt: Liebe und Ruhm. Eine Lösung, die selbst anspruchsvollem Begehren zu genügen vermöchte. Mit siebenundzwanzig Jahren hatte die Provinzlerin ihr erstes Buch geschrieben und sich den ersten Geliebten erkoren. Mit dreißig hätte sie gleich ihrem Ahnherrn, dem Marschall, sagen können: „Das Leben ist ein Traum. Der meine ist kurz, aber schön gewesen.“ Jetzt im vierunddreißigsten Lebensjahre glaubte diese seltsame Faunin abgeschlossen zu haben und auf immer des Sichauslebens überdrüssig zu sein. Sie wußte noch nicht, daß für ein Geschöpf, das bereits einmal sehnsuchtskrank gewesen, nur sehr geringe Hoffnung auf Heilung besteht. Zum mindesten in der Blüte der Jahre.

Nun kam aber bei Aurora Dudevant zu dieser Sehnsuchtskrankheit hinzu, daß ihr langewährende Verbindungen behagten. Sie hatte sich dabei Herz und Geist geschult, Bett- und Denkgewohnheiten angenommen. Zu ihrem Schriftstellernamen hatte ihr Jules Sandeau verholfen, desgleichen zu Theorien über „die freie und göttliche Liebe“, und er war es gewesen, der ihre erste Liebeskameradschaft geteilt. Die Enttäuschung, die ihr dies Experiment eingebracht, ließ sie gegen jede Knechtschaft, selbst in Gefühlsdingen, ankämpfen. Knechtschaft ist fast zuviel gesagt; Zwang genügt. Um von doch so wenig

schädlichen Erinnerungen loszukommen, suchte und fand sie einen klugen Wundertäter, der gegen Liebe trefflich gefeit war: Mérimée. Sie hat später hierüber in einem merkwürdigen Briefe bekannt: „An einem jener Tage der Langeweile und Verzweiflung begegnete ich einem Manne, der an nichts zweifelte, einem ruhigen und starken Menschen, der nichts von meiner Wesensart begriff und über meine Kümmernisse lachte. Das Machtvolle seines Geistes faszinierte mich völlig; acht Tage lang glaubte ich, er sei hinter das Geheimnis des Glückes gekommen, er werde es mich lehren, seine geringschätzige Gleichgültigkeit werde mich von meiner kindischen Reizbarkeit heilen. Ich nahm an, er habe gleich mir gelitten und triumphiere nunmehr über seine äußere Empfindlichkeit. Ich weiß noch immer nicht, ob ich mich getäuscht habe, ob dieser Mensch aus Reichtum oder Armut stark ist... Nicht zuletzt habe ich mich mit dreißig Jahren benommen, wie dies ein Mädchen von fünfzehn nicht getan haben würde. Die Erfahrung fehlte vollkommen."

Diese Frau, die so viele Worte macht, findet mitunter dennoch solche, die eine Sonde in ihr Innerstes dringen lassen. In diesem nämlichen Briefe an Sainte-Beuve fügt sie etwas weiter unten hinzu: „Wenn Prosper Mérimée mich verstanden hätte, hätte er mich vielleicht geliebt, und wenn er mich geliebt hätte, hätte er mich sich unterworfen, und hätte ich mich einem Manne unterwerfen können, so würde ich gerettet gewesen sein, *denn meine Freiheit quält mich und tötet mich.*" Darin lag das wahre Übel für dies starke Temperament. George Sand bedurfte eines Meisters und suchte ihn künftig einzig unter schwachen Naturen. Ihre in etwas falsche physiologische Einstellung zeitigte psychologische Irrtümer, die all die Fehlgriffe zur Folge hatten, die dies denkend-triebhafte Geschöpf gegen ihren inneren Frieden beging.



Durch ihr Leben geisterte daher fortan ein *nicht vorhandenes Wesen.* Darunter haben wir etwas wie die Idealgestalt eines Geliebten zu verstehen, den Herrn ihres Denkens und Diener ihres Fleisches, unser ersehntes Ebenbild, das unsere Instinkte spornt, ohne sie je zu befriedigen, das uns die Leiden schafft, die wir am teuersten zahlen, uns wie durch höllische Geister umtreibt und uns dennoch engelgleich bis zu schwärmendem Liebkosen der Seelen emporhebt. Die Schwierigkeit bleibt jedoch die, all die mannigfachen Schattierungen unseres differenzierten Fühlens bei einem einzigen Geschöpf vereint zu finden. Trotz alledem beginnt man die Jagd, sein Bemühen auf verschiedenartige Weise bezeichnend. George Sand nannte es: „Ergründen ihrer Wahrheit." Schließlich, warum auch nicht? Wahrheit kann man den Rhythmus nennen, der uns zu verbürgen scheint, das meiste aus unserer Maschine herauszuholen, sei es nun bei freudigem oder schmerzlichem Anlasse, bei der Arbeit oder in Dingen der Liebe. Immerhin aber muß

man der Sand Gerechtigkeit widerfahren lassen: über ihr individuelles Leid hinaus nahm ihr bewegliches Gemüt leidenschaftlichen Anteil am allgemeinen Leid, an „der Notlage des Menschengeschlechts, den Aussichten, dem Wissen, dem Nachsinnen über des Menschen Los". Oft trieb sie es bis zur Selbstaufgabe, um sich in die Lage anderer zu versetzen. Sie vermochte, ihren Verstand gereifter erscheinen zu lassen, ihren Gedanken eine gewisse Altersweisheit zu verleihen. Und dennoch, trotz aller Anteilnahme an den ideologischen Kämpfen ihres Jahrhunderts, entgegen all der intellektuellen Wirkung, die sie in so jugendlichem Alter auf die Geister ihrer Zeit auszuüben bestrebt war, blieb der tiefe Seufzer dieser Frau der ihrer *Lélia:* „Seit zehntausend Jahren habe ich ins Unendliche hinausgeschrien: ‚Wahrheit, Wahrheit!' Seit zehntausend Jahren schallt mir von dort zurück: ‚Sehnen, Sehnen!'"

Nun aber schrieb diese Entzauberte nach ihrer Verzweiflungskrise von 1833 plötzlich: „Ich glaube, ich habe vielleicht in *Lélia* Natur und Gott gelästert; Gott, der nicht böse ist und der sich nicht an uns zu rächen braucht, hat mir die Lippen geschlossen, indem er mir die Jugend des Herzens zurückgab und mich einzugestehen zwang, daß er uns erhabene Gefühlswonnen verliehen." Sie hatte nämlich gerade mit einem jungen, blonden, dreiundzwanzigjährigen Manne als Tischnachbarn diniert, der arrogant aussah, fast



keine Augenwimpern besaß, von feinem Wuchse war, schöne aristokratische Hände hatte, sich höchst ungeniert über alle Soziologie mokierte und den Frauen ins Ohr zu flüstern pflegte: „Ich bin nicht weich, ich bin zügellos." Er machte sich sowohl über die *arbeitenden Klassen* als auch über die *herrschenden,* über Saint-Simon und den Abbé Lamennais lustig. Er äußerte gar: „Wie Napoleon seine Stiefel anzog, interessiert mich mehr als alle europäische Politik." Die Damen fühlten es heraus, ihn beschäftigte im Grunde genommen einzig die Liebe. Er gab sich sogleich eingehend mit dieser schon berühmten Tischnachbarin ab, die einen so olivbraunen Teint hatte und ihm einige Tage später die beiden Bände ihrer *Lélia* mit folgenden Widmungszeilen übersandte: den ersten, „Meinem kleinen Schelm, Herrn Alfred"; den zweiten, „Dem Herrn Vicomte Alfred de Musset in schuldiger Verehrung von seinem ergebenen Diener George Sand".

Heute ist der Verlauf dieser Liaison in all seinen Einzelheiten bekannt, und man weiß, wie schmerzensreich sie sich gestaltete. Wir wollen uns davon nur gleichsam gewisse Rückstände vergegenwärtigen; so die bittere Hefe, die infolge der ausschweifenden Schwärmerei zweier raffinierter und wilder Phantasien in ihren Herzen zurückblieb. Man kann wohl sagen, sie fraßen einander auf. Und zwar mit verschieden gearteter Gier: das eine Wesen brutaler, heißhungriger,

rücksichtsloser; das andere in schlimmem Sinne, wahnwitzig, jedoch das Beste ihres beiderseitigen Schmerzes in kleinen Bissen mit Bedacht genießend. „Sei weniger fordernd in Deiner Liebe, meine große George", schrieb er. Und sie: „Ich liebe Dich nicht mehr, werde Dich jedoch immer verehren. Ich fordere nichts mehr von Dir, kann aber nicht mehr ohne Dich leben." Sie reisten nach Venedig, woselbst diese Sadisten sich infolge ihrer wechselseitigen Ohnmacht – seiner zerebralen, ihrer physischen – aneinander rächten. Nichtsdestoweniger begehrten und vergötterten sie einander auch fernerhin, trotz verbrauchter Laster und versengter Freuden. Dann kamen die Martern an die Reihe, die man sich auferlegte, um seine Sensationen restlos auszukosten. Bald verblieb ihnen einzig noch die Lust an den eigenen Tränen. Zuletzt nahm jeder der beiden Liebenden inmitten der Krise seine Zuflucht zu dem, was seine Konstitution ihm gebot: George zur Arbeit, Alfred zur Krankheit. Nunmehr tauchte in Gestalt eines schönen venezianischen Arztes unvermutet der Retter auf, der noch am Bette des in Fieberphantasien liegenden Dichters die Glut der im anderen Opfer schließlich wiederum hellauflodernden Sinnengier zu spüren bekam. Es gibt kein Erbarmen mehr, wenn die Bestie aufs neue mit gesteigerter Leidenschaft rast. Auch keine Verzweiflung mehr, sobald die vertrockneten Schuppen alter Liebe abfallen, um einen völlig neuen Leib entblößt zurückzulassen, der unter der



ersten Berührung fremder Lippen erschauernd vergeht.

Musset reiste ab. Zu dreien huldigte man einem recht seltenen Empfinden. Im nächsten Sommer schrieb George an Alfred: „Ach! jene Nacht schwärmerischer Begeisterung, in der Du wider unsern Willen unsere Hände ineinanderlegtest und für uns sprachst: ‚Ihr liebt euch, und ihr liebt mich dennoch, ihr habt mir Seele und Leib errettet.'" Und Musset selbst rief aus: „Arme George, armes, liebes Kind! Du glaubtest, meine Geliebte zu sein, Du warst mir nur Mutter ..." Das Wort ist gefallen! Noch eben mochte jene falsche physiologische Einstellung, auf die wir hinwiesen, anders gedeutet werden. Mutter aber bleibt wohl das bezeichnendste Wort. Denn die Sand war vor allem eine mütterlich veranlagte Natur, eine Beschützerin, eine liebende Genetrix. Der Sinn ihres Besitzergreifenmüssens hieß Schwangerschaft. Und einige Monate später, als alles zwischen ihnen zu Ende, war ihr Wehegeschrei, das sie über diese mit Mühe erstickte Liebe in ihrem *Journal intime* ausstößt, noch immer das einer Mutter, die man ihres Säuglings entwöhnt hat. „Ich liebe Dich, ich würde mich jeder Qual fügen, um von Dir geliebt zu werden, und Du verlässest mich! Ach, Ärmster, Sie sind toll ... Ihr Stolz ist's, der Ihnen dies rät ... O meine armen Kinder, wie unglücklich ist eure Mutter! – Ich will makellose und distinguierte Männer um mich haben. Die starken seien mir fern! ich will

Künstler bei mir sehen: Liszt, Delacroix, Berlioz, Meyerbeer. Ich werde Mann unter Männern sein, und man wird sogleich schwatzen. Alfred wird die schlechten Scherze hören... Oh! wenn ich ihn heute besäße, ach! Wie sehne ich mich, ihn zu besitzen. Wenn ich ab und zu einige Zeilen von Dir hätte, ein Wort, die Erlaubnis, Dir von Zeit zu Zeit ein am Quai gekauftes Bildchen zu vier Sous zu schicken, von mir gedrehte Zigaretten, einen Vogel, etwas zum Spielen... O meine blauen Augen, ihr blickt mich nicht mehr an! Schönes Antlitz, ich werde es nimmer erleben, daß du dich über mich beugst und dich in süßem Erschlaffen umflorst! Mein geliebter, geschmeidiger und brünstiger Leib, du wirst dich nimmermehr über mich breiten wie Elisa über das tote Mägdlein, es zu erwecken!" – „Ach! wer wird Dich pflegen, und wen werde ich pflegen?"

Das war die Strafe dafür, sich einem leidenschaftslosen Manne hingegeben zu haben. Und aus tiefstem Herzensgrunde, aus innerstem Aufgewühltsein entrang sich ihr stets der gleiche Hoffnungsseufzer: „Es ist mir Notwendigkeit, für jemand zu leiden. Es ist mir Notwendigkeit, diese mütterliche Sorge zu nähren, die es gewohnt ist, über ein leidendes und ermattetes Geschöpf zu wachen."

Ein leidenschaftlich eigenwilliges Aufflammen für eine Art Volkstribun ließ die noch frische Wunde wieder aufbrechen: sie glaubte, Everard zu lieben, der unter seinen Zeitgenossen Michel



de Bourges hieß. Ihm gab sie die Jungfräulichkeit ihres geistigen Wesens hin. Die Liebe blieb kalt. Eine Sklavenliebe, die den schönen Gestrengen und gerechten Gesetzgeber bewunderte. Aber zu verschwenden gab es nichts, nichts zu leiden, nichts von alledem, was das Erdreich geheimster Wollust tief aufwühlt. Und dann war Michel de Bourges unkünstlerisch veranlagt. Sie versuchte, die Kunst durch Ironie zu rächen. „Berlioz ist Künstler", schrieb sie diesem Meister der Rhetorik. „Vielleicht ist er gar so ruchlos, im geheimen zu denken, daß alle Völker der Erde eine chromatische Tonleiter an richtiger Stelle nicht aufwiegen, so wie ich unverfroren genug bin, eine weiße Hyazinthe der Krone Frankreichs vorzuziehen. Sei jedoch versichert, daß man solch tolles Zeug im Kopfe haben kann, ohne ein Feind des Menschengeschlechts zu sein. Du bist für Luxusverbote, Berlioz ist für Zweiunddreißigstelnoten, ich bin für Liliengewächse." Der Advokat war indessen bei aller Kälte eifersüchtig. Er war sogar langweilig. George Sand sah Liszt, fand ihn schön, nahm ihn samt seiner Geliebten, Mme. d'Agoult, bei sich in Nohant auf, und indem sie beiden ihre noch junge Liebe neidete, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Welch fürchterliche Ruhe herrscht in meinem Inneren! Sollte die Leuchte erloschen sein?" Es war zwar nicht die Leuchte, die erloschen, wohl aber der Lichtstumpf, den der Freidenker entzündet, dessen Federhalter sie gleichsam zu werden beabsichtigt

hatte. Und selbst die fixe Idee befiel sie wieder: „Mein süßester Traum ... ist der, mir auszumalen, mit welcher Sorgsamkeit ich Dich im gebrechlichen Alter pflegen würde.“ Ein bedeutsamer Dienst, den ihr Michel leistete, war es, ihren Ehescheidungsprozeß gegen Kasimir Dudevant zu gewinnen.

Im Sommer 1836 sprengte sie die Fesseln des Geliebten und zerriß, was sie mit dem Gatten verband. Nun war sie frei. Sogleich vertraute sie ihre beiden Kinder, Moritz und Solange, einem jungen Hauslehrer namens Pelletan an, den sie, um ihn besser kennenzulernen, dadurch auf die Probe stellte, daß sie seine Geliebte ward. Dann reiste sie nach Genf, um mit Liszt und Mme. d'Agoult zusammenzutreffen. Von dort kehrte sie zu Beginn des Herbstes zurück und ließ sich für einige Zeit in Paris mit jenem Paare nieder, das seiner Einsamkeit müde geworden. Im Hôtel de France, Rue Laffitte, richteten sie sich häuslich ein. Dies friedsame, gutbürgerliche Haus wurde zu einem Phalansterium der Künstler. Im Treppenhause begegnete man Eugène Sue, Miçkiewicz, den Sänger Nourrit, den Abbé Lamennais, Heinrich Heine. Die Herren Musiker, allen voran Liszt, sprachen immerzu von Chopin.

„Bringen Sie ihn mir“, verlangte George.

Eines Abends kam er, gemeinsam mit Hiller. Monsieur Sand und Mademoiselle Chopin sahen sich zum ersten Male.



Beim Nachhausegehen sagte Chopin zu seinem Freunde:

„Welch eine antipathische Frau, diese Sand! Ist's denn wirklich eine Frau? Ich möchte es bezweifeln.“

## X

## BRIEFE ZWEIER ROMANCIERS

WÄHREND Friedrich Chopin im Jahre 1837 die allmähliche Auflösung seiner Liebe erlebte, war George Sand nach Nohant in ihr Schlößchen zurückgekehrt. Lange Monate verbrachte sie hier, allein mit ihren Kindern und ihrer Arbeit. Im Sommer kamen Liszt und Mme. d'Agoult; nun gab es musikerfüllte Nächte, neue Träume des Glücks. Dann starb plötzlich ihre Mutter, sodaß sie nach Paris reisen mußte, während die Gräfin und Franz nach Italien aufbrachen. Sie beabsichtigte, dort wieder mit beiden zusammenzutreffen, jedoch von unverhoffter Neigung zu Félicien Mallefille erfaßt, dem neuen Hauslehrer ihrer Kinder, gab sie die Reise auf. Der Bruch mit Michel de Bourges schmerzte zwar noch schwach, George aber fühlte, sie habe endlich „den Drachen bezwungen" und werde nun von dieser Anhänglichkeit, die zäher gewesen, als sie gedacht, durch eine liebevolle, „weniger enthusiastische, auch weniger herbe" Zuneigung genesen, deren Dauer sie erhoffte. Hierin täuschte sie sich. Sechs Monate reichten aus, um diesen



seichten Erdenquell versiegen zu lassen. Nichtsdestoweniger hatte sie mit ihrem etwas läppischen Liebhaber, der sie innerlich nichts anging, Erbarmen. Einige Monate lang schleppte sie ihn noch in ihrem Troß zwischen Paris, Fontainebleau und Nohant mit.

Im Januar 1838 fiel eines schönen Tages der große Balzac auf diesem Landsitze ein und blieb einige Tage zu Gast. Die beiden Romanciers verbrachten die Nächte mit Geplauder und vertraulichen Gesprächen. Darauf legte Balzac seine noch frischen Eindrücke in einem Briefe an Frau von Hanska nieder:

„Im Schlosse Nohant kam ich am Karsamstag gegen siebeneinhalb Uhr abends an, und ich fand den Kameraden George Sand in seinem Schlafrocke vor, nach Tisch in ihrer Kaminecke in einem ungeheuer großen, entlegenen Zimmer eine Zigarre rauchend. Sie trug hübsche gelbe Pantoffel, die mit Fransen verziert waren, kokette Strümpfe und eine rote Hose. Soviel über das Stimmungsmäßige. Was das Körperliche betrifft, so hat sie inzwischen ein Doppelkinn wie ein Domherr bekommen. Sie hat trotz ihres fürchterlichen Pechs kein einziges weißes Haar; ihr bräunlicher Teint hat sich nicht verändert; ihre schönen Augen sind noch ebenso leuchtend; sie schaut noch immer gleich dumm drein, wenn sie nachdenkt, denn, wie ich es ihr gesagt, nachdem ich sie beobachtet hatte, das Auge beherrscht ihren ganzen Gesichtsausdruck. Seit einem Jahre weilt

sie in Nohant, ist sehr traurig und ungeheuer arbeitsam. Fast kommt ihr Dasein dem meinen gleich. Morgens um 6 Uhr geht sie zu Bett und steht mittags auf; ich gehe um 6 Uhr abends zu Bett und stehe um Mitternacht auf; aber ich habe mich selbstverständlich ihren Gepflogenheiten angepaßt, und wir haben seit drei Tagen von 5 Uhr nachmittags nach Tisch bis 5 Uhr morgens geplaudert; sodaß ich sie an diesen drei Plauderabenden besser kennengelernt habe, und umgekehrt sie mich, als in den vergangenen vier Jahren, da sie zu mir kam, während sie Jules Sandeau liebte und zu jener Zeit, da sie mit Musset liiert war... Es war recht ersprießlich, daß ich sie gesehen, denn wir sprachen uns wechselseitig vertraulich über Jules Sandeau aus ... Mit Musset ist sie indessen noch unglücklicher gewesen, und nun lebt sie in tiefer Abgeschiedenheit, verdammt Ehe und Liebe zugleich, weil sie im einen wie im anderen Stande nur Enttäuschungen erlebt hat.

Der Typ Mann, den sie brauchte, war schwer zu finden, das ist alles. Er wird noch schwerer zu finden sein, weil sie nicht liebenswürdig ist, und folglich wird sie nicht leicht geliebt werden. Sie ist Junggeselle, sie ist Künstler, sie ist groß, edelmütig, aufopfernd, rein; ihre Gesichtszüge sind männlich: *ergo* ist sie kein Weib. Ich fühlte mich bei ihr, während ich drei Tage lang offen mit ihr plauderte, nicht mehr wie ehedem zu jener äußerlichen Galanterie bewogen, die man in Frankreich und in Polen jeder Art Frau gegenüber entfalten muß.



Ich plauderte mit einem Kameraden. Sie besitzt hohe Tugenden, Tugenden, welche die Gesellschaft falsch auslegt. Wir haben die bedeutsamen Fragen über Ehe und Freiheit mit einem der großen Hirten der Menschenherde würdigen Ernste, in aufrichtiger, offenherziger, gewissenhafter Weise diskutiert.

Denn, wie sie mit unendlichem Stolze sagte (ich selbst hätte es nicht zu denken gewagt), ‚da wir doch durch unsere Werke eine Umwälzung künftiger Sitten vorbereiten, so bin ich über die Unzulänglichkeiten der einen nicht weniger als über die der anderen betroffen'.

Und über dies große Problem haben wir uns eine ganze Nacht unterhalten. Ich bin in jeder Hinsicht für die Freiheit des jungen Mädchens und für das Gebundensein der Frau, womit ich sagen will, sie müßte vor der Ehe wissen, wozu sie sich verpflichtet, zudem alles kennengelernt haben, damit sie dann, wenn sie den Kontrakt unterschrieben, nachdem sie alle Möglichkeiten erprobt, auch treu sei. Ich habe viel erreicht, indem ich Mme. Dudevant die Notwendigkeit der Ehe vor Augen führte; doch ich bin überzeugt, sie wird daran glauben, und ich glaube, gute Dienste geleistet zu haben, indem ich sie ihr bewies.

Sie ist eine vortreffliche, von ihren Kindern verehrte Mutter; jedoch steckt sie ihre Tochter

Solange in Knabenkleider, und daran tut sie nicht gut.

In *moralischer* Hinsicht gleicht sie einem zwanzigjährigen Manne, denn sie denkt keusch, spröde und ist nur äußerlich Künstlerin. Sie raucht maßlos, spielt vielleicht etwas zu sehr die Prinzessin, und ich bin überzeugt, daß die Prinzessin im *Secrétaire intime* ihr getreues Selbstporträt ist. Sie weiß und spricht von sich, was ich über sie denke, ohne daß ich es ihr gesagt hätte: daß sie nämlich weder die Kraft der Konzeption noch die Gabe hat, planvoll aufzubauen, noch die Fähigkeit, zum Wahren vorzudringen, noch die Kunst, pathetisch zu sein; daß sie aber, ohne die französische Sprache zu beherrschen, *Stil* hat; was stimmt. Gleich mir scherzt sie über ihren Ruhm und verachtet das Publikum, das sie *Jumento* nennt, tief.

Ich werde Ihnen von der ungeheuern und stillen Aufopferung dieser Frau für jene beiden Männer erzählen, und Sie werden zugeben, daß Engel und Dämonen nichts miteinander gemein haben. All die Torheiten, die sie begangen, sind in den Augen schöner und großer Seelen nur Ruhmestitel...

Kurz, sie ist ein Mann, und um so mehr Mann, als sie es sein will, die Rolle der Frau aufgegeben hat und nicht Frau ist. Die Frau zieht an, und sie stößt ab, und da ich stark männlich empfinde, so muß sie, wenn sie diese Wirkung bei mir auslöst, sie auch auf Männer ausüben, die mir wesensverwandt sind; sie wird stets unglücklich sein. So liebt sie jetzt einen Mann, der ihr unterlegen ist, und bei einem solchen Verhältnisse kommt es für eine Frau, die eine schöne Seele besitzt, nur zu Ernüchterungen und Enttäuschungen. Eine Frau sollte immer einen ihr überlegenen Mann lieben, oder doch stark von der Täuschung befangen sein, es sei dem so.

Ich bin nicht ungestraft in Nohant gewesen; ich habe mir dort ein abscheuliches Laster angewöhnt: sie überredete mich, eine *Houka* und *Lattakieh* zu rauchen; das ist mir nun plötzlich Bedürfnis geworden..."

Auge und Ohr Balzacs gingen in ihrer Diagnose nicht fehl. Und doch vermochte er weder alles zu sehen noch alles zu hören, was in diesem Wesen vorging, das komplizierter war, als er annahm. Der Frühling 1838 ließ ein weiteres Mal das dunkle und starkduftende Veilchen einer neuen Liebe erblühen.

George Sand war mehrmals in Paris gewesen. Sie hatte Chopin wiedergesehen. Und das Drama der Lust, Schwierigkeiten und Schmerzen war über die Exposition hinausgediehen. Die Sand und Chopin hatten beide zuviel an Leiden hinter sich, um nicht der weiteren Entwicklung der Dinge zu mißtrauen. Bei Chopin jedoch ist nichts laut geworden, einzig seine Musik birgt sein Fragen und die geheimen Regungen seiner Seele. Man wird daher seine gesamte Produktion aus

dieser Zeit zu Rate ziehen müssen, die es in wundervoller Weise bezeugt: Die *Zwölf Etüden*, Mme. d'Agoult zugeeignet (zweites Heft, Opus 25), das *Impromptu* (Opus 29), das *Zweite Scherzo* (Opus 31), die beiden *Nocturnes* (Opus 32), die vier *Masurken* von Opus 30 (C-moll, H-moll, Des-dur, Cis-moll), die drei *Valses brillantes* von Opus 34 und vier weitere *Masurken* (Opus 33), der Gräfin Mostowska gewidmet.

Was George betraf, so findet sich der erste Niederschlag ihrer neuen Liebesleidenschaft in einem Briefe vom 23. Mai, der an ihre Freundin Marliani gerichtet ist, worin sie schreibt:

„Liebste, Beste, ich habe Ihre Briefe empfangen, und ich zögere, Ihnen *ausführlich* zu antworten, denn Sie wissen, zur Jahreszeit der Liebe ist das Wetter *veränderlich*. Man spricht viele *Ja, Nein, Wenn* und *Aber* in einer Woche aus, und oft sagt man morgens: *dies ist entschieden unerträglich*, um abends zu sagen: *wahrlich, es ist das größte Glück*. Ich warte daher, ehe ich Ihnen schreibe, *allen Ernstes* darauf, daß mein Barometer auf beliebige Zeit, wenn auch nicht Beständiges, so doch zum mindesten Verläßliches anzeige. Ich habe nicht den geringsten Tadel vorzubringen, doch ist das kein Grund, zufrieden zu sein ...“

Gleichwohl, sie ließ Mme. Marliani die so eigenartigen und interessanten Kurven ihres Gefühlsbarometers nicht sehen, wohl aber den Grafen Albert Grzymala, einen intimen Freund Chopins. Hier möge stehen, was sie ihm zu Beginn jenes Sommers schrieb:



„Niemals wird es mich anwandeln, an der Aufrichtigkeit Ihrer Ratschläge zu zweifeln, lieber Freund; möchten Sie etwas Derartiges nie befürchten. Ich glaube an Ihr Evangelium, ohne es recht zu kennen und ohne es zu untersuchen, weil es von dem Augenblicke an, da Sie einer seiner Jünger sind, das erhabenste aller Evangelien sein muß. Seien Sie wegen Ihrer Ansichten gepriesen, und seien Sie beruhigt über meine Denkungsart. Stellen wir ein letztes Mal klar die Frage, denn von Ihrer letzten Antwort bezüglich dieses Themas wird künftig mein ganzes Verhalten abhängen, und weil man dieserhalb zu einem Entschlusse kommen muß, tut es mir leid, daß ich die Abneigung, Sie in Paris zu Rate zu ziehen, nicht habe überwinden können. Es schien mir, über dem, was ich vermutete, hören zu müssen, würde mein *Poem* farbloser werden. Und tatsächlich, nun ist es düsterer geworden, oder vielmehr stark am Verblassen. Aber was tut's? Ihr Evangelium ist meines, wenn es vorschreibt, zuletzt an sich zu denken, und überhaupt nicht an sich zu denken, wenn das Glück derer, die wir lieben, all unsere Kräfte erfordert. Hören Sie mich aufmerksam an, und antworten Sie deutlich, kategorisch, freiheraus. Jenes Menschenkind, das er lieben will, lieben muß oder lieben zu müssen glaubt, ist es darnach beschaffen, ihn glücklich zu machen, oder würde es vielmehr

seine Leiden und seine Schwermut steigern? Ich frage nicht, ob er dies Mädchen liebt, ob er von ihr geliebt wird, ob sie mehr oder weniger taugt als ich. Durch das, was in mir vorgeht, weiß ich ziemlich bestimmt, was in ihm vorgehen muß. Ich möchte aber wissen, wen von *uns beiden* er um seiner Ruhe, seines Glückes, nicht zuletzt um seiner Gesundheit willen vergessen oder aufgeben muß, die mir zu schwankend und zu zart erscheint, um großem Leide Widerstand zu leisten. Ich möchte keineswegs die Rolle des Teufels spielen. Ich bin nicht Meyerbeers *Bertram,* und ich werde nicht gegen die Jugendgespielin kämpfen, wenn sie eine schöne und reine Alice ist; hätte ich gewußt, daß es im Leben Ihres Kindes ein Band, eine Herzensregung gibt, so würde ich mich niemals hingeneigt haben, um einem anderen Altare zugedachten Weiheduft einzusaugen. Desgleichen würde er ohne Zweifel meinem ersten Kusse gewehrt haben, wenn er gewußt hätte, daß ich gewissermaßen verheiratet war. Wir haben einander nicht hintergangen; wir haben uns dem zufällig wehenden Winde überlassen, der uns für einige Augenblicke in andere Regionen getragen hat. Indessen ist nun nichts nötiger, als nach dieser himmlischen Umarmung und dieser Reise durch alle Himmel wieder ins Irdische hinabzugelangen. Arme Vögel, wir haben Flügel, aber unser Nest ist auf Erden, und wenn der Gesang der Engel uns nach oben zieht, so zieht uns der Notschrei unserer Familie wieder nach unten. Ich



selbst will mich der Leidenschaft nicht ergeben, obwohl in meinem Innersten mitunter noch ein recht bedrohliches Feuer aufflammt. Meine Kinder werden mir die Kraft verleihen, mit allem, was mich ihnen entfremden könnte oder daran hindern, die beste Stütze für ihre Erziehung, ihre Gesundheit, ihr Wohlbefinden usw. zu sein, zu brechen... Daher kann ich mich nicht für dauernd in Paris niederlassen wegen Moritz' Krankheit, usw. usw. Dann ist da noch ein treffliches Menschenkind, ein hinsichtlich Gesinnung und Ehrenhaftigkeit *vollkommenes,* das ich nie im Stiche lassen werde, weil es der einzige Mensch ist, er lebt nun seit fast einem Jahre mit mir zusammen, der mir noch kein einziges Mal, *keine einzige Minute lang* aus eigenem Verschulden Kummer verursacht hat. Es ist auch der einzige Mensch, der mir ganz und gar ergeben ist, ohne weder Zurückliegendes zu bedauern noch Vorbehalte für die Zukunft zu machen. Ferner ist er so gütig und so verständig, daß ich ihn nicht dazu bringen möchte, mit der Zeit alles zu begreifen, alles zu erfahren. Es ist geschmeidiges Wachs, auf das ich mein Petschaft gedrückt habe, und wollte ich das Siegel ändern, so würde mir das mit einiger Vorsicht und Geduld zwar schon gelingen. Heute aber ginge solches nicht an, und sein Glück ist mir heilig.

Soviel, was mich betrifft; gebunden, wie ich bin, ziemlich kurz angekettet auf Jahre hinaus, kann ich nicht verlangen, daß unser *Kleiner*

die Ketten, die ihn fesseln, seinerseits sprengt. Wenn er sein Dasein in meine Hände geben wollte, so würde mich dies sehr erschrecken, denn ich könnte ihm, da ich ein anderes auf mich genommen, das nicht sein, was er meinetwegen aufgegeben haben würde. Ich glaube, unsere Liebe könnte nur unter den Voraussetzungen von Dauer sein, aus denen heraus sie entstand, das heißt, daß es von Zeit zu Zeit, falls ein guter Wind uns einander zutragen würde, wiederum zu einem Fluge nach den Sternen kommen könnte, und darnach würden wir wieder auseinandergehen, um auf Erden zu wandeln, denn wir sind Kinder der Erde, und Gott hat es nicht gegeben, daß wir unsere Pilgerschaft hienieden Schulter an Schulter vollenden. Daher müssen wir uns im Himmel begegnen, und die flüchtigen Augenblicke, die wir dort zusammen verbringen werden, werden so herrlich sein, daß sie ein ganzes, hier unten verbrachtes Dasein aufwiegen werden.

Meine Pflicht ist also gänzlich festgelegt. Ich könnte sie jedoch, ohne ihr jemals abzuschwören, auf zwei verschiedene Arten erfüllen; entweder müßte ich C(hopin) tunlichst meiden, nicht versuchen, ihn innerlich mit mir zu beschäftigen, dürfte nie allein mit ihm zusammen sein; oder aber ich müßte mich ihm möglichst nähern, ohne M(allefilles) Gefühl der Sicherheit zu beunruhigen, mich ihm (Chopin) in Stunden der Ruhe und Glückseligkeit zärtlich in Erinnerung bringen, ihn manchmal keusch in meine



Arme schließen, wenn der Wind uns himmelwärts in die Lüfte zu entführen verspricht. Auf erstgenannte Art werde ich handeln, falls Sie mir sagen, jenes *Menschenkind* sei wie geschaffen, ihn im wahrsten Sinne des Wortes glücklich zu machen, ihn sorgsam zu pflegen, sein Leben zu regeln, Ordnung hineinzubringen und es ruhig zu gestalten, kurz dann, falls es sich darum handelte, daß sie ihn glücklich machen könnte und ich ein Hinderungsgrund dabei sein würde; falls sein in *übertriebener,* ja vielleicht *toller,* vielleicht in einsichtsvoller Weise skrupulöses Herz es ablehnen würde, zwei verschiedene Geschöpfe auf zwei verschiedene Arten zu lieben, falls die acht Tage, die ich innerhalb einer Saison mit ihm verbringen würde, ihm hinderlich wären, sich den Rest des Jahres über innerlich glücklich zu fühlen; dann, ja dann schwöre ich Ihnen, daß ich mich bemühen werde, zu erreichen, daß er mich vergißt. Auf die zweite Art werde ich handeln, wenn Sie mir von zwei Dingen eines sagen: ob sein häusliches Glück mit einigen Stunden keuscher Leidenschaft und zartsinniger Poesie gestaltet werden kann und muß, oder ob häusliches Glück ihm unmöglich ist und eine Heirat oder eine Verbindung, die dem etwa gleichkäme, das Grab für diese Künstlerseele bedeutete, sodaß man ihn um jeden Preis davon abbringen müßte und ihm sogar behilflich sein, religiöse Bedenken zu besiegen. In dieser Richtung etwa – möchte ich sagen – liegen meine Vermutungen.

Sie werden mir sagen, ob ich mich irre. Ich nehme an, es handle sich um ein charmantes Geschöpf, aller Liebe und aller Verehrung wert, denn ein Mensch wie er vermag nur das Reine und Schöne zu lieben. Aber ich vermute, Sie fürchten eine Ehe sehr für ihn, dies ständige Gebundensein, das Leben, wie es wirklich ist, die Geschäfte, die häuslichen Sorgen, mit einem Worte alles, was seiner Wesensart fernliegt und der Inspiration seiner Muse widerstrebt. Ich würde für ihn auch befürchten; jedoch in dieser Hinsicht vermag ich nichts zu versichern und nichts auszusprechen, denn es gibt gar viele Dinge, worin ich mich bei ihm absolut nicht auskenne. Ich bin nur mit der Außenseite seines sonnenhellen Wesens vertraut. Sie werden mir also diesbezüglich feste Anhaltspunkte geben. Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß ich seine Lage kenne, um die meine zu bestimmen. In meinem Sinne hätte ich unser Poem dahin arrangiert, daß ich nichts, absolut gar nichts über sein *eigentliches* Leben wissen würde, noch er über das meine, daß er all seinen religiösen, mondänen, poetischen, künstlerischen Ideen leben würde, ohne mir jemals darüber Rechenschaft ablegen zu müssen, und umgekehrt; daß aber überall, an welchem Orte und in welchem Augenblicke unseres Lebens wir uns begegnen sollten, unsere Seelen von höchstem Glücke und dem Vortrefflichsten erfüllt sein würden. Denn ich zweifle nicht daran, es geht einem besser, wenn man einer erhabenen Liebe



huldigt, und weit davon entfernt, ein Verbrechen zu begehen, nähert man sich Gott, dem Quell und Urgrund dieser Liebe. Vielleicht ist es das, lieber Freund, was Sie letzten Endes versuchen sollten, ihm recht begreiflich zu machen, und ohne seinen Begriffen von Pflicht, Hingabe und religiösem Opfer entgegen zu sein, würden Sie vielleicht sein Herz geneigter stimmen. Was ich um alles in der Welt am meisten fürchten, was mir den größten Kummer bereiten, was mich selbst zu dem Entschlusse bringen würde, *für ihn zu sterben*, würde sein, seiner *Seele* ein Schreckgespenst und Gewissensbiß zu werden; nein, ich kann mich nicht dazu hergeben (wofern sie ihm nicht ohne mein Dazutun verhängnisvoll werde), das Bild einer anderen und die Erinnerung an sie zu bekämpfen. Dafür achte ich das Eigentum zu sehr, oder vielmehr, es ist das einzige Eigentum, das ich achte. Ich möchte niemand irgend jemand entreißen, ausgenommen Gefangene den Kerkermeistern, und Henkern die Opfer, folglich auch Rußland Polen. Sagen Sie mir, ob es Rußland ist, dessen Bild unser Kind verfolgt; dann würde ich den Himmel bitten, mir alle Verführungskünste Armidens zu leihen, um zu verhindern, daß er sich da hineinstürze; wenn es aber Polen ist, so lassen sie ihn gewähren. Einem Vaterlande ist nichts zu vergleichen, und wenn man eines besitzt, sollte man kein anderes zu gewinnen trachten. In diesem Falle würde ich für ihn einem *Italien* gleichkommen, das man auf-

sucht, in dem es einem an Frühlingstagen gefällt, wo man aber nicht bleibt, weil es dort mehr Sonne als Betten und Tische gibt und das *Komfortable des Lebens* anderwärts zu finden ist. Armes Italien! Jedermann beschäftigt sich in Gedanken damit, sehnt sich dahin oder bedauert es; niemand vermag dort zu bleiben, weil es ein unglückliches Land ist und ein Glück nicht bieten kann, dessen es sich selbst nicht erfreut. Es ist vielleicht gut, wenn ich Ihnen eine letzte Vermutung unterbreite. Es könnte sein, daß er die *Jugendgespielin* gar nicht mehr liebte, und daß er wahrhaft einen Widerwillen dagegen hätte, einen solchen Bund zu schließen, daß aber das Gefühl der Pflicht, die Ehre einer Familie, was weiß ich! ihm dies harte Opfer gebieterisch auferlegten. Seien Sie, lieber Freund, in diesem Falle sein guter Engel; ich selbst kann mich da kaum einmischen; Sie aber müssen es; retten Sie ihn aus zu strengen Gewissensnöten, retten Sie ihn vor seiner eigenen Tugend, verhindern Sie ihn um jeden Preis, sich zu opfern, denn in diesen Dingen (wenn es sich um eine Ehe handelt oder eine jener Verbindungen, die, ohne gleichweise offiziell anerkannt zu sein, doch in gleich hohem Grade binden und von gleich langer Dauer sind), in diesen Dingen, sage ich, steht das Opfer dessen, der seine Zukunft hingibt, in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem, was er im Vergangenen empfangen. Die Vergangenheit ist etwas Abzuwägendes und begrenzt; die Zukunft ist un-



ermeßlich, weil sie das Unbekannte darstellt. Ein Geschöpf, das als Gegenleistung für eine gewisse, in ihrem Ausmaße bekannte Hingabe die Hingabe eines ganzen künftigen Lebens fordert, verlangt etwas Unbilliges, und wenn derjenige, von dem man dies verlangt, sehr darum verlegen ist, wie er seine Rechte wahren soll, um gleichzeitig dem Edelmute und der Billigkeit Genüge zu leisten, so ist es Freundespflicht, ihn zu retten und sich zum unumschränkten Richter seiner Rechte und seiner Pflichten aufzuwerfen. Bleiben Sie unerschütterlich in dieser Hinsicht, und seien Sie versichert, daß ich selbst, die ich Verführer verabscheue, ich, die stets für beleidigte und getäuschte Frauen Partei ergreift, ich, die man für den Anwalt meines Geschlechtes hält und die ich stolz darauf bin, es zu sein, wenn es nottut, ich habe gleichwohl vermöge meiner Autorität als Schwester und als Mutter und als Freundin mehr als eine Verpflichtung dieser Art aus der Welt geschafft. Stets habe ich die Frau verdammt, wenn sie auf Kosten des Glückes des Mannes glücklich werden wollte; stets habe ich den Mann freigesprochen, wenn man mehr von ihm forderte als menschliche Freiheit und Würde zu gewähren verstatten. Ein Liebes- und Treueschwur ist ein Verbrechen oder eine Niedertracht, wenn die Lippen aussprechen, was das Herz Lügen straft, und man darf von einem Manne alles verlangen, außer einem Verbrechen oder einer Niedertracht. Wenn nicht in diesem Falle, mein Lie-

ber, nämlich ausgenommen dann, wenn er ein allzu schweres Opfer bringen wollte, denke ich, wird man seine Ideen nicht bekämpfen und seinem instinktiven Fühlen nicht Gewalt antun müssen.

Wenn sein Herz, gleich dem meinen, weit genug ist für zwei Lieben recht verschiedener Art, die eine sozusagen dem *Leibe* des Lebens, die andere der *Seele* zu vergleichen, so würde dies das Beste sein, da unsere beiderseitige Lage dann unserem Fühlen und Denken entspräche. Wie man nicht jeden Tag in gehobener Stimmung ist, so ist man auch nicht täglich glücklich. Wir werden uns nicht alle Tage sehen, werden nicht alle Tage von heiligem Feuer durchglüht sein, jedoch es wird zu schönen Tagen und heiligen Gluten kommen.

Vielleicht wird es auch nötig sein, ihn über meine Stellung hinsichtlich M(allefilles) aufzuklären. Es ist zu befürchten, wenn er sie nicht kennt, daß er sich dann mir gegenüber eine Art pflichtschuldigen Verhaltens auferlegt, das ihn behindert und dazu führt, *den anderen* zu bekämpfen und ihm wehzutun. Sie sollen von mir aus bezüglich dieser vertraulichen Mitteilung als unumschränkter Gebieter entscheiden; Sie werden sie in die Wege leiten, wenn Sie den günstigsten Zeitpunkt für gegeben erachten, Sie werden damit zuwarten, falls Sie glauben, daß sie erst kürzlich erlittenen Schmerzen neue hinzufüge. Vielleicht haben Sie bereits gehandelt. Alles,



was Sie getan haben oder tun werden, billige ich und bestätige es.

Was die Frage des Besitzens oder Nichtbesitzens betrifft, so scheint sie mir im Verhältnis zu jener, die uns gegenwärtig beschäftigt, eine sekundäre Frage. Gleichwohl ist es eine an sich wichtige Frage, sie begreift ein ganzes Frauenleben in sich, sein teuerstes Geheimnis, seine erdichtetste Theorie, seine mysteriöseste Koketterie. Ich, ich werde ganz unverblümt zu Ihnen, als meinem Bruder und Freunde, über dies große Mysterium sprechen, das alle, die meinen Namen nennen, so seltsam kommentieren. Darüber herrscht nämlich bei mir weder Geheimniskrämerei, noch geht es um Theorien, Doktrinen, zurückgehaltene Ansichten, vorgefaßte Meinungen, Machtprätentionen, noch geistige Affenkomödien, kurz, um nichts zuvor Arrangiertes und nichts Gewohnheitsmäßiges, und wie ich glaube, habe ich keine falschen Grundsätze, sei es nun bezüglich allzu großer Freiheiten oder hinsichtlich der Zurückhaltung. Ich habe mich stark auf meine Instinkte verlassen, die stets edle gewesen sind; manchmal habe ich mich über Menschen einer Täuschung hingegeben, nie jedoch über mich selbst. Ich habe mir zwar viele Dummheiten vorzuwerfen, aber weder Geschmacklosigkeiten noch Häßliches. Vielerlei höre ich über die Fragen menschlicher Moral, der Scham und sozialen Tugend reden. All das leuchtet mir nicht restlos ein. Deshalb habe ich mich auch niemals abschließend zu etwas be-

kannt. Gleichwohl verhalte ich mich alledem gegenüber nicht gleichgültig; ich bekenne Ihnen, daß der Wunsch, meine Gefühle mit irgendeiner Theorie in Einklang zu bringen, vornehmlich Angelegenheit und Schmerz meines Lebens gewesen ist. Stets sind die Gefühle stärker als Überlegungen, die Beschränkungen, die ich mir auferlegen wollte, mir niemals im geringsten nützlich gewesen. Zwanzigmal bin ich anderen Sinnes geworden. Über all das habe ich an Treue geglaubt, sie gepredigt, sie mir selbst angelegen sein lassen, sie gefordert. Man hat hierin gefehlt, und ich desgleichen. Und dennoch habe ich keine Gewissensbisse empfunden, weil ich meine Untreuen stets als eine Art Schicksal erlebt und erlitten hatte, instinktiv dabei dem Ideale zugekehrt, das mich Unvollkommenes um dessentwillen aufzugeben drängte, was mir Vollkommenem nahezukommen schien. Ich habe mehrere Arten der Liebe kennengelernt: Künstlerliebe, Frauenliebe, Schwesternliebe, Mutterliebe, Nonnenliebe, Dichterliebe, was weiß ich! Darunter solche, die in mir am selben Tage aufflammte und wieder erlosch, ohne sich dem Gegenstande ihrer Zuneigung zu offenbaren. Solche, die mich marterte im Dasein und mich zur Verzweiflung brachte, fast bis zum Wahnsinn. Solche, die mich zufolge übertriebenem Spiritualismus Jahre über ins Kloster sperrte. All dies war jedoch vollkommen aufrichtig gemeint. Meiner Wesensart entsprechend trat ich in diese verschiedenen Phasen, wie die Sonne – so sagte



Sainte-Beuve – in die Tierkreiszeichen tritt. Wer mich meinem Aussehen nach beurteilt hätte, dem würde ich toll oder heuchlerisch erschienen sein; wer in meinem Inneren zu lesen verstanden hätte, dem wäre ich so erschienen, wie ich wirklich bin, nämlich begeisterungsfähig für alles Schöne, wahrheitshungrig, von sehr empfänglicher Gemütsart, sehr unselbständig im Urteil, oftmals albern, stets aufrichtig, niemals kleinlich noch rachsüchtig, ziemlich jähzornig, und gottlob vollkommen vergeßlich in bezug auf üble Dinge und üble Menschen.

Nun kennen Sie mein Leben, lieber Freund; Sie sehen, es ist nichts Bemerkenswertes. Es gibt darin nichts zu bewundern, viel zu beklagen, nichts von gutherzigen Menschen zu Verdammendes. Dessen bin ich gewiß, diejenigen, die mich anklagen, schlecht gewesen zu sein, haben gelogen, und es würde mir nicht schwer fallen, es zu beweisen, wenn ich mir Mühe geben wollte, mich zu erinnern und zu erzählen; doch das ist mir zu langweilig, und ich entsinne mich ebensowenig mehr, wie ich etwa grolle.

Bis jetzt bin ich dem treu gewesen, was ich geliebt habe; vollständig treu, nämlich in dem Sinne, daß ich nie jemand betrogen, und daß ich niemals ohne wirklich triftige Gründe, die aus dem Verschulden anderer die Liebe in mir ertöteten, aufgehört habe, treu zu sein. Unbeständigkeit ist nicht mein Wesenszug. Ich pflege ja im Gegenteil ausschließlich den zu lieben, der mich

wahrhaft liebt, bin so wenig leicht zu entflammen, so sehr daran gewöhnt, mit Männern zusammen zu sein, ohne mir bewußt zu werden, daß ich Frau bin, sodaß ich wahrlich etwas verwirrt und konsterniert über den Eindruck gewesen bin, den dies kleine Wesen auf mich gemacht hat. Ich habe mich noch immer nicht von meinem Staunen erholt, und wenn ich sehr stolz wäre, so würde ich mir recht gedemütigt vorkommen, daß ich just in dem Augenblicke meines Lebens völlig der Untreue des Herzens verfiel, in dem ich mich auf immer und ewig beruhigt und gefestigt glaubte. Ich nehme an, schlecht würde zu nennen sein: wenn ich diesen Einbruch in mein Inneres hätte voraussehen, überdenken und bekämpfen können; aber ich bin plötzlich überflutet worden, und es liegt mir nicht, meiner Natur durch Vernunft zu gebieten, wenn sich die Liebe ihrer bemächtigt. Ich mache mir also keine Vorwürfe, sondern konstatire, daß ich für Eindrücke noch recht empfänglich bin und schwächer als ich glaubte. Daran liegt mir wenig, ich bin nicht sehr selbstgefällig; dies eben beweist mir, daß ich es ganz und gar nicht zu sein und mich niemals irgendeiner Sache hinsichtlich Tapferkeit und Stärke zu rühmen brauche. Es betrübt mich nur deshalb, weil nun meine gepriesene Redlichkeit, die ich so lange übte und auf die ich ein wenig stolz war, eine Schlappe empfing und in Gefahr ist. Gleich den andern werde ich jetzt zu lügen gezwungen sein. Ich versichere Ihnen, dies



ist kränkender für meine Eigenliebe als ein schlechter Roman oder ein ausgepfiffenes Theaterstück; ich leide etwas darunter: dies Leiden ist vermutlich ein Rest Stolz; vielleicht ist es eine Stimme von oben, die mir zuruft, ich müsse besser über meine Augen und Ohren wachen und vornehmlich über mein Herz. Jedoch, wenn uns der Himmel in irdischer Liebe treu sehen will, warum läßt er dann mitunter Engel sich unter uns verirren und sich auf unserem Wege einfinden?

Das große Problem der Liebe hat sich mir also von neuem innerlich aufgedrängt! Keine Liebe ohne Treue, sagte ich mir vor nunmehr zwei Monaten, und ach, es steht ziemlich fest, daß ich für diesen armen M(allefille), als ich ihn wiedersah, nicht mehr die selbe Liebe empfand. Es steht fest, daß ich, seit er nach Paris zurückgekehrt (Sie müssen ihn gesehen haben), anstatt mit Ungeduld auf seine Rückkunft zu warten und fern von ihm, traurig zu sein, daß ich weniger leide und erleichtert aufatme. Wenn ich vermuten müßte, daß häufiges Zusammentreffen mit C(hopin) diese Abkühlung steigern würde, so sähe ich ein, daß es mir *Pflicht* sein müßte, mich dessen zu enthalten.

Nun bin ich bei dem angelangt, worüber ich Ihnen schließlich schreiben wollte, nämlich über jene Frage des Besitzens, die für gewisse Geister alle Treue umschließt. Es beruht dies, wie ich glaube, auf einer falschen Vorstellung; man kann

mehr oder weniger untreu sein, wenn man aber seelisch empfangen und die einfachste Liebkosung mit Liebesgefühlen gewährt hat, so ist die Untreue bereits vollendete Tatsache, und das übrige weniger gravierend; denn, wer sein Herz verloren, hat alles verloren. Besser würde es sein, sich körperlich zu verlieren und sich seelisch ganz unberührt zu erhalten. Daher glaube ich *im Prinzip*, daß eine vollkommene Weihe der neuen Bande die Verfehlung nicht weiter verschlimmert; jedoch in Wirklichkeit ist die Möglichkeit gegeben, daß das Liebesverhältnis nach dem Besitze sich menschlicher, ungestümer, beherrschender gestaltet. Das ist sogar wahrscheinlich, ist sogar gewiß. Das ist auch der Grund, weshalb man, wenn man zusammen leben will, Natur und Wirklichkeit nicht schmähen sollte, indem man vor einer völligen Vereinigung zurückschreckt; wenn man aber genötigt ist, voneinander getrennt zu leben, so ist es ohne Zweifel klug, folglich Pflicht und wahre Tugend (worin das Opfer besteht), sich zu enthalten. Ich hatte hierüber noch nicht ernsthaft nachgedacht, und falls er es in Paris verlangt hätte, würde ich nachgegeben haben, infolge jener natürlichen Geradheit meines Wesens, die mich Vorsichtsmaßregeln, Vorbehalte, falsche Unterscheidungen und Spitzfindigkeiten hassen läßt, welcher Art sie auch seien. Ihr Brief aber veranlaßt mich, jenen Beschluß gründlich zu erörtern. Dann dient mir auch das zur Warnung, was ich an innerer Unruhe und Betrübnis durchgemacht habe, als mir M(allefilles) Liebkosungen wieder zuteil wurden, was es mich Mut kostete, verschwiegen zu sein. Ich werde daher Ihrem Rate folgen, lieber Freund. Möchte dies Opfer eine Art Sühne für jene Spezies Meineid werden, den ich auf mich geladen.



Ich sage Opfer, denn ich würde es schmerzlich empfinden, diesen Engel leiden zu sehen. Bis jetzt ist er sehr stark gewesen; ich aber bin kein Kind. Ich sah es wohl, daß die menschliche Leidenschaft bei ihm rasch um sich griff und daß es Zeit war, uns zu trennen. Dies ist der Grund, weshalb ich die Nacht vor meiner Abreise nicht mit ihm verbringen wollte und ich Sie beinahe verabschiedet hätte.

Und da ich Ihnen alles sage, so will ich Ihnen auch sagen, daß mir einzig etwas an ihm mißfallen hat; er hatte schlechte Beweggründe für seine Enthaltsamkeit. Bis dahin fand ich es schön, daß er sich aus Respekt vor mir, aus Schüchternheit, selbst um einer andern treu zu bleiben, enthielt. All dies war Opfer, folglich gewiß stark und keusch. Das war es, was mich am meisten an ihm entzückte und für ihn einnahm. Bei Ihnen aber, im Augenblicke des Abschiednehmens, und als er eine letzte Versuchung besiegen wollte, sagte er einige wenige Worte zu mir, die meiner Auffassung nicht entsprachen. Es schien, er sage nach Frömmlerart zu *menschlich* Ungeschliffenem *pfui* und scheine über Versuchungen, in die er geraten war, zu erröten und zu befürchten, un-

sere Liebe durch einen erneuten Gefühlserguß zu beflecken. Sich so der letzten Liebesumarmung gegenüber zu verhalten, hat mich stets abgestoßen. Wenn dies letzte Umarmen nicht eine ebenso heilige, ebenso reine, ebenso hingebungsvolle Angelegenheit wie das übrige ist, so kann es nicht als Tugend gewertet werden, sich seiner zu enthalten. Die Bezeichnung irdisch-sinnliche Liebe, deren man sich bedient, um auszudrücken, was nur in bezug auf die himmlische Sinn erhält, *mißfällt* mir und *beleidigt* mich als Pietätlosigkeit und falsche Vorstellung zugleich. Kann es für gebildete Charaktere eine rein sinnliche und für aufrichtige eine rein geistige Liebe geben? Ist je Liebe ohne einen einzigen Kuß, und ein Liebeskuß ohne Sinnlichkeit denkbar? *Das Fleisch zu verachten,* kann nur unter Geschöpfen weise und zweckmäßig sein, die nur vom *Fleische* sind; dem gegenüber aber, den man liebt, muß man sich nicht des Ausdruckes *verachten,* sondern des Ausdruckes *achten* bedienen, falls man sich enthält. Im übrigen sind das nicht die Worte, die er gebrauchte. Sie sind mir nicht mehr genau erinnerlich. Er sagte, glaube ich, daß *gewisse Dinge* die Erinnerung zu trüben vermöchten. Nicht wahr, damit hat er etwas Dummes gesagt, und er denkt in Wirklichkeit nicht so? Wer ist wohl das unglückselige Weib, das ihm dergleichen Eindrücke von sinnlicher Liebe hinterlassen? Er hat also eine seiner unwürdige Geliebte gehabt? Armer Engel. Alle Weiber müßte man hängen, wel-



che die ehrwürdigste und heiligste Angelegenheit der Schöpfung, das göttliche Mysterium, den ernstzunehmensten Akt des Lebens und den erhabensten des Weltgeschehens in den Augen der Männer herabwürdigen. Der Magnet zieht das Eisen an, die Tiere hangen vermöge des Unterschiedes der Geschlechter aneinander. Die Pflanzen gehorchen dem Gesetz der Liebe, und der Mensch, dem allein auf diesem Erdenrund von Gott die Gabe verliehen wurde, *das* göttlich zu empfinden, was Tiere, Pflanzen und Metalle sinnlich, stofflich empfinden, der Mensch, bei dem sich elektrische Anziehungskraft in gefühlte, verstehende, denkende Anziehungskraft wandelt, der Mensch allein erblickt in diesem Wunder, das sich gleichzeitig in seiner Seele und seinem Körper vollzieht, eine elende Notwendigkeit und spricht verächtlich, ironisch oder schamerfüllt davon! Das ist sehr sonderbar. Den Geist in dieser Weise vom Fleische zu trennen, hat in der Folge Klöster und verrufene Häuser notwendig gemacht.

Dies ist ein erschreckend langer Brief geworden. Sechs Wochen werden Sie brauchen, ihn zu entziffern. Dies ist mein *Ultimatum:* Wenn er glücklich ist oder es werden sollte durch *sie, lassen Sie ihn* gewähren. Wenn er unglücklich werden sollte, *verhindern Sie ihn.* Wenn ich ihn glücklich machen könnte, er es aber weiterhin auch zugleich durch *sie* zu sein vermöchte, *so könnte ich mich meinerseits gleich verhalten.*

Wenn er durch mich nicht glücklich werden kann, ohne mit ihr unglücklich zu zerfallen, dann *ist es nötig, daß wir uns meiden und er mich vergißt*. Außerhalb dieser vier Möglichkeiten gibt es keinen Ausweg. Aus diesem Grunde werde ich stark sein, ich verspreche es Ihnen, denn es handelt sich um *ihn*, und wenn ich auch selbst nicht sehr tapfer bin, so bin ich doch allem, was ich liebe, aufopferungsvoll ergeben. Sie werden mir rundheraus die Wahrheit sagen; ich rechne darauf, und ich erwarte es.

Es ist ganz unnötig, daß Sie mir einen Brief schreiben, den jeder lesen kann. So stehen wir nicht, M(allefille) und ich. Wir achten einander zu sehr, um von uns Rechenschaft zu fordern; nicht einmal in Gedanken über Einzelheiten unseres Lebens . . .

Es hat sich für mich darum gehandelt, nach Paris zu fahren, und es ist noch nicht ausgeschlossen, daß meine geschäftlichen Angelegenheiten, mit denen sich M(allefille) gegenwärtig befaßt, die sich in die Länge ziehen, ein Zusammentreffen mit ihm veranlassen könnten. Sagen Sie dem *Kleinen* nichts davon. Wenn ich hinfahre, werde ich Sie benachrichtigen, und wir werden ihm eine unerwartete Freude bereiten. Auf alle Fälle, da Sie Zeit brauchen, um es sich gestatten zu können, einen abweichenden Standpunkt einzunehmen, leiten Sie Ihre Schritte ein, denn ich möchte Sie diesen Sommer in Nohant haben, so bald und so lange wie möglich. Sie werden sehen,



es wird Ihnen hier gefallen; nichts von alledem, was Sie befürchten, gibt es hier. Kein Ausspionieren, keine Klatschereien, nichts Provinzmäßiges; es ist eine Oase in der Wüste. Im Departement ist keine Menschenseele, die wüßte, was etwa ein Chopin oder ein Grzymala ist. Keiner weiß, was bei mir vorgeht. Ich verkehre nur mit *intim* Befreundeten, Engeln gleich Ihnen, die noch nie schlimm über das gedacht haben, was sie lieben. Sie werden kommen, Lieber, Bester, wir werden behaglich plaudern, und Ihr bedrücktes Gemüt wird sich auf dem Lande erheitern. Was den *Kleinen* angeht, so wird er kommen, wann es ihm paßt; doch möchte ich in diesem Falle vorher benachrichtigt werden, weil ich M(allefille) entweder nach Paris oder nach Genf schicken werde. An Vorwänden wird es nicht fehlen, und Verdacht wird er niemals schöpfen. Wenn der *Kleine* nicht kommen mag, so lassen Sie ihn tun, was ihm beliebt; er fürchtet die Leute, fürchtet, ich weiß nicht was. Bei Menschen, die ich innig liebe, respektiere ich alles was ich nicht verstehe. Ich selbst werde im September, vor der langen Trennung, nach Paris fahren. Ihm gegenüber werde ich mich nach dem verhalten, wie Ihre Antwort ausfällt. Wenn Sie die Lösung der schwierigen Aufgabe, die ich Ihnen stelle, nicht gefunden haben, versuchen Sie, sie aus ihm herauszuholen, durchwühlen Sie sein Innerstes, ich muß wissen, was darin vorgeht.

Jetzt aber kennen Sie mich gründlich. Dies ist ein Brief geworden, wie ich in zehn Jahren keine zwei schreibe. Ich bin so träge und verabscheue es so sehr, von mir zu sprechen. Jedoch dies Schreiben wird mir ersparen, mich dieserhalb noch weiter auszulassen. Nunmehr kennen Sie mich in- und auswendig, und Sie können *nach Sicht auf mich ausstellen,* wenn Sie einst Ihre Rechnung mit der Dreifaltigkeit berichtigen.

Ihnen, Bester, Ihnen mit ganzer Seele ergeben, habe ich anscheinend in diesem ganzen, langen Plauderbrief nichts über Sie selbst gesagt, denn es schien mir, daß ich zu einem anderen *Ich* von mir sprach, gewißlich zum besten und wertvollsten der beiden.

George Sand"

Bewunderungswürdig vor allem, wie sie als Frau die Schlacht zu lenken verstand, solcherart, daß sie notwendigerweise siegreich daraus hervorgehen mußte, wie auch immer der Gegner angreifen oder sich winden mochte. Alles ist vorgesehen, zurechtgelegt, zulässig, ausgenommen der Fall, etwa nicht der Geliebte George Sands zu werden. Übrigens mußte sie recht wohl unterrichtet sein, daß jenes *Rußland,* das sie angeblich so sehr fürchtete, die Waffen gestreckt, daß Chopin es stolzen Herzens abgeschüttelt hatte. Jedoch solch ein Brief, ein so seltenes psychologisches Dokument verdient es, in aller Ausführlichkeit in den Akten dieser Liebe zu stehen. Die Wesens-



züge werden darin deutlich sichtbar, sogar – ja vielleicht vornehmlich durch das, was die Schreiberin zu verschweigen glaubt. Man erhält über ihre Intelligenz Aufschluß; man ermißt die etwas unbeholfene Gutmütigkeit, die sich erneut von ihrer mütterlichen Seite zeigt, nach Pelikanenart; man bewundert jenes Verlangen auf den feuchten Lippen einer Vierunddreißigjährigen nach dem achtundzwanzigjährigen „Kinde", das noch jünger erschien und durch seine Reinheit berauschte, in die diese Wollüstige sich vernarrt hatte. Sie nannte das: „ihre Pflicht tun." Seine Worte gut zu wählen, darauf kommt alles an. Sie gestand auch: „Ich mußte zärtlich lieben oder sterben", was weniger gewichtig und gesucht klingt.

Erwähnen wir schließlich, daß Chopin selbst, nach dem armseligen, kleinen, wirklich dürftigen Abenteuer, dessen Überreste er vor kurzem einem Umschlage anvertraut und versiegelt hatte, sich nach einer schönen, hochherzig-zärtlichen Liebe sehnte. Auch bedurfte er sorgsamer Pflege. George schickte ihn zunächst zu Doktor Gaubert, der ihn mit dem Hörrohr untersuchte und hochheilig versicherte, der Patient sei nicht schwindsüchtig. Jedoch solle er an die Luft, spazierengehen, ruhen. Das neue Liebespaar suchte nach einem einsamen Ort.

Bald darauf erfuhr man in Paris, die Romanschriftstellerin sei mit ihren drei Kindern: Moritz, Solange und Chopin, nach den Balearischen Inseln gereist.

## XI

## DIE KARTAUSE VON VALDEMOSA

GENAU genommen, sie hatten vereinbart, in Perpignan zusammenzutreffen, denn Chopins wohlanständigem Empfinden widerstrebte es, durch seine Abreise Aufsehen zu erregen, die Glückswendung des Schicksals laut zu verkünden. Vielleicht wollte auch George auf des armen Mallefille Stolz Rücksicht nehmen. Jeder reiste daher für sich ab, und in Perpignan traf man in den allerletzten Oktobertagen wieder zusammen. George war glücklich, friedlich gestimmt. Sie hatte sich zur Reise Zeit gelassen, unterwegs Bekannte besucht und war über Lyon, Avignon, Vaucluse, Pont du Gard gekommen. Übrigens handelte es sich für sie nicht so sehr darum, umherzureisen, als vielmehr fortzureisen, auf die Suche zu gehen nach irgendeinem Liebesnest oder einem Sterbelager, was sie bei solchen Gelegenheiten stets betonte. Zweifelsohne kam es ihr jetzt kaum in den Sinn, daß sie vier Jahre zuvor mit Musset die gleiche Überfahrt unternommen hatte, damals, als sie auf dem Dampfschiffe dem wohlbeleibten Stendhal begegnet waren. Chopin selbst hatte



sich auf seiner Reiseroute nirgends aufgehalten: vier Tage und vier Nächte waren im Briefpostwagen heldenmütig ertragen worden. Auch stieg er „frisch wie eine Rose und rosig wie eine Steckrübe“ aus. Grzymala, Matuszinski und Fontana wurden einzig von ihm auf dem Laufenden gehalten über diese Reise, die er selbst seinen Angehörigen in Polen zu verheimlichen trachtete. Die Übermittlung der Briefe hatte Fontana auf sich genommen. Chopin trug etwas Geld bei sich, denn seine *Präludien* hatte er für zweitausend Franken an Pleyel verkauft und ein Viertel des Betrages im voraus empfangen.

Gemeinsam schiffte man sich nun an Bord des *Phénicien* nach Barcelona ein, und zwar auf „blauestem, reinstem, glattestem Meere; gleichsam auf Gewässern Griechenlands oder dem Spiegel eines schweizer Sees bei herrlichstem Wetter“, schrieb George just vor der Abfahrt an ihre Freundin Marliani. In Barcelona hielten sie sich einige Tage auf und besichtigten die Überreste des Inquisitionspalastes.

Dann stach man mit dem Dampfer *El Mallorquin* erneut in See. Die Überfahrt vollzog sich in lauer Nacht bei Meeresleuchten. Alles schlummerte an Bord, ausgenommen Chopin, die Sand und der Steuermann; dieser sang, jedoch mit „so sanfter, so gedämpfter Stimme“, daß auch er halb zu schlafen schien. Chopin lauschte der Melodie, die seinen vagen Improvisationen glich. „Die Stimme der Kontemplation“, heißt es in

Georges Aufzeichnungen. Am Morgen landete man in Palma auf Mallorca, an schroffer Küste gelegen, deren Gipfel, mit Aloen und Palmen bestanden, gezackt erschien. Da man aber hier mit Bestürzung erfuhr, es sei kein Hotel vorhanden, ja nicht einmal Zimmer könne man mieten, um sich häuslich niederzulassen, so wurde der französische Konsul aufgesucht, und dank ihm gelang es, das Haus eines gewissen Señor Gomez ausfindig zu machen. Es lag außerhalb der Stadt in einem Tale, von wo aus Palma mit seinen gelben Mauern und seiner Kathedrale in der Ferne sichtbar ward. Diese unerquickliche Stätte, die man erst möblieren und mit allem Zubehör versehen mußte, nannte sich *Das Haus des Windes*. Die Reisenden gerieten über alles zunächst in Begeisterung.

„Der Himmel wie ein Türkis", schrieb Chopin an Fontana, „das Meer wie der Azur, die Berge – wie Smaragde. Und die Luft – wie im Himmel! Tagsüber Sonne und daher Wärme; – alles trägt Sommerkleider. Bei Nacht hört man überall Guitarren und Gesang – stundenlang. Riesige Balkone, überdacht mit Weinreben; maurische Bauten. Die Stadt, wie alles hier, sieht nach Afrika aus... Mit einem Wort, ein herrliches Leben! – Lieber Julian, gehe zu Pleyel, denn das Klavier ist noch nicht angekommen. Auf welchem Wege haben sie es geschickt? Sag Pleyel, daß er binnen kurzem die *Präludien* erhält. – Ich werde wahrscheinlich in einem wun-



derschönen Kloster wohnen, in einer der herrlichsten Gegenden der Welt; Meer, Berge, Palmen, ein Friedhof, eine Kreuzritterkirche, Ruinen von Moscheen, tausendjährige Olivenbäume! Ach, mein Lieber, ich genieße gegenwärtig das Leben etwas mehr; ich bin in der Nähe des Schönsten dieser Welt. – Ich bin ein besserer Mensch geworden."

Dies *Haus des Windes* war für 100 Franken im Monat zu mieten. Da es aber ihrem Bedürfnis, sich abzuschließen, nicht völlig entsprach und es ihnen nicht *künstlerisch* und ausgefallen genug erschien, so verschafften sie sich, zwei Meilen von da, in der Kartause von Valdemosa selbst, drei Räume und einen Garten voller Orangen, alles um fünfunddreißig Franken im Jahre. „Hier ist es wahrhaft poetisch und einsam, ist alles, was es an *Stimmungsvollstem* unter dem Himmel gibt; und welch einem Himmel! welch ein Land! Wir schwimmen in Wonne", schrieb die Sand. Dies Entzücken hatte sofort allzulange Spaziergänge zur Folge. Chopin ward todmüde, lief sich die Füße auf den Kieseln der Saumpfade wund, erkältete sich beim ersten Regenwetter. Nach wenigen Tagen schon war er genötigt, sich mit einer starken Bronchitis zu Bett zu legen. Und die Tuberkuloseerscheinungen, die kurze Zeit zurückgetreten waren, setzten trotz 18 Grad Wärme wieder ein, trotz Rosen, Orangen, Palmen und blühender Feigenbäume. „Drei Ärzte, die berühmtesten der ganzen Insel, kamen zu einer Konsultation

zusammen. Der eine beroch das, was ich ausspuckte; der andere klopfte da, von wo ich gespuckt hatte; der dritte betastete und behorchte, wie ich spuckte. Der erste sagte, daß ich krepieren werde, – der zweite, daß ich krepiere, – der dritte, daß ich bereits krepiert sei! Ich aber befinde mich heute wie immer. Nur kann ich es dem Jas (Matuszinski) nicht verzeihen, daß er mir für den Fall einer bronchite aiguë, die er bei mir stets hätte erwarten können, keinen Rat erteilt hat. Nur mit Mühe habe ich mich der Aderlässe, Schröpfköpfe und anderer Operationen zu erwehren vermocht und bin dank der Vorsehung heute wieder ganz der alte. Dies alles hat jedoch auf die *Präludien* nachteiligen Einfluß ausgeübt, die Du, Gott weiß wann, erhalten wirst. – In einigen Tagen werde ich in der schönsten Gegend der Welt wohnen: Das Meer, Berge ... was Du nur wünschest. Wir sollen eine Wohnung in einem alten, riesigen, verlassenen und verfallenen Kloster der Kartäuser erhalten, die von Mendizabel gleichsam speziell für mich vertrieben worden sind. Es liegt in der Nähe von Palma, nichts Wundervolleres ist denkbar: Kreuzgänge, höchst poetische Friedhöfe. Mit einem Wort: ich werde mich dort wohlfühlen. Nur das Klavier fehlt mir noch. Ich habe direkt an Pleyel, Rue Rochechouart, geschrieben. Erkundige Dich dort und sag, daß ich am Tage nach meiner Ankunft ernstlich erkrankt gewesen, daß ich jedoch schon fast genesen sei. Im übrigen sprich aber weder von mir noch von



meinen Manuskripten viel... Sag niemand, daß ich krank war, denn man würde darüber klatschen."

Da hatte denn nun George ihr Betätigungsfeld. Sie schrieb, war mit gleichem Erfolg in der Haushaltung und mit ihren Romanen beschäftigt, durchstöberte die Kramläden der kleinen Stadt, erteilte ihren beiden Kindern Unterricht und pflegte das dritte, das jeden Augenblick ihrer bedurfte. „Mit jedem Tage kommt es wieder mehr zu Ansehen, und ich hoffe, daß es ihm besser gehen wird als zuvor. Es ist ein Engel an Sanftmut und Güte." Jedoch das materielle Leben gestaltete sich zunehmend schwieriger. Alles fehlte, selbst Matratzen, Bettücher, Kasserollen. Man mußte zusammenkaufen, was erhältlich war, an Buloz, den Leiter der *Revue des Deux Mondes*, schreiben, borgen. Bald wurde das *Haus des Windes* unbewohnbar. Die Mauern waren so dünn, daß sich ihr Kalk infolge der Herbstregen schwammartig vollsog. Wie in allen Ländern mit angeblich südlichem Klima war natürlich kein Ofen vorhanden, und auf den Schultern der Reisenden bildete sich Reifniederschlag. Man mußte seine Zuflucht zur erstickenden Hitze der Kohlenbecken nehmen. Der Kranke begann sehr zu leiden, hustete unaufhörlich, vermochte kaum etwas zu essen, da er die landesüblichen Gerichte nicht vertrug, und George sah sich genötigt, selbst zu kochen. „Kurz," schrieb sie ihrer Freundin Marliani noch, „unsere Reise hierher ist in vieler

Hinsicht ein schreckliches Fiasko. Aber wir sind nun einmal da. Wir vermöchten hier nicht herauszukommen, ohne uns der schlechten Jahreszeit auszusetzen und uns auf Schritt und Tritt neue Ausgaben zu verursachen. Ferner habe ich viel Mut und Beharrlichkeit darauf verwandt, hierzulande ein Unterkommen zu finden. Wenn die Vorsehung mich nicht zu sehr benachteiligt, ist anzunehmen, das Schwierigste sei überstanden, und wir müßten nunmehr die Früchte unserer Bemühungen ernten. Der Frühling wird köstlich sein, Moritz wird wieder ganz genesen... Solange ist fast immer allerliebst, seit sie seekrank gewesen; Moritz behauptet, sie habe dabei all ihr Gift von sich gegeben."

Der Kranke, den man im Hintergrunde des am wenigsten feuchten Zimmers fremden Blicken entzog, ward für die Bevölkerung eine Art Schreckgespenst. Man weigerte sich, ihn zu bedienen. Als Señor Gomez erfuhr, es handle sich um ein Brustleiden, forderte er den Auszug seiner Mieter, die zuvor auf ihre Kosten die Wände seines Hauses frisch zu vergipsen, vollständig neu zu tünchen und alle Wäsche sowie das Mobiliar zu verbrennen hätten. Der Konsul schritt ein und beherbergte die unglückliche Reisegesellschaft einige Tage. Schließlich brach man am 15. Dezember bei schönem Wetter nach der Kartause auf. Just vor dem Umzuge schrieb Chopin nochmals an Fontana: „Ich werde in der Zelle irgendeines alten Mönches arbeiten, der in seiner Seele



vielleicht mehr Feuer barg als ich, und der es dennoch dämpfte und erstickte, weil er nichts damit zu beginnen wußte. – Ich glaube, ich werde Dir meine *Präludien* und die *Ballade* binnen kurzem zusenden können."

Was George Sand betraf, so schrieb sie später in ihrem *Hiver à Majorque:* „Niemals werde ich eine gewisse Krümmung der Schlucht vergessen, von der aus man, wenn man zurückblickt, auf dem Gipfel eines Berges eines jener hübschen arabischen Häuschen gewahrt – die ich beschrieben habe – halb versteckt hinter dem Blattwerk seiner Opuntien, sowie einen hohen Palmbaum, der sich über den Abgrund neigt und dessen Silhouette in die Lüfte ragt. Wenn der Anblick des Schmutzes und der Nebel von Paris mich trübselig stimmt, schließe ich die Augen und sehe dann wie im Traume jenen grünlichen Berg, jene gelbrötlich schimmernden Felsen und jenen einsamen, in rosigen Himmel verlorenen Palmbaum wieder."

Die Kartause von Valdemosa... Der Name schon, dem Chopins und der Sand in jener afrikanischen Natur verbunden, umrahmt ein Bild, das nicht allein romantisch und malerisch, sondern gleich einem Poem in sich geschlossen ist. Hier ist der Schauplatz ihrer krankhaften Wollust. Wir lieben ihn noch in der Vision, verschmolzen mit jener Musik, in die der nordische Brustkranke seine geängstigt innigen Klänge überströmen ließ. Was würde Mallorca in der Ge-

schichte menschlicher Träume ohne diesen Reiseaufenthalt im regenreichen Winter des Jahres 1838 bedeuten? Das einzig Wertvolle auf dieser verlassenen Insel ist die ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogene Kartause, die einer hoffnungslosen Liebe während zweier Monate als Gefängnis diente. Denn selbst wenn man eindringlich zwischen den Zeilen der Briefe forscht, es ist keinerlei Glücksgefühl herauszulesen. Vergebens versuchte George, ihr müde gewordenes Herz neu zu beleben, jedoch nur zärtlich liebevolles Mitleid regte sich, voll sehnsüchtiger Erinnerung dann und wann an grausame, in Venedig erlebte Wollust. Und Chopin, durch tausend kleine Leiden gebrochen, unzulänglich und stolz als Mann, empfand Tag für Tag mehr, wie ihm die zu freudiger Lust nötigen Kräfte schwanden. Beiderseits siegten die Nerven. Einzig die Arbeit gewährte Befreiung; und die Einsamkeit, die zusammenschweißte, erzeugte brüderliche Eintracht.

Das Kartäuserkloster von Valdemosa ist ein ungeheuer ausgedehnter Gebäudekomplex. Ein Armeekorps vermöchte man darin unterzubringen. Da ist die Wohnung des Priors, sind die Zellen der Laienbrüder, jene der Oblaten, ferner die drei Bauten, die das eigentliche Männerkloster bilden. All dies jedoch steht leer und verlassen da. Der älteste Klosterbau mit seinen gotischen Fenstern, an denen Schlingpflanzen emporranken, stammt aus dem XV. Jahrhundert. Inmitten



liegt der alte Friedhof der Kartäuser, der weder Grabsteine noch Inschriften aufweist. Ein paar Zypressen umgeben ein großes Kreuz aus weißem Holze und einen spitzbogenförmigen Brunnen, gegen den ein Oleander und eine Zwergpalme gewachsen sind. Ein faunähnlicher Sakristan verwahrte damals eifersüchtig die Schlüssel zu all den verschlossenen Zellen. Obgleich wirklich abscheulich, hatte dieser dicke Satyr ein junges Mädchen verführt, das sich einige Monate mit ihren Eltern hier in der Einsamkeit aufgehalten hatte. Er brachte indessen zu seiner Entschuldigung vor, von Staats wegen sei er nur gehalten, gemalte Jungfrauen zu behüten.

Die neuen Klostergebäude, mit Buchs eingefaßt, enthalten zwölf Kapellen und eine mit Holzschnitzwerk versehene Kirche, deren Boden mit spanisch-arabischen Majolikafliesen ausgelegt ist. Ein heiliger Bruno aus bemaltem Holze, völlig ländlich spanischen Stiles, ist der einzige Kunstgegenstand dieses Tempels. Gestaltung und Farbe sind merkwürdig, und George Sand fand in diesem Kopfe einen Ausdruck erhabenen Glaubens, in den Händen eine Regung gottesfürchtigen, herzzerreißenden Flehens. „Ich zweifle," schreibt sie, „ob der heilige Fanatiker von Grenoble je so verstanden und mit ebenso tiefem wie glühendem Gefühl wiedergegeben worden ist. Er stellte die Verkörperung christlicher Askese dar." Ach! die Kirche wies keine Orgel auf, wie es die Ordensregel der Kartäuser verlangt.

Die Sand, Chopin und die Kinder bewohnten drei geräumige, gewölbte Zellen, deren Mauern drei Fuß dick waren. Ihre Fenster gingen der Sonnenseite zu auf ein mit Granat-, Orangen- und Zitronenbäumen bepflanztes Gartenstück hinaus. In der grünen, duftenden Stille gab es rechtwinklig angelegte Alleen. Und in dieser Umgebung schrieb Chopin drei Tage nach Weihnachten an Fontana:

„Zwischen Fels und Meer, in einem verlassenen, gewaltigen Kartäuserkloster, kannst Du Dir mich in einer Zelle, deren Türe größer ist als in Paris die Haustore, unfrisiert, ohne weiße Handschuhe und blaß wie immer vorstellen. Die Zelle hat die Form eines Sarges; ein hohes, verstaubtes Gewölbe. Ein kleines Fenster ... Dem Fenster gegenüber, unterhalb einer Filigranrosette im maurischen Stile, steht mein Bett. Daneben ein alter, viereckiger ... Schreibkasten, der sich kaum benützen läßt; auf ihm ein Bleileuchter (der Luxus ist hier groß!) mit einer kleinen Kerze. Bachs Werke, mein Gekritzel, fremdes Gerümpel. Eine Stille – man kann schreien – es bleibt immer still. Kurz, ich schreibe an Dich von einer ganz merkwürdigen Stätte aus. – Heute ist der Mond wundervoll, ich habe ihn nie schöner gesehen ... Hier ist die Natur wohltätig, die Menschen aber sind Diebe, denn sie sehen niemals Fremde, wissen daher nicht, was sie von ihnen fordern sollen. Eine Orange z. B. werden sie Dir umsonst geben, für einen Hosenknopf aber verlangen sie fabelhafte Summen. Unter dem hiesigen Himmel durchdringt Dich ein eigenartiges poetisches Gefühl, das alles hier zu atmen scheint; Adler schweben, von niemand verscheucht, täglich majestätisch über unsern Häuptern dahin."



Jedoch, mochte er sich auch einreden, es gefalle ihm hier, dieser etwas hehre Dekor konnte Chopin nicht zusagen. Er hing zu sehr an intimen Gepflogenheiten, verfeinerten Gegenständen und Dingen, um sich in diesen, der Möbel beraubten Räumen wohlzufühlen, in denen der Geist auf nichts verweilen konnte. Und dann, man war unglücklicherweise mitten in die Regenzeit hineingeraten, und auf Mallorca gestaltet sie sich sündflutartig. Die Luft wird dann so schlaff, daß man sich in dieser Feuchtigkeit nur mühsam hinschleppt. Moritz und Solange hielten sich trefflich, „dagegen der kleine Chopin ist recht angegriffen und hustet stets sehr viel. Für ihn erwarte ich mit Ungeduld die Rückkehr des schönen Wetters, das nicht lange ausbleiben kann". Sein Klavier kam schließlich an. Das war eine Freude, die gegen alles andere versöhnlich stimmte. Chopin arbeitete, komponierte, studierte ein. „Die Gewölbe der Kartause leben dabei auf. Und all das wird durch keine Bewunderung der Dummköpfe entweiht. Wir sehen keine Menschenseele", außer den Einheimischen, abergläubische und neugierige Leute, die einer nach dem andern zu diesem, von einem Mönche und einigen Teufeln behüteten Kloster hinaufstiegen.

Um sie zu Gesicht zu bekommen, erschien man, das Vieh einsegnen zu lassen. Es ward dies das Fest der Maultiere, Pferde, Esel, Ziegen, Schweine. „Sie selbst wahre Tiere," schreibt die Sand, „stinkend, derb und furchtsam; trotzdem prächtig anzuschauen, in sehr guter Tracht, Guitarre spielend und Fandango tanzend ... Von mir heißt es, ich sei dem Teufel verfallen, weil ich weder zur Messe noch zum Tanze gehe, und da ich allein im Gebirge lebe, indem ich meinen Kindern Aufschluß über die Partizipien und andere Annehmlichkeiten gebe ... Trotz alledem Chopins Gezwitscher, das hübsch im Gange ist und das die Mauern der Zelle recht erstaunt vernehmen."

Eines Abends kam es zu einem Spektakel und einer Erscheinung, die ihnen allen die Haare zu Berge stehen ließ. Zunächst entstand ein unerklärlicher Lärm, es war, als würden Tausende von Walnußsäcken auf einen Fußboden hingeschüttet. Sie stürzten aus ihren Zellen hervor, um nachzusehen; das Kloster jedoch schien wie gewöhnlich öde und leer. Aber der Lärm schwoll an, kam näher. Bald darauf erhellte schwacher Lichtschein die Gewölbe, Fackeln tauchten auf und in rotem Dunst eine ganze Schar abscheulicher Wesen: ein gehörnter, völlig schwarzer Teufelsmeister mit blutrotem Gesicht, kleine Teufel mit Vogelköpfen, Teufelsweiber und Schäferinnen in weißen und rosafarbenen Gewändern. Es waren die Dorfbewohner, die ihren Fasching feierten,



gekommen, ihren Ball in einer der Zellen abzuhalten. Der Lärm, der ihren Aufzug begleitete, rührte von Kastagnetten her, welche die Burschen fortwährend in rollendem Rhythmus schlugen. Plötzlich brachen sie ab, um unisono eine *coplita* nach einer Melodiephrase zu singen, die stets von neuem begann und nimmer zu enden schien.

All das erschütterte die Nerven des armen Chopin; vornehmlich wenn Moritz und Solange in den weitläufigen, hallenden Klostergängen verschwanden, oder wenn George ihn allein zurückließ, um während ganzer Tage Exkursionen in die Umgegend zu machen. Dann schien ihm das ausgestorbene Kloster voller Gespenster. Bei der Rückkehr von ihren nächtlichen Erforschungen in den Klosterruinen ertappte ihn George an seinem Klavier, bleich, mit verstörten Blicken, und es dauerte einige Sekunden, bis er sie wiedererkannte. Gleichwohl komponierte er damals, nach oder während diesen Krisen nervöser Exaltation, einige seiner schönsten Seiten.

Die Sand versichert, mehrere der *Präludien* verdankten ihre Entstehung diesen Angstzuständen. „Eines ist darunter," berichtet sie, „das ihm an einem schauerlichen Regenabend einfiel; es versetzt das Gemüt in fürchterliche Niedergeschlagenheit. Moritz und ich hatten ihn an jenem Tage ziemlich wohl zurückgelassen, um nach Palma zu gehen und einige für unseren Aufenthalt nötigen Dinge einzukaufen. Der Regen hatte eingesetzt, die Gießbäche waren ausgetreten; in sechs

Stunden hatten wir drei Meilen zurückgelegt, um mitten durch die Überschwemmung zurückzukehren, und in tiefer Nacht langten wir an, ohne Schuhwerk, von unserem Fuhrmann im Stiche gelassen, unerhörten Gefahren ausgesetzt. Wir beeilten uns, der Besorgnis unseres Kranken wegen. Sie war in der Tat lebhaft gewesen, jedoch gleichsam einer Art stiller Hoffnungslosigkeit gewichen, und weinend spielte er sein bewunderungswürdiges Präludium. Als er uns eintreten sah, fuhr er auf, indem er einen durchdringenden Schrei ausstieß, dann sagte er mit irrer Miene und in seltsamem Tonfalle zu uns: ‚Ach! ich wußte es wohl, daß Ihr tot seid!' Als er wieder zu sich gekommen war und den Zustand sah, in dem wir uns befanden, schwindelte ihm bei der Vorstellung der Gefahren, die wir durchgemacht; aber er gestand mir sodann, daß er, unser harrend, all das bereits in einem Traume gesehen und daß er sich, Traum und Wirklichkeit nicht mehr unterscheidend, durch Klavierspielen beruhigt und gleichsam betäubt hatte, überzeugt davon, er selbst sei gestorben. Er sah sich in einem See ertrunken; schwere, eisige Wassertropfen fielen ihm taktmäßig auf die Brust, und als ich ihn auf die Regentropfen aufmerksam machte, die tatsächlich gleichförmig aufs Dach niederrannen, behauptete er, sie nicht gehört zu haben. Er ärgerte sich sogar über das, was ich dabei als nachbildende Tonmalerei bezeichnete. Er protestierte ungemein heftig, und er hatte recht,



sich gegen die kindische Annahme einer Nachahmung von Gehörtem zu wehren. Sein Geist war von geheimnisvollen Harmonien der Natur erfüllt, die, in seine musikalische Sprache übertragen, gleichwertig erhabenen Ausdruck fanden und nicht etwa durch sklavische Wiederholung der von außen andringenden Töne bestimmt wurden. Wohl fand sich in seiner Komposition jenes Abends eine Fülle der Regentropfen, die vom sonoren Ziegeldache der Kartause widerhallten, sie hatten sich aber in seiner Einbildungskraft und in seinem Sange zu Tränen gewandelt, die vom Himmel herab in sein Herz fielen."

Man hat herauszufinden versucht, welches dies *Präludium* sein könnte. Die einen verweisen auf Nr. 6 (H-moll), andere auf Nr. 8 (Fis-moll) oder Nr. 15 (Des-dur) oder Nr. 17 oder Nr. 19. Nach unserer Ansicht ist kein Zweifel möglich. Es handelt sich wohl bestimmt um das *Sechste Präludium*, in welchem die Schmerzenstropfen langsam und mit unerbittlicher Regelmäßigkeit auf die Schädeldecke des Menschen herabfallen. Schließlich ist es ziemlich belanglos. Jeder wird gemäß seiner eigenen Phantasie die Tropfen dort wiederzufinden glauben, wo er sie wünscht. Lassen wir der Musik das besondere Vorrecht, sich uns inniger anzuschmiegen als wir uns ihr; der Ariel zu sein, der unserer Phantasie dienstbar ist. Hier sei an Beethovens Ausspruch erinnert: „Du mußt dir alles in dir selbst erschaffen." Liszt, der Psychologisches und Ästhetisches so

schätzte, hat geäußert, Chopin habe sich als echter Musiker damit begnügt, „den *Stimmungsgehalt*, der den geschauten Bildern innewohnt, sozusagen herauszulösen; wogegen er die plastische Seite, das Malerische, das sich der Form seiner, einer geistigeren Sphäre angehörenden Kunst nicht assimilierte, anscheinend unbeachtet" gelassen habe. Dann, eine Betrachtung über diese Regendämmerung anstellend, während der sein Freund eine so schöne Melodie komponiert hatte, legt er sich die Frage vor, ob George Sand darin Chopins Herzensangst gewahr geworden sei, die starke Erregung dieses überreizten Gemütes; ob das Genie dieses Mannweibes „sich zur Seelengröße der Demut, zu einer Opferfreudigkeit aufzuschwingen" vermocht habe, „die erst ein Anrecht auf den Namen ‚Hingebung' verleiht". Wahrscheinlich ist es nicht der Fall gewesen. Sie hat den Wundervogel zu keinem einzigen Gesange inspiriert. Allein diese Augenblicke der Angst und der Schmerzen wurden ihm durch sie.

Am folgenden Tage spielte Chopin nochmals, kommentierte und vollendete er diesen einzigartigen, seinem tiefsten Empfinden entströmten Ausdruck. George Sand aber begriff nicht mehr davon. Alles Unvereinbare, Entgegengesetzte dieser beiden Naturen offenbarte sich hierbei. „Ihm brach der Gedanke," schreibt Liszt, „daß er sie, die ihn dem Leben zurückgegeben, verlieren könne, das Herz. Sie sah in einer abenteuerlichen Fahrt, deren Gefahr den Reiz der Neuheit nicht



aufwog, nur einen unterhaltenden Zeitvertreib. Was Wunder, wenn diese Episode die einzige aus Chopins französischer Periode blieb, deren Eindruck sich in seinen Werken wiederfindet? Hinfort teilte er sein Dasein in zwei Hälften. Noch lange Zeit litt er unter der allzu realistischen, wenig zartfühlenden Umgebung, in die sich sein sensitives Naturell verirrt hatte; aber er flüchtete sich aus der Gegenwart in das Reich der Kunst, zu den Erinnerungen seiner Jugend, zu seinem geliebten Polen, das seine Gesänge nun allein unsterblich machten."

Mallorca wurde Chopin bald ein Greuel. Er fühlte sich bedenklich krank. Überdies sagte ihm das Landleben wenig zu, weniger noch diese spanische Kartause, wo er jene intimere, städtische Atmosphäre entbehren mußte, die einzig das Aufblühen seiner Phantasie begünstigte. Sein Gemüt ward überempfindlich. „Ein geknicktes Rosenblatt, eine geringfügige Kleinigkeit ließen sein Herz bluten." Er verging fast vor Ungeduld, abzureisen. Und die Sand, auch sie bekennt, „die poesieerfüllten Zeiten, die man sich zwischendurch im Leben gönnt, sind nur Übergangsperioden, verstattete Rast des Geistes, ehe er das *Erleben der Emotionen* wieder aufnimmt". Diese zur Beleuchtung der Charaktere so lichtvollen Worte möchten wir besonders hervorheben. Valdemosa bedeutete für diese enttäuschte Frau ein poetisches Zwischenspiel, eine Wartezeit. Bereits

dachte sie einzig daran, das Erleben ihrer Sensationen wieder aufzunehmen, nun, da ihr Leben mit Chopin erlebt, ihre Emotionen erschöpft waren. Es war nurmehr ein einziges Glück, das Chopin herbeisehnte: die unendliche Beruhigung durch Arbeit. „Schreib um Gottes willen", schärft er Fontana ein. „Ich schicke Dir die *Präludien*, nehmt eine Abschrift von ihnen, Du und Wolf; ich denke, es sind keine Fehler darin. Die Abschrift wirst Du Probst (dem Verleger), das Manuskript Pleyel geben... Von dem Gelde, das Dir Pleyel geben wird, d. s. 1500 Franken, wirst Du den Mietzins, 450 Franken, bis zum neuen Jahre bezahlen und die Wohnung zugleich kündigen, falls es Dir gelingt, eine neue zum März zu finden..."

Das klingt nach Rückkehr, atmet gleichsam schon wieder pariser Luft. In der Kartause wurde nämlich das Dasein wahrhaft unerträglich. Ein Bediensteter lief davon und schwor, man sei pestkrank. Dank der Unredlichkeit der Landbevölkerung, die für alles das Zehnfache des wirklichen Wertes forderte, mußten sie sich jede nur erdenkliche Mühe geben, um Lebensmittel zu bekommen. Man stahl ihnen die wenige, für Chopin bestimmte Ziegenmilch. Niemand war zu bewegen, den Brustkranken zu bedienen, dessen Gesundheitszustand sich verschlimmerte. Die Kleider selbst verschimmelten ihnen auf dem Leibe. Es blieb einzig übrig, dies hartherzige Land zu fliehen.



Schließlich machten sie sich aus dem Staube, nagelten ihre Kisten zu. Man verweigerte ihnen ein Gefährt, um nach Palma hinunterzugelangen. Drei Meilen mußten sie auf einem *Birlocho*, einer Art Kastenkarren, zurücklegen; Chopin in einem Zustand, daß er kaum Atem schöpfen konnte. In Palma bekam er einen Anfall entsetzlichen Blutspeiens. Gleichwohl schiffte man sich auf dem einzigen Schiffe der Insel ein, auf dem bereits etwa hundert Schweine herumwimmelten. Dem Künstler wies man das schlechteste Bettlager an, denn es hieß, es müsse verbrannt werden. Tags darauf, in Barcelona, spie er ein Waschbecken voll Blut und schlich wie ein Gespenst umher. Aber das Ende ihrer Leiden war erreicht. Der Konsul und der Befehlshaber der französischen Marinestation nahmen die Reisenden gastfreundlich auf und ließen sie auf eine Kriegsbrigg, den *Méléagre*, bringen, dessen Arzt es gelang, Chopins Lungenblutung zu stillen.

Acht Tage ruhten sie sich sodann in einem Gasthofe aus. Am 15. Februar 1839 schrieb George an Mme. Marliani: „Meine geliebte Gute, ich bin hier in Barcelona. Wolle Gott, daß ich es bald verlasse und nie wieder spanischen Boden betrete! Das ist ein Land, das mir in keiner Hinsicht zusagt... Lesen Sie Grzymala vor, was Chopin betrifft, und daß er nicht mehr darüber spricht, denn nach der hoffnungsvollen Aussage

des Arztes ist es unnötig, seine Familie zu beunruhigen."

Einige Tage später stiegen sie in Marseille an Land. Nun war man glücklich.

„Endlich, Liebe, bin ich in Frankreich... Noch einen Monat, und Chopin und ich würden in Spanien umgekommen sein; er vor Melancholie und Abscheu, ich vor Zorn und Empörung. Sie haben mich dort an der empfindlichsten Stelle meines Herzens verwundet; sie haben vor meinen Augen ein leidendes Geschöpf mit Nadelstichen durchbohrt; niemals werde ich ihnen verzeihen, und wenn ich über sie schreibe, so werde ich es mit Bitterkeit tun."

Und an François Rollinat, den wahren Vertrauten ihres Lebens: „Lieber Freund, ich möchte nicht erfahren, daß Du während meiner Abwesenheit ebensoviel gelitten hast wie ich..."

So war man denn glücklich von diesem Honigmonde heimgekehrt.



## XII

## „WENN DIE MUSIK DER LIEBE NAHRUNG IST, SPIELT WEITER!"

NIETZSCHE schrieb einst, recht düster gestimmt, einer Freundin: „Und ist es nicht ein Kunststück, noch zu hoffen?" Beim Landen in Marseille in jenem Vorfrühling 1839 brachten Chopin und George Sand dies Kunststück fertig: noch zu hoffen; sie waren jener unerklärlichen Begeisterung voll, die banalste Dinge in gewissen, dem Seligsein bestimmten Zeiten auszulösen vermögen. Ein Nichts, ein erwarteter Brief, ein hübsches Gesicht, der Schatten, den eine Kirche auf die Straße warf, genügte ihnen, sie zu überzeugen, der Morgen einer Genesung breche nun an, der ihre fast in Fäulnis übergegangene Liebe trocknen, sie reifen und sie in friedliche und dauerhafte Freundschaft verwandeln werde. Mitunter bedarf es nur eines zufällig veränderten Landschaftsbildes, um den Rhythmus der Seelen von Grund aus zu ändern.

Auf Mallorca mochte man sich gefragt haben, ob die verlassene Kartause nicht eine Art Purga-

torium sei, von wo aus die Sand die Hölle erforsche, während der Kranke sich bereits zum Himmel aufsteigen fühle. „Dieser Chopin ist ein Engel," hatte George geschrieben: „sterbenskrank, hat er auf Mallorca Musik gemacht, die ganz und gar ans Paradies gemahnte; allein ich bin derart gewöhnt, ihn im Himmel zu wissen, daß es mir nicht so vorkommt, als beweise sein Leben oder sein Tod ihm etwas. Er weiß selbst nicht, auf welchem Planeten er lebt."

In Marseille, der freundlichen Stadt der Spezereihändler, der Parfümeure, der Seifenhändler, bekam man wieder festen Boden unter die Füße. Man stieg im Hôtel de Beauvau ab, suchte einen Arzt auf und entschied sich, den Sommer im Süden abzuwarten. Etwas gelangweilt entschloß man sich zwar dazu, jedoch die Langeweile trug selbst zu der nach all den Mühseligkeiten ihrer mißlungenen Liebesreise so notwendigen Erholung bei. Man mußte sich hier freilich den Mistral und jene zudringlichen Menschen fernhalten, die sich durch alle Türen Eingang zu verschaffen wissen. Allein man ließ sich eben für tot ausgeben. Doktor Cauvières untersuchte Chopin regelmäßig mit dem Hörrohr, ließ ihn Zugpflaster tragen, schrieb strenge Diät vor und erklärte, alles scheine gut zu vernarben. Chopin konnte wieder zu spielen, zu gehen und wie alle andern Menschen zu sprechen beginnen, er, dessen Stimme seit Wochen bereits nurmehr einem Hauche geglichen hatte. Er schlief viel. Er ließ sich die Ausgabe seiner Werke an-



gelegen sein, schrieb bezüglich der Widmungen an Fontana und erörterte mit ihm die Preise seiner neuen Kompositionen. Denn man mußte an die Zukunft denken, an die pariser Wohnung, die er wieder zu nehmen entschlossen war: „Du wirst, nachdem Du von Probst 500 Franken für die Ballade empfangen, sie Schlesinger hintragen." – „Schlesinger hat mich immerfort beschummelt, an mir jedoch genug verdient und wird daher einen neuen Profit nicht von der Hand weisen; sei aber höflich zu ihm..." – „Sag ihm, daß ich ihm die Ballade für Frankreich und England um 800 Franken, die Polonaisen für Deutschland, England und Frankreich um 1500 Franken gebe." Chopin bekam Ärger. Er nahm es mit den Verlegern auf und wollte in nichts nachgeben. „Du mußt mit ihm bezüglich des Geldes eine genaue Vereinbarung treffen und die Manuskripte nicht anders als gegen bares Geld ausfolgen." – „Ich ziehe es vor, meine Manuskripte wie ehedem um einen Spottpreis wegzugeben, anstatt vor diesen Trotteln zu katzbuckeln..." Im April erneuerte er seinen Angriff: „Da sie solche Juden sind, so halte alles bis zu meiner Heimkehr zurück. Die *Präludien* habe ich also Pleyel verkauft (ich habe von ihm 500 Franken bekommen), er hat somit das Recht, mit ihnen zu machen, was ihm beliebt. Was nun aber die *Ballade* und die Polonaisen betrifft, so verkaufe sie weder an Schlesinger noch an Probst... Falls Du also Probst die Ballade gegeben hast, so ziehe sie wieder zurück...

Genug von diesem Lumpenpack, genug für mich und für Dich... Ich fühle mich wohler, bin aber wütend! ... Es ist nicht meine Schuld, daß ich einem Pilz gleiche, der Dich vergiftet, wenn Du ihn aus der Erde gräbst und kostest. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich niemals jemand etwas nütz gewesen bin, aber auch mir selbst nicht viel. ... Ich werde noch durchaus nicht für einen Schwindsüchtigen angesehen. Ich trinke weder Kaffee noch Wein, sondern nur Milch; im übrigen halte ich mich warm und sehe wie ein Fräulein aus."

Im März war der berühmte Sänger Adolphe Nourrit in Neapel gestorben; es hieß, er habe sich das Leben genommen. Seine sterbliche Hülle wurde im darauffolgenden Monat nach Marseille überführt, woselbst in Notre-Dame-du-Mont eine Totenfeier veranstaltet ward. Um das Andenken dieses Freundes zu ehren, mit dem er so oft bei Liszt zusammengekommen war, ja, den er bei sich empfangen hatte, erklärte sich Chopin bereit, während des Meßopfers die Orgel zu spielen. Obwohl das Instrument verstimmt und gellend war, holte er das Bestmögliche aus ihm heraus. Er spielte Schuberts *Die Gestirne*, das Lied, das Nourrit vor kurzem noch in Marseille gesungen hatte; und auf jeden Effekt verzichtend, interpretierte der Künstler die Melodie auf zartesten Registern. George war mit einigen Befreundeten im Orgelchor, und ihre schönen Augen wurden tränenfeucht. Das Publikum erkannte in



der kleinen, schwarzgekleideten Erscheinung die Romanschriftstellerin nicht.

Im Mai fühlte sich Chopin gesund genug, um mit seiner Geliebten für kurze Zeit nach Genua zu reisen. Ein schöner Lichtblick. Man besah die Paläste, die terrassenförmig ansteigenden Gärten, die Gemälde. Gedachte George Sand wohl der Reise vor nun bald vier Jahren, da sie mit Musset zum ersten Male vom Meere her italienischen Boden betreten? Genua war vielleicht die einzige Stadt, in der ihre Liebe keine Trübung erfahren. Die Sand schreibt, dies Wiedersehen sei eine Freude gewesen. Ich weiß nicht, ob dieser Ausspruch aufrichtig ist; er klingt jedenfalls recht flau. Gleichwohl blickt aus dem Geständnis, das sie heimkehrend Mme. Marliani machte, etwas wie Stirnrunzeln der Ermüdung: „Ich liebe Reisen nicht mehr, oder vielmehr, *ich lebe nicht mehr unter Bedingungen, unter denen ich sie zu lieben vermöchte.*" Man ist übrigens anzunehmen geneigt, Chopin habe garnichts von diesem ersten genueser Aufenthalt gewußt, denn einem argwöhnischen Gemüt hätte eine derartige Vorstellung fürchterlich sein müssen.

Am 22. Mai verließen sie Marseille, um nach Nohant aufzubrechen, woselbst sie den ganzen Sommer zu verbringen gedachten. Nach einer Woche holpriger Wagenfahrt kamen sie schließlich in jener ausgedehnten, wohlbestellten, „mit großen runden Nußbäumen bestandenen" und von Georges geliebten schattigen Wegen durch-

zogenen ehemaligen Grafschaft Berry an. Unversehens tauchten die bescheidene Ortschaft, die Kirche mit ihrem Ziegeldache, und direkt an den Dorfplatz angrenzend, das Schloß vor ihren Blikken auf. Ein bäuerisches Schloß, gleichsam Symbol der königlichen und plebejischen Abkunft dieser Fünfunddreißigjährigen, die von Europa bewundert wurde und ihren *Kleinen,* ihren neuen Kleinen, ins Nest zurückbrachte, einen aristokratischen, durchsichtigen jungen Menschen, der wie ein Meervogel in diese altehrwürdigen französischen Gefilde geraten schien.

Teure Frau, soll man dich der Rast wegen bewundern, die du dieser herrlichen, entkräfteten Seele gewährtest? Man weiß es, du wurdest ihr bisweilen verhängnisvoll, denn du warst gesund, glühend, und trotz allem gelüsteten dich dieser unantastbare Sinn, diese der Begierde baren Glieder. Man weiß aber auch, daß du das Amt einer treu Pflegenden versahest. „Wen werde ich betreuen?" so riefst du aus, da dein anderer Kranker dich verlassen hatte, weil er die Leiden nimmer ertrug, in die du deine Lust tauchtest. Dennoch teure Frau! Man darf dich nicht alltäglich beurteilen, dich, die so heißes Blut und stets ein so rasch gesättigtes Herz hatte, weil es solchen Heißhunger empfand. Das ungeheuere Werk, das du bewältigtest, ist nur das Mittel gewesen, deine Lebensenergien umzuwerten. Man hat dir Arbeiten aufgebürdet. Man hat dich einem Manne gleich beladen. Nie fandest du jene schrecklichen



Fragen zu albern, durch deren Beantwortung man dir eine dehnbare, lockere Moral abnötigen wollte, wenngleich du nur zur Liebe, fürs Kindbett und die herkömmlich menschliche Ordnung der Dinge geschaffen warst. All das klingt freilich fast etwas komisch, und doch bleibt es trübselige Wahrheit. Man muß es dir indessen danken, Musset ein wenig gereift und den leichtfertigen Weichling daran gewöhnt zu haben, wirkliche Schmerzen zu erdulden. Wir wollen dir nicht wie andere Menschen vorwerfen, Chopins Kräfte verbraucht zu haben. Du hast ihn lange Zeit seiner Krankheit entrissen. Wenn du ihn darüber zerbrachst, rührt dies daher, daß selbst deine Freundschaft teuer zu stehen kam. Gleichwohl war sie das, was du Bestes zu geben hattest.

Und nun, da wir dich mit dieser neuen Beute für deine betreuende Zärtlichkeit in Nohant einziehen sahen, laßt uns mit Shakespeare sprechen: „Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter!"

Chopin hat das Landleben nie geliebt. Dennoch hielt er sich gern in Nohant auf. Im Schlosse war es behaglich. Nach Mallorca und Marseille ein Vergnügen, ein geräumiges Zimmer, feine Bettwäsche, einen schöngedeckten Tisch und ein paar elegante Möbel zu haben. Obwohl ohne Luxus eingerichtet, machte dies große Haus doch einen guten Eindruck. Man fühlte sich wohl hier; man ward sorgsam gepflegt und behandelt. Doktor Papet, ein alter Bekannter Georges, erschien

sogleich, um den Kranken gründlich zu untersuchen. Er stellte eine chronische Affektion des Kehlkopfes fest, verordnete viel Ruhe und verlängerten Landaufenthalt. Chopin fügte sich diesem Programm, ohne irgendwelche Bedenken, und begann ein vernünftiges, vollkommen geregeltes Leben zu führen. Während George wieder anfing, sich der Erziehung ihrer Kinder und ihrer Aufgabe als Romanschriftstellerin zu widmen, korrigierte er eine neue Ausgabe der Werke Bachs, vollendete seine *B-moll-Sonate,* das zweite *Nocturne* von Opus 37 und drei *Masurken* (Opus 41). Zwischen fünf und sechs Uhr nahm man die Hauptmahlzeit im Freien ein. Hierauf pflegten einige benachbarte Bekannte zu kommen: die Fleury, Duteil, Duvernet, Rollinat, mit denen man plauderte und rauchte. Sie alle brachten Chopin von Anbeginn ehrfurchtsvolle Sympathie entgegen. Hippolyte Châtiron, der Stiefbruder Georges, eine Art gutmütiger Krautjunker und etwas dem Trunke ergeben, der mit seiner Frau in der nächsten Umgebung wohnte, neigte sich Chopin in leidenschaftlicher Freundschaft zu.

Wenn alle fortgegangen waren, spielte Chopin in der Dämmerung Klavier, worauf er sich zu Bette legte und wie ein Kind einschlief, zur selben Zeit wie Moritz und Solange. George selbst schlug die *Enzyklopädie* auf und bereitete sich auf den Unterricht des kommenden Tages vor. Es war ein richtiges Familienleben, gerade das, was Chopin im wahrsten Sinne darunter verstand;



auch derart, wie es ihm in Zeiten der Arbeit nottat.

„Ich komponiere hier jetzt eine *Sonate* in B-moll," schrieb er an Fontana, „welche den *Marsch* enthalten wird, den Du bereits besitzest. Sie besteht aus einem *Allegro,* dann einem *Scherzo* in Es-moll, dem Marsch, und einem kurzen *Finale* von im ganzen etwa meinen drei Seiten. Nach dem Marsche plaudern die linke und die rechte Hand *unisono.* Ich habe ferner ein neues *Nocturne* in G-dur, das Hand in Hand mit dem G-moll, wenn Du Dich eines solchen erinnerst, erscheinen wird. – Du weißt, daß ich vier neue Masurken fertig habe: eine aus Palma in E-moll, drei hiesige: H-dur, As-dur und Cis-moll. Sie dünken mich hübsch, wie gewöhnlich die jüngsten Kinder, wenn die Eltern schon alt zu werden beginnen. – Sonst tue ich nichts; korrigiere nur für mich die pariser Bach-Edition; ich korrigiere nicht nur die Fehler des Notenstechers, sondern auch die durch jene akkreditierten Fehler, die Bach angeblich verstehen. Ich tue es nicht aus Anmaßung, Bach besser zu verstehen wie sie, vielmehr nur aus der Überzeugung, daß ich mitunter errate, wie es sein sollte."

Jeden Abend während der Stunde, zu der Chopin George vorspielte und die ihr ganz allein gewidmet war, lauschte sie ihm und sammelte sich. Sie war eine erlesene Zuhörerin. Zweifellos verstanden sich diese beiden Seelen, die einander so wenig zu durchdringen vermochten, in jenen

Stunden am besten. Sie empfand deutlich, daß er der extreme Typus des Künstlers war; daß es niemals gelingen würde, ihn zu irgend etwas Realem in innige Beziehung zu bringen; daß sein ständiges Träumen zu weltenfern, zu wenig gedanklicher Art war, als daß sie ihm in diese, dem Menschlichen entrückten Regionen hätte zu folgen vermögen. Indessen tat es wohl, Gegenstand der Bevorzugung eines solchen Mannes zu sein. Aber auch grausam war es; denn wenngleich Chopin sich für das geringste Verstehen, daß man ihm entgegenbrachte, von Herzen dankbar erwies, so „hielt er es nicht der Mühe wert, beim ersten Mißverstehen seine Enttäuschung zu verbergen". Seine seltsamen Gemütsstimmungen, seine tiefe Niedergeschlagenheit fesselten und beunruhigten George zugleich, die Emotionen liebte. Wenn sie jedoch daran dachte, daß ein neuer Pflichtenkreis ihrer harren würde, falls Friedrich für immer bei ihr bliebe, dann erschrak sie im tiefsten Innern. Die Illusion der Leidenschaft beirrte sie nicht mehr. Sie fürchtete, eines Tages vielleicht gegen irgendeine andere, plötzlich in ihr aufsteigende Liebe ankämpfen zu müssen, die dies zarte Wesen zerbrechen würde, das sie seinem Daseinsboden entrissen. Diese Vorstellung verlieh ihr wieder Kraft. Eine Pflicht mehr in ihrem bereits so stark ausgefüllten Leben, würde das nicht gerade vor Versuchungen bewahren? mit größerer Wahrscheinlichkeit jene strenge Lebensführung verheißen, zu der sie sich bei ihrem alten



Hange zur religiösen Schwärmerei hingezogen fühlte, deren sie sich nie zu entschlagen vermocht? Wie sich entscheiden? Sie entschloß sich vorläufig dazu, die Ereignisse abzuwarten.

Was Chopin betraf, so war der geruhige Glückszustand seines gegenwärtigen Daseins allzusehr seiner Kräftekonstitution angepaßt, als daß er darauf bedacht gewesen wäre, eine Änderung herbeizuführen. Er gab all seine zärtliche Liebe, er schuf seine Werke; so war die Gegenwart schön und die Zukunft einzig denkbar. Derweil er improvisierte, schlug George ein Heft auf und machte sich Notizen: „Chopins Genie ist das tiefste, mit Empfindungen und Gemütswallungen gesättigtste, das es je gegeben haben mag. Durch ein einziges Instrument vermittelt er die Sprache der Unendlichkeit. Er vermag es, in zwei Notenzeilen, die ein Kind spielen könnte, Dichtungen von unendlicher Erhabenheit, Dramen von unvergleichlicher Kraft zusammenzudrängen. Nie bedarf er großer Mittel... Um das Gemüt mit Schrecken zu erfüllen, braucht er weder Saxophone noch Ophikleïden; weder Kirchenorgeln noch die menschliche Stimme, um es mit Glauben und Begeisterung zu erfüllen. Geschmack und Kunstverständnis müssen freilich noch sehr viel mehr ausgebildet werden, damit seine Werke Popularität erlangen. – Chopin kennt seine Stärke und seine Schwäche. Seine Schwäche besteht gerade in dem Übermaß jenes Starken, das er nicht zu bändigen vermag... Seine Musik ist äußerst

reich an Nuancen und Überraschendem. Mitunter, selten jedoch, ist sie bizarr, geheimnisvoll und gequält. Obwohl es ihm schrecklich ist, wenn etwas unverständlich bleibt, so reißen ihn doch übermäßige Wallungen des Gemütes unbewußt in Regionen fort, die einzig ihm vertraut sind."

Gegen Ende des Sommers entschloß man sich, nach Paris zurückzukehren. Die Sand war zur Überzeugung gelangt, sie würde ganz allein mit der Ausbildung ihrer Kinder nicht fertig werden. Moritz verspürte Lust, zeichnen zu lernen; Solange war schwierig, etwas verschlossen, starrköpfig. George mußte auch ihren Verleger Buloz, den Leiter der *Revue des Deux Mondes*, wieder aufsuchen. Chopin wollte seine Schüler wiederhaben, und seine Unterrichtsstunden, die Hauptquelle seiner Einkünfte, wieder aufnehmen. Man bombardierte daher die Freunde mit Briefen des Inhalts, zwei nicht zu weit voneinander entfernt liegende Wohnungen zu suchen. Grzymala, Arago und Fontana machten sich alsbald auf die Suche. Von Nohant aus regnete es diesbezügliche Verhaltungsmaßregeln auf die Häupter der drei Freunde herab.

Chopin verlangte, man möge ihm *tourterellefarbene*, glänzende und leuchtende Tapeten für seine Zimmer aussuchen. Etwas anderes, aber noch *respektabel*, fürs Vorzimmer. Sollte es schönere



und modernere geben, so möge man sie ohne weiteres nehmen.

„Ich ziehe glatte, bescheidene und saubere den tapezierermäßig ordinären vor. Darum gefallen mir die perlgrauen so gut, weil sie weder marktschreierisch noch ordinär aussehen. Ich danke Dir für das Dienerzimmer, denn es ist sehr notwendig."

Für die Sand war es unerläßlich, eine ruhiggelegene Wohnung zu finden. Sie mußte drei Schlafzimmer haben, zwei davon nebeneinanderliegend, das dritte etwa durch den Salon getrennt. In der Nähe des dritten sollte ein recht lichtes Arbeitszimmer sein. Salon und Speisezimmer in entsprechendem Verhältnis. Zwei Zimmer für die Dienerschaft, sowie ein Keller. Wenn möglich Parkettböden, und alles in gutem Zustand. Vornehmlich aber „muß Stille und Ruhe herrschen, keine Schmiede in der Nachbarschaft, kein Fräulein usw. ... Gute Treppen. Die Fenster nach der Sonne, unbedingt nach Süden. Ferner ... kein Rauch, kein schlechter Geruch..." Chopin bemühte sich sogar, den Grundriß der erwünschten Wohnung zu zeichnen.

Bald trafen gute Nachrichten ein. Chopin würde Rue Tronchet No. 5 wohnen, und George sollte zwei kleine, in einem Garten der Rue Pigalle No. 16 gelegene Pavillons beziehen. In Nohant war man hocherfreut, und Friedrich, bezüglich seiner persönlichen Eleganz stets so peinlich, dachte nunmehr an seine Garderobe. Er schrieb

nochmals an Fontana: „Ich habe vergessen, Dich zu bitten, mir bei meinem Dupont, Rue Chaussée-d'Antin, einen Hut zu bestellen. Er hat mein Maß und weiß auch, wie leicht ich ihn haben muß. Er soll dem Hute eine diesjährige, nicht allzu übertriebene Form geben, denn ich weiß nicht mehr, wie Ihr euch dort gegenwärtig kleidet. Ferner trete im Vorübergehen bei Dautremont, meinem Schneider auf dem Boulevard, ein, und gib ihm den Auftrag, mir sofort ein Paar graue Beinkleider zu machen; wähle Du selbst ein dunkles Grau für Winterbeinkleider, etwas ordentliches, doch nicht etwa gestreift, sondern einfarbig und schmiegsam. Du bist Engländer, weißt also, was ich brauche. Dautremont wird erfreut sein, wenn er erfährt, daß ich komme. Auch eine einfache Weste aus schwarzem Samt, doch ein klein wenig und nicht auffallend gemustert; etwas sehr einfaches, aber elegantes. Falls er keinen guten Samt hat, so soll er eine einfache, schöne Tuchweste machen, jedoch nicht zu sehr ausgeschnitten..." Zur Belohnung für all diese Mühewaltung: „... ich werde dafür bis zu meinem Tode für Dich am zweiten Teile der *Polonaise* Änderungen vornehmen. Die gestrige Version wird vielleicht auch nicht Deinen Beifall finden, obschon ich mein Gehirn achtzig Sekunden lang mit ihr geplagt habe. – Ich habe meine Manuskripte in Ordnung gebracht und gut notiert. Es sind deren sechs mit Deinen *Polonaisen,* abgesehen von dem siebenten, einem



Impromptu, das vielleicht wertlos ist, – ich weiß es selbst noch nicht, weil es zu neu ist... – Titus riet mir, ich solle ein Oratorium komponieren. Ich ... habe ihm geantwortet, warum er eine Zuckerfabrik und kein Kloster für Kamedulenser oder für Dominikanerinnen baue! – Richte es auch ein, mein Lieber, da Du ein so gewandter Mann bist, daß ich in der neuen Wohnung von schwarzen Gedanken und erstickendem Husten nicht heimgesucht werde. Sorge dafür, daß ich besonnen werde. Räume, wenn Du kannst, viele Episoden meiner Vergangenheit hinweg. Es wäre auch gar nicht übel, wenn ich eine mehrere Jahre erfordernde große Arbeit vollendet vorfände. Du würdest mich Dir damit sehr verbinden, desgleichen, wenn Du Dich selber verjüngen oder es zuwegebringen würdest, daß wir ungeboren blieben. – Dein alter Friedrich."

Friedrich und George ließen sich beide im Oktober dieses Jahres, 1839, in Paris nieder. Sie sahen jedoch bald ein, es würde ihnen nach einem Jahre häuslich gemeinsam verbrachten Daseins schwerfallen, fürderhin getrennt zu leben. Chopin bedurfte noch immer vorsorglicher Pflege und Rücksichtnahme. Er trat daher Doktor Matuszinski seine Wohnung ab und siedelte mit seinem Mobiliar in die unterste Etage einer der beiden Pavillons der Rue Pigalle über.

Die ersehnten Jahre umfangreicher und ganzer Arbeit am Werke entwickelten sich nunmehr auch fast völlig im erwünschten Gleichmaß.

Während der Morgenstunden lösten die Lehrkräfte bei Solange und Moritz einander ab. Bei Chopin dagegen kamen und gingen die Schüler. Seine Unterrichtsstunden dauerten mindestens eine Stunde, mitunter sehr viel länger. Oftmals mußte der Meister die Stücke selbst spielen. Einst spielte er einer seiner Schülerinnen vierzehn Präludien und Fugen von Bach auswendig vor. Und als das junge Mädchen darauf ihrer Bewunderung über diese erstaunliche Leistung Ausdruck verlieh, sagte er lächelnd: „Das vergißt man niemals. Seit einem Jahre habe ich keine Viertelstunde lang einstudiert; ich habe nicht die Kraft, keine Energie dazu: stets warte ich, um etwa wohl genug zu sein, all dies wieder vorzunehmen, aber ... ich warte noch immer." Dergleichen Anstrengungen erschöpften ihn. Er nahm einige Tropfen Opium in Wasser und rieb sich die Schläfen mit Kölnischem Wasser ein. „Das letzte", begann er wieder, „ist die Einfachheit. Nachdem man alle Schwierigkeiten bewältigt, Noten über Noten eine Unmenge gespielt hat, ergibt sich die Einfachheit mit all ihrem Reiz, als letzter Stempel der Kunst, von selbst. Wer dies gleich ohne weiteres erreichen wollte, würde es nie dahin bringen; man kann nicht mit dem Letzten anfangen."

Der Nachmittag war im allgemeinen der persönlichen Arbeit der beiden Künstler gewidmet. Am Abend fand man sich bei George ein, speiste gemeinsam, worauf dieser oder jener der vertrauten Freunde des Hauses erschien. Das Empfangszimmer hatte Milchkaffeefarbe und wies viele sehr schöne chinesische Vasen auf, nach Chopins Brauch stets mit Blumen geschmückt. Die Möbel waren grün bezogen; ein großes Büfett in Eiche, mit Kuriositäten beladen, stand da, an den Wänden hingen mehrere Gemälde von Delacroix sowie Calamattas Porträt der Herrin des Hauses. Der Flügel, in Palisander, war viereckig; nichts stand darauf. Chopin saß fast stets daran. Nebenan ging es in Georges Schlafzimmer, woselbst zwei auf den Boden gelegte und mit einem Perserteppich bedeckte Matratzen das Bett darstellten.

Die Sand pflegte spät aufzustehen, weil sie einen großen Teil der Nacht durchwachte. Chopin feilte aus, schrieb seine Werke nochmals ins reine, deren erste Skizzierung gewöhnlich während des Sommers erfolgt war. Die Art seines Schaffens war gänzlich spontan. Seine Einfälle kamen ihm zufällig auf einem Spaziergange, in einer Stunde der Betrachtung oder aber entwickelten sich plötzlich und vollständig, während er am Flügel saß. Er spielte sie sich, sang sie sich vor, nahm dann alles erneut durch, modulierte die Klänge. Hierauf begann jene ungeheuere Arbeit, den vollkommenen Ausdruck herauszuarbeiten, worin stets, was man auch einwenden möge, die Hauptaufgabe des Künstlers besteht. „Tagelang schloß er sich in sein Zimmer ein, weinte, ging hin und her, zer-

brach seine Federn, änderte und wiederholte einen Takt hundertmal, strich ihn ebensooft aus und schrieb ihn neu, um tags darauf mit minuziöser und verzweifelter Beharrlichkeit wieder von vorne anzufangen. Sechs Wochen lang konnte er über einer Seite sitzen, um sie ganz so niederzuschreiben, wie sie ursprünglich konzipiert gewesen." Während George sich diese Dinge, etwas belustigt darüber, notierte, tat sie es mit dem ehrlichen Erstaunen fruchtbarer Geister, die das Sehnen nach vollendeter Durchführung des Kunstwerkes nicht peinigt. Giotto jedoch vergleichbar, der, als man von ihm für den Papst eine vollendete Probe seiner Zeichenkunst verlangte, nur einen wundervollen, aus freier Hand fehlerlos hingeworfenen Kreis mitgeben wollte, drang Chopin dabei, nachdem er einer Notenzeile all das Besondere seiner Eigenart verliehen, zu erlesener Reinheit durch, dem letztzureichenden Abbild der Idee. So gestaltet ein Dichter; drängt in dieser Weise seine Gedankenwelt auf den möglichst kleinsten Raum zusammen, verleiht ihr gleichsam die Schwere, aber auch das tausendfältige Irisieren eines Kristalles.

Dies war es, was die Sand, diese ungeheuere Seitenschwärzerin, zu schreiben drängte, Chopin vermöchte es, in wenigen Takten „Dichtungen von unendlicher Erhabenheit, Dramen von unvergleichlicher Kraft zusammenzudrängen." Einzig Mozart, so dachte sie, war ihm überlegen, weil er mit der gelassenen Ruhe des Gesunden, also



aus der Überfülle des Lebens schuf. Es wäre jedoch interessant zu wissen, welche beunruhigenderregenden Momente Krankheiten zum Segen der Kunst auslösen. Unzweifelhaft gaben wohl Chopins Atembeschwerden und Nervosität seiner mannhaft starken Inspiration noch jene sehnsüchtige Note bei und jene müden Klänge, durch die er uns am tiefsten berührt.

## XIII

## ÜBER EINIGE FREUNDSCHAFTSBEZIEHUNGEN CHOPINS UND SEINE ÄSTHETISCHEN ANSCHAUUNGEN

NICHT allein die Möbel und Gepflogenheiten teilte man in der Rue Pigalle, sondern auch die Bekannten hatte man gemeinsam. Die Teilung, das war die große Lehre des Sozialisten Pierre Leroux, Georges neuem Beichtvater und „Prediger des unaufhaltsamen Fortschreitens der ewigen Wahrheit". Nach diesem Buchdrucker-Philosophen drang sie, geheimnisvollen Gesetzen gemäß, von Volk zu Volk durch, indem sie sich bald in dem einen, bald in dem andern verkörperte, und hatte jetzt gerade Polen beglückt. Die Mission der Polen bestand also durchaus in Gleichheit, Brüderlichkeit und Liebe. Chopin lächelte hierüber, ohne seine Meinung zu äußern, lud aber seine Landsleute sehr häufig ein, die sich mit all den Bekannten Georges liierten: Leroux, Delacroix, der gefeierten Sängerin Pauline Viardot-Garcia und vor allem mit Heinrich Heine. Friedrich führte die Brüder Grzymala, den Fürsten Czartoryski, den Cellisten Franchomme, Fontana, die Dichter Slowacki und Krasinski, den Zeichner Kwiatkowsky und vornehmlich Miçkiewicz, den Schöpfer des dramatischen Fragmentes Dziady (oder „Totenfeier"), ein, den man für tiefer als Goethe und Byron erklärte.



Er war ein Ekstatiker, ein Visionär, auf jeden Fall ein Inspirierter, der mitunter, ganz wie Sokrates, der heilige Johannes oder Dante, Anwandlungen „epileptischen Irreseins" hatte. Dann kam eine Beredsamkeit über ihn, die seine Zuhörer hinriß und sie in wahrhafte Trance-Zustände versetzte. George Sand, die für extreme Gemütsbewegungen so empfänglich war, geriet selber in ekstatisches Entzücken angesichts der erhabenen Abstraktionen und des Geistesgeflüsters dieses Schwärmers, das sie jenen gefährlichen Regionen näherbrachte, wo Vernunft und Unsinn ineinander übergehen. Ekstase steckt an. Bei gewöhnlichen Sterblichen fällt sie freilich unter die Krankheitserscheinungen; ist sie hingegen bei großen Geistern, wie Apollonius von Tyana, Moses, Swedenborg, Pierre Leroux, Miçkiewicz, und wer weiß, vielleicht bei einer George Sand, nicht heiliger Begeisterung vergleichbar, eine göttliche Befähigung, das Unfaßbare zu erfassen, dazu „angetan, die edelsten Wirkungen hervorzubringen, sobald eine bedeutsame metaphysische und innere Ursache sie bewirkt?" Diese Frage legte sich George in ihrem *Journal* vor. Miçkiewicz hielt übrigens am Col-

lège de France eine Reihe durchaus vernünftiger und verständlicher Vorlesungen. Er war ein herzensguter Mensch, der sich selbst vollkommen beherrschte, und zog überlegene Schlußfolgerungen. Allein gerade durch das, was er zufolge seiner Anschauungen bekannte, durch die Heftigkeit seiner etwas zügellosen Instinkte, den Elan seines dichterischen Glaubensbekenntnisses und durch das leichterregbare Gefühl aller der vom mitzuerduldenden Unglück ihres Vaterlandes Verbannten geriet er in übertriebene Begeisterung.

Auch Chopin stand im Banne des mystischen Glorienscheines dieses gottseligen Barden. Er wußte allerdings nicht, daß Miçkiewicz, entzückt darüber, eine so bedeutende neue Anhängerin wie George gewonnen zu haben, glaubte, ihr Geliebter sei „ihr böser Dämon, ihr Vampir in geistiger Hinsicht, ihr Kreuz, er martere sie und werde sie zuletzt vielleicht gar töten". Welch überraschende Ansicht eines Menschen, der Erkenntnisse aus dem Übersinnlichen schöpfte! Glücklicherweise wußte Sainte-Beuve Bescheid; er hörte mit dem ihm eigenen feinen Verständnis Miçkiewicz zu und erklärte, man möge, wenn Beredsamkeit vorhanden sei, auch auf die Widersprüche achten. Mochte indessen Chopins Gehörsinn noch so ausgeprägt sein, er hörte keine Widersprüche mehr heraus, weil Miçkiewicz für ihn die große Glocke des polnischen Leids war. Wer hätte erhebender sein können als dieser Apo-



stel, der das Wiedererstehen seines Vaterlandes prophezeite? Der Erlöser war verheißen. Der von der Vorsehung gesandte Heiland würde erscheinen, und sein Kommen mußte durch Akte des Glaubens und der Reue beschleunigt werden.

Bisweilen kam dieser Seher in Begleitung einiger seiner Landsleute abends in die Rue Pigalle. Er ließ sich in einer düsteren Ecke des kleinen Salons nieder und las seine *Comédie infernale*, eine seiner *Balladen* oder irgendein neues, ganz mit dem Erdgeruch seiner Heimatwälder erfülltes Gedicht vor. Oder aber er improvisierte in sakraler Begeisterung. Bald ward dann auf den Gesichtern der Emigranten jenes edle, passive und stumme slavische Betroffensein bemerkbar, dem eine längere, von Heimweh erfüllte Stille folgte. Nun erhob sich Chopin und setzte sich an den Flügel. Die Lampe wurde weiter heruntergeschraubt. Er leitete sein Spiel mit leichthingeworfenen Arpeggien ein, indem seine Hände wie gewöhnlich so lange die Tasten auf- und niederglitten, bis er den *blauen Klang* getroffen, die Tonalität gefunden hatte, die ihm der allgemeinen Stimmung am besten zu entsprechen schien. Hierauf begann er mit einem seiner Lieblingsstücke, z. B. der *Terzen-Etüde* (Gis-moll) des zweiten Heftes. Einer seiner Landsleute nannte sie *Die Sibirische*, weil sie den Transport des polnischen Verbannten symbolisiert. Der Schnee fällt auf die unermeßlich weite Ebene hernieder. (Eine aufsteigende und absteigende Tonfolge jeder

Hand gibt das allesumfassend Grenzenlose in ergreifender Weise wieder.) Man vernimmt die Glöckchen der näherkommenden, vorbeifahrenden und wieder dem Horizonte zu verschwindenden Troika. Und jeder hat seinen Bruder oder seinen Freund zwischen zwei russischen Gendarmen vorüberkommen sehen, die ihn auf immer und ewig hinwegführen. Oder aber es war ein *Scherzo*, das erkennbar ward, plastische Gestalt annahm: ein alter volkstümlicher Refrain, den Friedrich in seiner Kindheit vor einer Dorfschenke vernommen hatte. Sie alle, die den Kehrreim wiedererkannten, summten ihn leise, mit zusammengepreßten Lippen vor sich hin, während Tränen über ihre Wangen rannen. Und der Künstler variierte ihn, skandierte ihn liebevoll, gab ihn preis, nahm ihn erneut auf, vernachlässigte das Kolorit, um einzig auf die Linienführung bedacht zu sein. Sie bedeutete ihm die Seele des Ganzen. Ungeachtet des duftigen Verfließens der Klangwirkungen, ging er der Zeichnung nach, der plastischen Linienführung seiner künstlerischen Absicht.

Einer der Freunde, die ihm zuhörten, schrieb: „Seine Blicke belebten sich fieberglänzend, seine Lippen färbten sich blutrot, sein Atem ging schneller. Man sah es ihm an, wir merkten es, daß etwas aus seinem Leben in diese Klänge überströmte.“ Plötzlich, ein schwaches, trockenes Husten, ein rasches Innehalten, pianissimo, und im Dunkel tauchte Chopins blasses, feingeschnittenes



Gesicht mit den schwarzumflorten Augen auf. Doch schloß sein Spiel nicht stets mit solch betrübendem Bilde. Mitunter trat, ganz im Gegensatz hierzu, mit einem Male der Kaiser von Österreich, ein impertinenter Greis, ein phlegmatischer Engländer, eine sentimentale, lächerlich wirkende Engländerin oder ein alter, filziger Jude hinter dem Flügel hervor. Und wiederum war dies Chopin, der vermöge seiner großen Imitationsgabe, nachdem er allen Augen Tränen entlockt, tolles Gelächter hervorrief.

Unter den alten Bekannten George Sands war ein ziemlich unscheinbarer, zarter, blasser und nervöser, aber äußerst willensstarker und geistig bedeutender Mensch, der seine Zeit gleich einer Bronzestatue im Bereiche von Gipsfiguren überragte. In seinem Berufe war er zugleich der ungestümste, am geordnetsten lebende und schöpferischeste Geist. Da nun nach seinem Ausspruche in der Kunst alles Sache der Beseelung ist, sei hier ein Urteil angeführt, dem der Umstand, daß es seiner Feder entstammt, einiges Gewicht verleiht. „Mit Chopin,“ schreibt er, „den ich sehr liebe, führe ich endlose Zwiegespräche; er ist ein selten vornehmer Mensch; er ist der echteste Künstler, der mir begegnet ist. Er gehört zu jenen wenigen, die man bewundern und hochschätzen kann.“

Der Mann, der solches schrieb, war Eugène Delacroix. Sein noch recht jugendlicher Freund

Charles Baudelaire bemerkt, er liebe das Erhabene, Nationale, Ungeheuere, Universelle, was in seiner Monumentalmalerei wie auch in seinen *imposanten großen Gemälden* zum Ausdruck komme. Welch größerer Gegensatz wäre wohl zu Chopins gesamten ästhetischen Anschauungen denkbar? Beide Künstler fanden jedoch in gewisser Hinsicht Gefallen am Konventionellen, wenngleich immerhin in Künsten, die nicht ihre eigenen waren. Delacroix, dieser machtvolle Bahnbrecher, liebte auf literarischem Gebiete nur das Klassische, in der Musik einzig Mozart. Chopin zog in der Malerei Ingres Delacroix bei weitem vor. Wie verschieden ihre Geistesbildung, wie entgegengesetzt ihr Streben und Geschmack auch sein mochten, so verstanden sich Chopin und Delacroix im Tiefsten ihres Herzens doch ausgezeichnet. Als großer Liebhaber und Kenner der Musik räumte Delacroix Chopin bald den besten Platz hinter Mozart ein. Chopin selbst, der den Menschen Delacroix innig liebte und verehrte, verabscheute dessen Malerei dagegen auch fernerhin. Ihrer Charakteranlage zufolge konnten sie vornehmlich als Brüder gelten. „... Ein Gemisch von Skeptizismus, Höflichkeit, Dandytum, leidenschaftlichem Willen, Schlauheit, Eigenmächtigkeit, schließlich einer Art außergewöhnlicher Güte und *gelassen zärtlicher Liebe,* die dem Genie stets eigen." Wer ist hier, Chopin so ähnlich, gezeichnet? Wiederum ist es Baudelaire, der von Delacroix spricht. Die gleichen, für den einen



wie andern bezeichnenden Züge: die große Menge hassend, höflich-skeptisch, als Weltmann stets bedacht, innere Erregungen nicht merken zu lassen. Zwei ungestüme Geister, zwei verschlossene, zwei keusche Menschen, so waren diese dem Volke entstammenden Aristokraten geartet. Delacroix, der seine alte Haushälterin in den Louvre schleppte, um sie über assyrische Bildhauerkunst aufzuklären, oder Chopin, der seinem Diener vorspielte, das sind Dinge, die eine deutlichere Sprache reden als zehn Seiten abstrakter kritischer Erörterungen. Hinzugefügt sei, daß beide Künstler recht krank, leidend, vom Husten geplagt waren und ihre einzige Rache am Dasein in geistigem Erleben und Sichausgeben bestand; wohlbemerkt in einem an Eindrücken und Empfindungen geistig reichen Sinne. Erlesenes Gefühl für Nuancen ließ ihnen in der Musik Unvergleichliches zuteil werden. Mozart war ihr Abgott, weil sein Können in so ganz selbstverständlicher Weise seiner Inspiration die Wage hielt. Bei Beethovens Werken waren sie sich über „mittelmäßige Passagen neben erhabenen Schönheiten" einig. Delacroix fand Beethoven mitunter zu weitschweifig, geschraubt; Chopin war er zu athletisch, zu shakespearisch, seine Leidenschaft ihm stets zu aufwühlend. Der Maler bewunderte ihn indessen, weil er ihm modern und recht zeitgemäß schien. Das war ja gerade das Argument, daß ihn Chopin verdächtig machte, der vor allem eines vorzüglich abgeklärten Weines bedurfte,

eines Getränkes, dem gleichsam das Bouquet der Erinnerungen entströmte. Nietzsche sollte später schreiben: „Übrigens wirkt fast jede Musik erst von da an *zauberhaft*, wo wir aus ihr die Sprache der eigenen *Vergangenheit* reden hören." Chopin, dieser Verbannte, vernahm aber stets nur die Stimmen seines frühesten Erlebens. Dies macht die ihm eigene Poesie aus.

„Wo Beethoven unklar ist und uneinheitlich zu sein scheint," schrieb Delacroix Chopins Äußerungen auf, „liegt keine vermeintliche, etwas ungezügelte Originalität vor, die man ihm zur Ehre anrechnet; vielmehr kehrt er ewigen Prinzipien den Rücken; Mozart niemals. Jede Stimme schreitet hier fort, mit den anderen ein harmonisches Ganzes bildend, es vollkommen durchführend. Das ist Kontrapunkt, *punto contrapunto*. – Er (Chopin) sagte mir: man pflegt die Akkorde, d. h. die Notenfolge, „die zu den Akkorden führt, vor dem Kontrapunkt zu lernen. Berlioz setzt Akkorde hin und füllt die Intervalle aus, so gut er kann ... In der Musik ist die *Fuge* die reine Logik. Die Fuge beherrschen, das heißt, den Ausgangspunkt alles Vernünftigen und jeder Konsequenz in der Musik kennen."

Die Sand erzählt, sie sei eines Tages zu Delacroix ins Atelier gekommen, um ihn mitzunehmen, bei ihr zu speisen, da Chopin nach ihm verlangte. Sie fand ihn bei der Arbeit, den Hals in seidene Tücher gehüllt, ganz wie ihr „ständiger Kranker", hustend gleich ihm, mit gebrochener



Stimme und trotz alledem gegen Ingres und dessen „Stratonice" wetternd. Gemeinsam fand man sich hierauf bei Chopin ein. Auch er liebte „La Stratonice" keineswegs, fand die Gestalten auf diesem Gemälde gekünstelt, aber „das Vollendete" des Bildes gefiel ihm. Er schätzte eben alles Präzise, vollkommen Durchgeführte.

„Was die Farbe betrifft," sagte er, „davon verstehe ich garnichts."

Man ging zu Tische. Beim Dessert bat Moritz seinen Lehrer und Meister, er möge ihm das Geheimnis der Reflexwirkungen erklären. Und Delacroix verglich nun die Farbtöne der Malerei mit den Tönen der Musik. Chopin geriet in Erstaunen.

„Die harmonische Wirkung", so erläuterte der Maler, „hängt in der Musik nicht allein vom Aufbau der Akkorde, sondern auch von ihrem wechselseitigen Verhältnis, ihrer logischen Aufeinanderfolge, ihrer hinreißenden Gewalt, ihrer Reflexwirkung auf das Gehör ab. Wohlan! die Malerei geht nicht anders zu Werke. Die Reflexwirkung des Reflexes ..."

Chopin ward unruhig:

„Lassen Sie mich Atem holen. Die Reflexwirkung, das genügt wohl zunächst. Das klingt sinnvoll, neu, ist mir aber gänzlich unverständlich."

„Nein, es handelt sich um einen ganz verständlichen Vorgang. Die Farben kontrastieren gegeneinander und gehen doch für das Auge fortwährend ineinander über, und die Reflexwirkung ist von der Kontrastwirkung nicht zu trennen ..."

Nun war Delacroix in seinem Fahrwasser. Er entwickelte seine Gedanken über Kolorit, Kontur, eintönige Farben, erklärte, jede Farbe sei durch Reflexwirkungen bedingt. Das, was Monsieur Ingres fehle, mache die Hälfte alles Malerischen, die Hälfte der Fähigkeit zu sehen, die Hälfte des Belebenden aus; er sei zur einen Hälfte genial und zur andern ein Schafskopf.

Chopin jedoch hörte nicht mehr hin. Er stand auf und setzte sich an den Flügel. Er improvisierte einen Augenblick, hielt dann ein.

„Nun," rief Delacroix, „das ist noch nicht zu Ende."

„Das ist noch nicht begonnen. Mir fällt nichts ein... Nichts als Reflexe, Schatten, Kontraste, die sich nicht gestalten wollen. Ich suche die Farbe und finde nicht einmal die Linie."

„Sie werden das eine nicht ohne das andere finden; beides wird sich Ihnen gleichzeitig aufdrängen."

„Wenn sich mir aber nur Mondschein aufdrängt?"

„Dann werden Sie die Reflexwirkung eines Reflexes gefunden haben."

Chopin setzte sein Spiel fort, ohne daß es den Anschein erweckte, er beginne wieder mit neuem Eifer, so unbestimmt klang alles. Dann blühte mit einem Male der blaue Klang auf. Nun fühlte man sich plötzlich wahrhaft im Himmel, mit den Wolken über die Dächer der Weltstadt enteilend.



Wir sind diesem *blauen Klange* bereits mehrfach begegnet. Sein eigentümliches Aufblühen verdankte er nicht einzig den charakteristischen Klangfärbungen der Musik Chopins, sondern es kam darin noch das Besondere seines Anschlages zum Ausdruck. Wie Liszt war sich Chopin beim Spiele der Tätigkeit jedes einzelnen Fingers getrennt bewußt. Es gelang ihm, den Anschlag eines jeden Fingers gesondert zu nuancieren und dem Ohre einen vermöge der Hände unendlich variablen Zusammenklang von Empfindungen zu vermitteln. Dies bedeutete durchaus eine Ausbildung des Technischen und zu Beobachtenden, die verlangte, sich in etwas Neuartigem auszukennen, sich in etwas Neuartiges hineinzudenken. Nach Chopins Ansicht verfolgte eine gute technische Ausbildung nicht den Zweck, alles mit sich gleichbleibendem Wohlklange spielen zu lernen, vielmehr den, einen schönen Anschlag zu erzielen, um vollendet nuancieren zu können. „Lange Zeit hindurch", schreibt er, „haben die Pianisten wider die Natur gehandelt, bestrebt, mit jedem Finger gleich stark anzuschlagen... Es sollte jedoch im Gegenteil jeder Finger mit der seinem Bau entsprechenden Kraft spielen. Der Daumen, als der stärkste und freieste Finger, hat die größte Kraft. Nach ihm der kleine Finger, als Stütze an der äußeren Seite der Hand. Der Mittelfinger ist die Hauptstütze der Hand, durch den Zeigefinger mit gefördert. Schließlich der vierte Finger, der schwächste von allen. Diesen siamesischen Zwil-

lingsbruder des Mittelfingers, der mit ihm durch das selbe Band verbunden ist, sucht man um jeden Preis unabhängig zu machen, was ein Ding der Unmöglichkeit und gottlob auch nicht nötig ist! – Es gibt also so viele Tonstärken wie Finger der Hand. Hauptsache beim Üben ist die Anwendung eines zweckmäßigen Fingersatzes."

Chopin hatte diese äußerst wichtigen technischen Dinge gut durchdacht und durchgearbeitet. Wenn man seine kleine Hand ergriff, überraschte deren feste Knochenbildung. Einer seiner Freunde hat erklärt, es sei eine knöcherne Soldatenhand mit Frauenmuskeln gewesen. Ein anderer dagegen fand sie kraftlos und weich. Stephen Heller war baß erstaunt, zu sehen, daß Chopin mit seinen Händen ein Drittel der Klaviatur umspannte und bedeckte und verglich sie mit einem Schlangenrachen, der sich plötzlich öffnet, um ein Kaninchen ganz zu verschlingen. Chopin hatte sich einen eigenen Fingersatz zurechtgelegt. Dank dieser Bemühungen war sein Anschlag der denkbar weichste, jedem Effekt abhold und so schön, daß er von den ersten Takten an bezwang. Um die Hand in eine vorteilhafte Lage zu bringen, ließ er sie von oben leicht auf die Klaviatur aufsetzen, und zwar so, daß die Finger sich auf *e, fis, gis, b, h* stützten. Nach seiner Ansicht war dies die normale Handlage. In dieser mußten seine Schüler zunächst Übungen zur gleichmäßigen Ausbildung und zur Unabhängigkeit der Finger ausführen. Dann ließ



er staccato spielen, um die Leichtigkeit des Spieles zu erreichen; hierauf staccato-legato, schließlich betont legato. Er lehrte eine eigene Methode, um die Hand im Augenblicke des Untersetzens des Daumens bei Tonleitern und Arpeggienpassagen in möglichst gleicher, ruhiger Haltung zu bewahren. Diese äußerst ruhige Hand erschien ihm vornehmlich erstrebenswert und das einzige Mittel, ein gleichmäßiges und ruhiges Spiel zu erzielen, selbst dann, wenn es sich darum handelte, den Daumen unter den vierten oder den fünften Finger unterzusetzen. Diese Übungen erklären aber auch, wie Chopin es vermochte, seine so schwierigen (vor ihm unbekannten) Begleitungen der linken Hand zu spielen, bei denen es darauf ankommt, sehr weit auseinanderliegende Tasten zu greifen. Andererseits ist es verständlich, daß er bei den Pianisten der alten Schule durch seine neuartigen Fingersätze, die anstrebten, der Hand stets die gleiche Haltung zu bewahren, Anstoß erregte, wenn man den dritten oder vierten Finger über den fünften übersetzen mußte. Bisweilen legte er die Hand ganz flach auf und erzielte dadurch jene zarten, samtweichen Wirkungen, die Berlioz und selbst Liszt hinrissen. Um die Unabhängigkeit der Finger zu erreichen, empfahl er, sie zwanglos und leicht auf die Tasten niedergleiten, die Hand ohne jede Schwerfälligkeit gleichsam in der Luft schweben zu lassen. Er wollte nicht haben, daß man zu früh rasch spiele, auch sollte man alle Passagen recht *forte*

und recht *piano* spielen. Dadurch ergäbe sich die Tonqualität von selbst, und die Hand ermüde niemals. Chopin war es, der es zuerst aufbrachte, hierbei wie stets vor allem auf die Unabhängigkeit der Finger bedacht, Tonleitern mit Betonung jeweils der dritten oder vierten Note üben zu lassen. Er wurde sehr zornig, wenn man ihn beschuldigte, er nehme es mit dem Takt nicht allzu genau. „Ihre linke Hand sei Ihr Kapellmeister," sagte er, „während Ihre rechte *ad libitum* spielen wird."

Durch diese kurzen technischen Erörterungen möge sich der Leser nicht abschrecken lassen. Bergen doch in jeder Kunst Technik und Lehre wahre Geistesfreuden und offenbaren die besten Kunstgriffe des Töpfers. Übrigens hat Chopin keine *Methode* hinterlassen. Er hatte solches erwogen. Jedoch ist all das Fragment geblieben. Umfangreiches, ausführliche Darlegung, Schulmäßiges war ihm zuwider. Er fühlte sich stets in abseitigeren Regionen wohl und liebte es nicht eben sehr, hier behelligt zu werden. Er hat nie starkes Verlangen verspürt, eine Oper zu komponieren, obwohl seine Lehrer und Freunde ihn dazu drängten. „Warum schreiben Sie bei Ihren bewunderungswürdigen Einfällen keine Oper?" fragte ihn einst Monsieur de Perthuis. „Ach! Herr Graf," entgegnete Chopin, „lassen Sie mich bei meiner Klaviermusik bleiben; um Opern zu machen, bin ich nicht bewandert genug." Ihn verlangte es mehr nach Vollendetem, Erlesenem als nach lautem Beifall der Menge. Er exzellierte



im Detail. Seine reichsten harmonischen Schöpfungen bauen sich aus unscheinbaren Kleinigkeiten auf, jedoch aus Kleinigkeiten, die für seine Kunst wesentlich charakteristisch sind. Professor Kleczynski, einer seiner Landsleute, dessen Buch ich mehrere dieser Einzelheiten entnehme, schreibt: „Da er so reich begabt war, hat er uns etwas enttäuscht, uns sowohl als auch Schumann. Er hat aber dafür andererseits kleine Dinge, indem er sie durch und durch beseelte, in bewunderungswürdiger Weise geschaffen und vollendet." Chopin war gerade der Meister dieser „kleinen Dinge". Vielleicht war für ihn nichts klein. Und in der Tat, wo hört das Kleine auf, fängt das Große an? Zweifelsohne hat er alles beseelt, was er so vollkommen gestaltet. „Wenn ich schlecht disponiert bin," sagte er, „dann spiele ich auf einem Piano von Erard, und ich finde da mit Leichtigkeit einen *schon fertigen* Ton vor; wenn ich mich aber in Verve fühle und kräftig genug, mir meinen *eigenen Ton* zu schaffen, dann muß ich ein Instrument von Pleyel haben."

Ein anderer Freund Chopins war Liszt. Ein Herzens- und Berufsfreund. Man hat oft versucht, beide in Gegensatz zueinander zu bringen, den Glauben zu erwecken, das Entgegengesetzte beider Naturen, ihrer Methoden und ihres Spieles hätte sie zu Rivalen gemacht. Dies war jedoch

keineswegs der Fall, und wenn Chopin bisweilen den Eindruck begünstigte, er halte sich gegenüber dem andern großen Virtuosen seiner Zeit etwas zurück, ja sogar mit einiger Scheu, so waren die Frauen daran schuld.

George Sand und Marie d'Agoult kannten sich schon lange. Vor Chopins Zeit war George nach Genf gereist, woselbst sie viele Wochen vertraulich freundschaftlichen Zusammenseins in dem reizvollen romantischen Milieu dieser wilden Ehe Liszts verlebt hatte. Darauf hatten Franz und Marie einen Sommer in Nohant verbracht. Beiderseits waren dabei Neugier, Bewunderung, aber auch geheime Eifersucht mit im Spiele gewesen. Die Gräfin setzte ihren Stolz darein, sich schriftstellerisch zu betätigen. Ihr Stil war gediegen, skeptischen Geistes, zeugte daneben von vielerlei Kenntnissen, und ausgenommen in der Liebe, war sie in allem maßvoll. Bei George herrschte das Spontane vor. Sie empfand für diese herrliche „grande dame", die sich über alle Rücksichten des Faubourg St.-Germain hinweggesetzt hatte, zunächst rein gefühlsmäßig Sympathie. Hier sah sie ihre Theorien über Liebe und Freiheit in hervorragender Weise in die Tat umgesetzt. „Sie sind für mich das einzig Schöne, Schätzenswerte und wahrhaft Edle, das ich in der Patriziersphäre glänzen sah", schrieb sie ihr. „Sie sind für mich der wahre Typ der märchenhaften Prinzessin, Künstlerin, liebreich und edelmütig im Wesen, in Worten und Äußerem, wie die Königstöchter



poesieerfüllter Zeiten." Jedoch dies Vernarrtsein in sie war rein literarisch empfunden. Auch Marie d'Agoult interessierte an George Sand die fast schon berühmte Romanschriftstellerin weit mehr als die seltsame Deszendentin einer Nachkommenschaft von Königen und einem pariser Vogelhändler. Sie entschloß sich bald, Liszt Georges Einfluß zu entziehen, und mit Mißvergnügen sah sie diesen Chopin auftauchen, dessen sanften, unergründlichen Genius ihr Geliebter pries. Die Beziehungen kühlten sich daher ab. Man ging auseinander, und George wünschte die Gräfin zu allen Teufeln.

Liszt kam jedoch mit Chopin wieder zusammen, denn er liebte ihn. Niemand spielte die Kompositionen des Polen besser als er, weil niemand sie genauer kannte, sie tiefer ergründet und in seinen Konzerten schöner zum Vortrag gebracht hatte. „Ich liebe meine Musik, wenn Liszt sie spielt", pflegte Chopin zu sagen. In dem Buche, mit dem Liszt später seinem Freunde ein Denkmal gesetzt hat, vergleicht er die *Etüden*, *Präludien* und *Nocturnes* den Meisterwerken Lafontaines. Ich wüßte keinen treffenderen Vergleich, der herangezogen worden wäre. Zwei große Dichter, die beide versucht haben, gleichsam das Grenzenlose auf beschränktesten Raum zusammenzudrängen und hinter leisem Spott ihr stets aufs neue verwundetes Herz verbargen. Hier muß nun auch Heines Ausspruch gedacht werden, der Chopin den „Raffael des Klaviers"

nannte. In Chopins Musik gleicht „jede Note einer Silbe, jeder Takt einem Wort“ und jede Phrase einem Gedanken. Er ersann „jene bewunderungswürdigen harmonischen Progressionen, durch die er selbst den Notenabschnitten einen seriösen Charakter verlieh, die angesichts der anmutigen Leichtigkeit ihres Sujets jene gewichtigere Bedeutung nicht beanspruchen zu dürfen schienen.“ Überströmenden Gefühles voll sind sie, und bei näherer Betrachtung gelangt man gleich Liszt „zur Erkenntnis jener Übergänge, die zwischen Gefühlen und Gedanken bestehen“, jenen feinen Abstufungen der Valeurs, von denen Delacroix sprach. Unter den Versuchen Chopins, sich *klassischer Formen* zu bedienen, bewunderte Liszt vor allem das Adagio des *Zweiten Konzertes*, für das Chopin selbst „eine sichtliche Vorliebe bekundete“. „Das figurative Nebenwerk gehört in der für seinen Schöpfer charakteristischen Art zum Schönsten; die Hauptphrase ist von bewunderungswürdiger Gesangesfülle; sie wechselt mit einem Rezitativ in Moll ab, das gleichsam die Gegenstrophe darstellt.“ Aus mehreren der *Etüden* und *Scherzi* las Liszt die tiefe Erbitterung, die ironische und stolze Verzweiflung von „Fritz“ heraus. Indessen bedurfte es dazu eines geübten Ohres, denn Chopin ließ die „heimlichen Krämpfe“ seines Innern kaum ahnen. Seine Wesensart „war aus tausend Nuancen zusammengesetzt, die sich, indem sie sich kreuzten, wechselseitig in nicht enträtselbarer Weise der Wahrnehmung entzogen“. Und Liszt, der stets so Scharfblickende, schrieb über Chopins letzte Werke folgende trefflichen Bemerkungen nieder: „Er bediente sich der Kunst nur noch, um sich selbst die eigene Tragödie zu gestalten.“ Nachdem er sein Empfinden im Gesange ausgeströmt, begann er, es zu zerstückeln. Aber selbst dann noch bleibt die jene Blätter inspirierende Gemütsbewegung voll reiner, edler Gesinnung, ihr Ausdruck in den „richtigen Grenzen der Sprache der Kunst“ und ist nicht mit Vulgärem, übertriebenen Aufschreien und Verkrampftem durchsetzt. „Die harmonische Qualität an sich, weit davon entfernt, minder wertvoll zu sein, erweist sich beim Studium sogar als noch interessanter, beachtenswerter.“

Es versteht sich von selbst, daß sich Chopin als Romantiker ausgab, und dennoch berief er sich auf zwei Meister: Bach und Mozart. Auf Bach, den er uneingeschränkt, vorbehaltlos bewunderte; auf Mozart, bei dem er, bereits „im Keime vorgebildet, all die Freiheiten, die er sich selbst in reichem Maße gestattete“, zu finden glaubte. Indessen wollte er nicht zulassen, „daß man mit dem griechischen Giebel nun auch den gotischen Turm niederreiße, noch die reine und erlesene Anmut italienischer Architektur zugunsten der üppigen Phantastik maurischer Bauten zerstöre ... Er brachte nicht das geringste Lob für etwas über die Lippen, das ihm für die Kunst keine Errungenschaft schien. Uneigennützigkeit war

sein Wesenszug" (Liszt). Bekannt ist, daß ihn Beethoven, Michelangelo, Shakespeare schreckten. Merkwürdiger noch ist es, daß er sich aus Schumann nicht eben viel machte. Mendelssohns Musik fand er mittelmäßig und hörte gewisse Werke Schuberts nicht gern, „deren Konturen seinem Ohre zu scharf dünkten, deren Gefühlsmäßiges ihm gleichsam entblößt vorkam ... Alles Schroffe, Herbe flößte ihm Abneigung ein. In der Musik wie in der Literatur und auch in Umgangsformen war ihm alles ein Greuel, was an Melodramatisches gemahnte". Bezüglich Schubert äußerte er einmal Liszt gegenüber:

„Das Erhabene wird geschändet, wenn ihm das Mittelmäßige oder Triviale folgt."

Selbst bei Mozart hatte er einiges zu bemängeln. Er bedauerte das Vorhandensein gewisser Passagen in *Don Juan,* in eben dem Werke, das er so verehrungswürdig fand. „Er vermochte zwar," um stets wieder Liszt zu zitieren, „zu vergessen, was ihn abstieß; sich aber damit auszusöhnen, das war ihm unmöglich." Obwohl Romantiker, mischte er sich dennoch in keine künstlerischen Auseinandersetzungen seiner Zeit, sondern lebte zurückgezogen, abseits der Kämpfe, für die sich Liszt und Berlioz vorbehaltlos einsetzten. Doch gab er ihrer Gruppe „Beweise absoluter, unbeugsamer, fester Überzeugungen". Wenn seine Anschauungen den Sieg davongetragen hatten, überließ er es als echter Grandseigneur und geistiger Führer den andern, den



Sieg auszunützen, und kehrte zu all seinen künstlerischen und geistigen Gepflogenheiten zurück.

Wie oft hat sich Liszt bei Chopins Spiel über die Tasten gebeugt, um den Anschlag des Sylphen zu beobachten! Er studierte ihn mit aller Liebe und Gründlichkeit; auch blieb er der einzige, dem es gelang, Chopins Anschlag täuschend nachzuahmen. „Stets ließ er die Melodie auf- und niederwogen oder verlieh ihr eine nicht näher bestimmbare Erregung, gleichsam an eine Art Geistererscheinung gemahnend... Er nannte das: Tempo *rubato* ... Da indessen diese Bezeichnung dem nichts Neues verriet, der sie kannte, und jenem nichts, dem sie unbekannt war, so unterließ es Chopin späterhin, sie seinen Noten anzufügen, überzeugt, wer überhaupt Verständnis dafür habe, werde diese *Regel der Regellosigkeit* erraten." Einem seiner Schüler erläuterte sie Liszt einst folgendermaßen: „Sehen Sie diese Bäume an: der Wind fährt durch ihre Blätter und Zweige hin, es kommt Leben hinein; Stamm aber und Äste bewegen sich nicht. Das ist Tempo rubato!" Chopins Kompositionen „müssen in dieser schwebenden, eigentümlich betonten und prosodischen Weise, mit jener *morbidezza* wiedergegeben werden, deren Geheimstes sich schwer enthüllt, wenn man ihn selbst nicht häufig hat spielen hören ... Allem gab er eine eigenartige Färbung, ein nicht zu beschreibendes Gepräge, einen vibrierenden Impuls, der, des Materiellen nahezu entkleidet, ohne den Weg über

die Sinne zu nehmen, sich dem Innersten direkt mitzuteilen schien ... Bisweilen überließ sich Chopin auch burlesken Phantasien. Gern beschwor er mitunter eine Szene à la Jacques Callot herauf, voll phantastisch umherspringender, lachender, gesichterschneidender Figuren und musikalischer Späße, die von Geist und englisch munterer Laune sprühten, gleich Feuer von grünem Reisig. Mit der fünften *Etüde* ist eine dieser pikanten Improvisationen auf uns gekommen, in der ausschließlich die schwarzen Tasten des Klaviers angeschlagen werden, wie auch Chopins Heiterkeit gleichsam nur die oberen Tasten des Geistes anschlug."

Seine Landsleute und einige auserwählte Freunde unterwies er am allerliebsten in diesen pianistischen Feinheiten. Auch heute noch sollen den Schülern seiner Schüler die ihnen sorgsam übermittelten Angaben zur Ehre gereichen. Zweifellos mag dann und wann eine Seele, der Chopins vergleichbar, wiedererstehen. Das Unfaßbare aber, läßt es sich lehren? Schrieb doch Franz Liszt: „Chopin ist einem Phantome gleich unter uns hingegangen."



## XIV

## MISSHELLIGKEITEN, EINSAMSEIN

Im Oktober 1839 äußerte König Louis Philippe den Wunsch, Chopin spielen zu hören, und er ließ ihn mit dem Pianisten Moscheles zusammen nach Saint-Cloud entbieten. Graf Perthuis empfing beide Künstler am Eingange des Schlosses. Er führte sie hierauf durch eine Flucht von Gemächern nach dem Salon Carré, woselbst man die königliche Familie „en petit comité" versammelt fand. Um einen Tisch herum saßen: die Königin vor ihrem Arbeitskorbe, Mme. Adélaïde, die Herzogin von Orléans und die Hofdamen. Daneben füllte der wohlbeleibte König seinen Fauteuil aus. Chopin und Moscheles wurden wie alte Bekannte empfangen. Nacheinander nahmen sie am Flügel Platz. Chopin spielte ein *Nocturne* und einige seiner *Etüden;* Moscheles gleichfalls Eigenes, worauf beide des deutschen Künstlers Es-dur-Sonate zu vier Händen vortrugen. Am Schlusse der Darbietung erhoben sich ununterbrochen die Rufe: „köstlich", „göttlich", und die Künstler wurden gebeten, erneut zu spielen. „Chopins Begeisterung durch das ganze Stücklein," schreibt Moscheles, „muß ... zündend für

die Hörer gewesen sein, die sich in Zwillingslobsprüchen über uns ergossen." Es kam zu einem wahren „musikalischen Delirium", als Chopin „nochmals mit gesteigertem *abandon*" gespielt hatte. Er erhielt zum Andenken „eine goldene Schale und Untertasse", Moscheles ein „Reisenecessaire" überreicht.

Dieser Abend war ganz dazu angetan, Chopin zur Arbeit anzuregen. Die drei in der Rue Pigalle verlebten Jahre (1839–42), die unter diesen königlichen Auspizien begonnen hatten, wurden so recht, wie er sie ersehnt, Jahre umfangreicher und ganzer Arbeit am Werke. Wenn 1839 auch nur die drei *Valses brillantes* (Opus 34) erschienen, so blieb dies doch das Jahr der *Präludien*, dem vielleicht erlesensten und vollendetsten Meisterwerke Chopins. Dann folgte die berühmte *B-moll-Sonate*, über die Schumann recht seltsamerweise schrieb: „. . . es weht uns ein eigener, grausiger Geist an, der, was sich gegen ihn auflehnen möchte, mit überlegener Faust niederhält, daß wir wie gebannt und ohne zu murren bis zum Schlusse gehorchen – aber auch ohne zu loben; denn Musik ist das nicht. So schließt die Sonate, wie sie angefangen hat, rätselhaft, einer Sphinx gleich mit spöttischem Lächeln."

Chopin schuf 1840 und 1841 noch vier *Nocturnes*, die zweite und dritte der *Balladen*, ein *Scherzo*, drei *Polonaisen*, vier *Masurken*, drei *Neue Etüden*, einen *Walzer*, die *Fantaisie* in F-moll, die *Tarantella*, ein *Allegro de Concert*.



Im Frühling 1841 willigte er ein, wieder einmal bei Pleyel öffentlich zu spielen. Der Saal war natürlich überfüllt, denn gegenwärtig waren es Chopin und Liszt, die in Paris die größten Kasseneinnahmen erzielten. Nun sollte aber gerade Liszt, dies begeisterungsfähige Gemüt, sich die Ehre der Berichterstattung für die *Gazette Musicale* erbitten. Wir lassen hier einige Variationen und Kadenzen seiner Pianistenfeder folgen.

„Am letzten Montag sah man die Pleyelschen Konzerträume ungewöhnlich glänzend beleuchtet, und unaufhörlich rollten Equipagen heran, um am Fuße der mit Teppichen und Blumen geschmückten Treppe die schönsten Frauen abzusetzen, die elegantesten jungen Herren, die berühmtesten Künstler, die reichsten Finanzmänner, die Vornehmsten des Adels, kurz eine Elite, eine Aristokratie der Geburt, des Vermögens, des Talentes und der Schönheit.

Ein großer Konzertflügel stand geöffnet auf der Estrade. Man drängte sich um ihn herum; jeder wollte ihm möglichst nahe sein; man spitzte schon im voraus die Ohren und strengte seine ganze Aufmerksamkeit an, um auch nicht einen Akkord, nicht eine Note, nicht eine Andeutung, nicht einen Gedanken desjenigen zu verlieren, der in wenigen Minuten die Estrade betreten und am Flügel Platz nehmen sollte. Und man hatte guten Grund zu dieser Hörbegier, Spannung und Andacht, denn der, den man erwartete, den man zu hören, zu bewundern, zu applaudieren gekom-

men, war nicht nur ein geschickter Virtuose, ein in der Notenkunst erfahrener Pianist; es war nicht nur ein Künstler von großem Rufe, sondern alles das und noch mehr als alles das, es war Chopin ...

... Nur selten und in großen Zwischenräumen hat sich Chopin öffentlich hören lassen. Was aber für jeden andern der sichere Weg zum Vergessenwerden und zu einem obskuren Dasein gewesen wäre, verschaffte ihm im Gegenteil ein über alle Capricen der Mode erhabenes Ansehen und wurde ihm eine Schutzwehr gegen Nebenbuhlerschaft, Eifersucht und Ungerechtigkeit. Indem sich Chopin von dem rastlosen Treiben fernhielt, welches seit einigen Jahren die Virtuosen des ganzen Erdkreises einander ausstechen und aufeinanderprallen läßt, ist er doch ständig von treuen Anhängern umgeben geblieben, von begeisterten Schülern und warmen Freunden, die, während sie ihn vor aufreibenden Kämpfen und peinlichen Berührungen zu behüten wußten, zugleich unermüdlich bestrebt waren, seine Werke und mit ihnen die Bewunderung für sein Genie und die Achtung vor seinem Namen zu verbreiten. So konnte diese auserwählte, gleichsam in höheren Regionen heimische, vorzugsweise aristokratische Zelebrität vor jedem Angriffe gesichert bleiben. Schon sind ihr gegenüber die kritischen Stimmen völlig verstummt, wie wenn die Nachwelt bereits das Wort ergriffen hätte, und in der glänzenden Zuhörerschaft, die sich um den nur



zu lange verstummt gewesenen Tondichter versammelt hatte, gab es weder Widerspruch noch Zurückhaltung, sondern nur einstimmiges Lob in aller Munde."

Chopin war mit seinem Freunde zufrieden. Einige Wochen später reiste er nach Nohant, erfüllt von Ideen, aber ohne sich wahrhaft zu freuen. „Ich bin nicht für das Landleben geschaffen," schrieb er, „genieße indessen gern die frische Luft." Das war nicht eben viel. Die Sand schrieb ihrerseits: „Ihn verlangte stets nach Nohant, und er hielt es in Nohant dann nie aus." Seine Sehnsucht nach dem Lande war rasch befriedigt. Er ging ein wenig spazieren, ließ sich unter einem Baume nieder oder pflückte ein paar Blumen. Dann ging er wieder ins Haus zurück und schloß sich in sein Zimmer ein. Man warf ihm vor, er liebe ein *künstliches Leben*, ein Treibhausdasein. Was er aber im Grunde liebte, das war sein Fieber, die Dämmerstimmung seiner Seele, seine Gewohnheit, sich als *ständiger Kranker* Mme. Sands zu betrachten. Er gab, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu werden, alten Neigungen seiner Kindheit nach, seiner Unentschlossenheit, seiner krankhaftesten Sensibilität, allen Raffinements der Eleganz und des Geistes. Und das, was er nun einmal nicht schätzte, begann er einfach zu hassen: nämlich, was er an George plebejisch fand, ihre Humanitätsduseleien, ihre nach Herkunft und Anschauungen demokratischen Freunde, diesen Pierre Leroux vor allem, der

so ungepflegt, so schlecht gekämmt war, stets den Kragen voller Schuppen hatte und immerfort um Unterstützungsgelder bettelte. Ach! wie wohltuend, wenn Delacroix, dieser geschniegelte und gestriegelte Dandy, erschien! Er und Friedrich nahmen sich an dieser Tafelrunde, an der Leroux und die Atelierkameraden von Moritz ihr unanständiges Benehmen wahrhaft übertrieben, wie zwei in schlechte Gesellschaft geratene Prinzen aus. Verstimmt bedauerten die beiden Künstler gegenseitig, daß George so viel Ungeniertheit duldete. Was würde Liszt dazu gesagt haben, der in diesen Dingen so schwer zu befriedigen war und sich den Titel *Professor guter Manieren* beigelegt hatte? Mme. Sand jedoch hielt nicht darauf, daß die Form streng gewahrt werde. Sie sah über das ungehörige Gelächter, das Geschrei und die Streitereien ihrer Gäste hinweg, wie auch über die Freiheiten, die sich ihre Dienstboten herausnahmen, und über die Saufereien ihres Bruders Hippolyte. Ihr lag einzig an herzlicher *Aufrichtigkeit,* sie hatte nur Sinn für Doktrinen und war zumeist der Ansicht, man halte „eine Mücke für einen Elefanten". Chopins Gereiztheit kam ihr krankhaft, unbegreiflich vor; sie wollte in ihr nur die Launen eines kranken, genialen Kindes erblicken. Er zog sich folglich auf sein Zimmer zurück und schmollte. Man sah ihn nur noch zu den Mahlzeiten erscheinen, wobei er dann alle mit mißtrauischen und angewiderten Blicken bedachte.



Im Laufe des Sommers 1841 kam es wegen Mlle. de Rozières, einer Schülerin Chopins, die Georges Freundin und die Geliebte Anton Wodzinskis war, zu einem recht peinlichen Vorfall. Chopin fand sie intrigant, aufdringlich, und es mißfiel ihm, daß sie es verstanden hatte, sich bei George so sehr einzuschmeicheln. Außerdem hielt er sie für aufgeblasen, sensationslüstern, prahlerisch, und übertrieben in der Art, wie sie ihre Freundschaftsgefühle kundgab. Was aber seinen Zorn entflammte, war, daß Anton, vielleicht unter dem Einflusse von Mlle. de Rozières, seinen Angehörigen eine Kopie von seiner (Chopins) Büste gesandt hatte, die der Bildhauer Dantan geschaffen. Welche Nebenabsicht mochte einer solchen Handlungsweise unterschoben werden! Was würde Maria, seine ehemalige Braut, dazu sagen? Friedrich war empört und hielt Fontana alles vor Augen, der Anton diesen Abguß geschenkt hatte. „Ich habe Anton keinerlei Auftrag erteilt," schrieb er ihm, „... und wie seltsam wird es die Eltern berühren ... Sie werden sich nie überzeugen lassen, daß ich ihm die Büste nicht geschenkt habe. Das sind äußerst peinliche Dinge, an die man nicht rühren sollte ... Mlle. de Rozières ist indiskret, prahlt gern mit ihren intimen Freundschaftsbeziehungen, mischt sich mit Vorliebe in die Angelegenheiten anderer; all das wird sie nun ausschmücken, übertreiben und aus einem Frosche einen Ochsen machen, was sie damit nicht zum ersten Male getan haben wird.

Sie ist (unter uns gesagt) ein geschmackloses Schwein, das es in staunenswerter Weise versteht, sich einen Zugang zu meinem Gehege zu graben, die Erde darin aufzuwühlen und Trüffeln unter den Rosen hervorzuschnüffeln. Das ist eine Person, mit der man nichts zu tun haben sollte, denn sobald man mit ihr zu tun bekommt, hat das eine nicht wiederzugebende Indiskretion zur Folge. Kurz, sie ist eine alte Jungfer! Wir alten Kavaliere sind doch weit besser!"

George ließ sich ihrerseits dieser Demoiselle gegenüber ausführlich über die Gereiztheit ihres Großen vernehmen. Sie schüttete der Busenfreundin ihr Herz aus. Fiel es aber nicht jedesmal im Grunde schwer auf sie selbst zurück, wenn sie gegen die Ansichten ihres Freundes Partei ergriff? „Wenn ich diese krankhaften, hartnäckigen Vorurteile und Beurteilungen seit drei Jahren nicht selbst mit angehört hätte, würde ich sie ganz unbegreiflich finden; leider bin ich aber zu sehr daran gewöhnt", schrieb sie. „Ich habe versucht, ihn wieder zu beruhigen, indem ich ihm sagte, W. würde nicht kommen, darauf könne er sich verlassen. Er sprang bis zur Decke, indem er meinte, wenn ich davon überzeugt sei, dann hätte ich ihm offenbar den wahren Sachverhalt mitgeteilt. Darauf habe ich *ja* gesagt. Ich habe geglaubt, er würde verrückt werden. Er wollte fortgehen; er sagte, ich gäbe ihn für einen Narren, für eifersüchtig, für lächerlich aus, ich entzweie ihn mit seinen besten Freunden, all das komme



von unseren, d. h. Ihren und meinen boshaften *Klatschereien* usw. . . . Schließlich will er wie gewöhnlich, daß niemand, ich ausgenommen, unter seiner Eifersucht leide." Und weiterhin: „Ich bin nie zur Ruhe gekommen und werde mit ihm nie dazu kommen. – Bei dieser trostlosen Veranlagung weiß man nie, woran man ist. Vorgestern hat er den ganzen Tag über mit keinem Menschen ein Wort gesprochen . . . Ich will nicht, daß er glaubt, er sei Herr und Meister. Dies würde ihn künftig nur um so mißtrauischer machen, und wenn er solchen Sieg davontragen würde, müßte er darüber untröstlich sein, denn er weiß weder, was er will, noch, was er nicht will."

Gewiß, Chopin war eifersüchtig; aber nicht ganz im üblichen Sinne des Wortes. Es war bei ihm nicht Eifersucht eines Liebhabers. Seine Eifersucht erstreckte sich auf alle Beeinflussungen, Wünsche, besonderen Liebhabereien und Freundschaften seiner Geliebten. Sie bestand in dem unbezähmbaren Verlangen nach bedingungslosem Besitze. Er mußte jederzeit das Gefühl haben, daß die Lebensquellen Georges seinem eigenen Herzen entsprängen; daß, wenn er schon als das Kind galt, was die Sinnlichkeit betraf, er in geistiger Hinsicht der Tonangebende sei. Er mußte glauben können, sein Regime lösche die Erinnerung an alle vorangegangenen andern aus, schaffe sie gleichsam aus der Welt, und dadurch, daß man ihn erwählt hatte, ihn liebte, habe George ihr Dasein nochmals von vorn begonnen. Er hätte

gewünscht, daß sie sich nichteinmal des Leids mehr entsinne, das ihr widerfahren, daß sie im Gespräche mit ihm nicht daran gemahnt werde, daß sie, ohne aufzuhören, gut, zärtlich, ergeben, wollüstig, mütterlich zu sein, dennoch die blasse, unschuldvolle, strenge, jungfräuliche Erwählte seiner Seele verkörpere. „Weiter würde er nichts verlangt haben, dieser beklagenswerte Liebhaber des Unmöglichen . . .“ notierte sich die Sand. Und als er diesen allumfassenden Besitz, den seine Liebe ihm gewähren sollte, zerrinnen fühlte, verlangte ihn nicht mehr danach, verschmähte er die ihm wie zum Spott gereichten Surrogate. Aus übermäßiger Begierde wies er die kraftlose Speise zurück. Übersättigt von dem, was er erhielt, hungerte ihn nach dem, was man ihm vorenthielt.

Sicherlich hatte er einigen Grund, auf alle eifersüchtig zu sein, auf einen etwas unverschämten Diener, den Arzt, auf einen Mordsdummkopf von einem halb städtischen, halb bäuerischen guten Freund, der sein Wildbret der Schloßherrin nach Nohant brachte, auf einen umherziehenden Arbeiter, auf einen Wilddieb mit energischen Zügen; denn der Kranke empfand bei seinen empfindlichen, verfeinerten Nerven sehr wohl, welche Unruhe und welches Verlangen die sich hier vorübergehend Aufhaltenden in einer Frau erregten, der das *Erleben der Emotionen* als oberstes Gesetz ihres Fühlens und Denkens galt. Einer Frau – das wußte er – die niemals vor Experi-



menten dieser Art weder zurückschreckte noch Skrupel dabei empfand. Jetzt fand er wahrhaft Worte, sie zu peinigen, „er konnte sich zu seinem Ergötzen ganz bedachtsam hineinwühlen, und die Wunde, die er aufriß, legte die Eingeweide bloß.“ Dann empfahl er sich über einigen durchaus höflichen, aber eisigen Worten und schloß sich in sein Zimmer ein. Im Verlaufe ihrer arbeitsamen Nächte zog sich George wie eine Schnecke ihrerseits in ihr Innerstes zurück, zerpflückte die von ihr fortstrebende Seele des Geliebten und entwarf als gute Schriftstellerin, die sie war, in dem Romane *Lukrezia Floriani* ihrer beider Porträt. War es Gewissenlosigkeit, Sadismus, niedrige Rachsucht, was sie dazu trieb, Chopin tagtäglich dies unerbittlich rekonstruierte Erleben zur Lektüre hinzulegen? Der Künstler jedoch merkte nichts oder wollte jedenfalls den Anschein erwecken. Er saß über den Blättern, bewunderte, zollte Beifall. Wie stets aber ließ er nicht durchblicken, wie er sich innerlich dazu stellte, und wenn Lukrezia sich befreite, indem sie ihr eigenes Porträt schuf, begab sich Fürst Karol wieder auf sein Zimmer, wo die leicht auf den Flügel hingeworfenen Klänge von all der verhaltenen Misere Kunde gaben. Auch er hing an seinem Leide, selbst an den sichtbaren Äußerungen dieses Leids. „Ich bitte Dich um des Himmels willen, schone meine Manuskripte, zerdrücke, beschmutze und zerreiße sie nicht . . .“, schärfte er Fontana ein, „allein ich liebe meine *geschriebene Langeweile* so sehr, daß ich immer

Angst habe, es könnte meinen Manuskripten etwas zustoßen."

„Chopins *Freundschaft*..." schrieb George. Oder aber: „Unsere Historie hatte, was uns selbst betraf, nichts von einem Romane an sich." Und gar: „Sein Flügel gereichte ihm weit mehr zur Marter als zur Freude." Dies zeigt, bis zu welchem Grade zwei Menschen, die ihr tägliches Dasein teilen, einander innerlich fremd bleiben können. Hier waren beide, obwohl in recht hohem Maße eines Durchdringens fähig und dazu gewillt, dennoch so geartet, daß ihre Seelen sich niemals zu vermählen vermochten.

Im Herbst 1842 gaben George Sand und Chopin ihre Wohnung in der Rue Pigalle auf, um Appartements in Nr. 5 und 9 am Square d'Orléans zu beziehen. Im dazwischenliegenden Hause, in Nr. 7, wohnte ihre intime Freundin, Mme. Marliani, Gattin eines spanischen Konsuls. In nächster Nähe hatten Pauline Viardot und der Bildhauer Dantan gemietet. Man schuf sich hier eine Art Phalansterium, das Ablenkung verschaffte und wo Freiheit „gewährleistet" war. Jeder arbeitete und lebte für sich. Die Mahlzeiten wurden auf gemeinschaftliche Kosten bei Mme. Marliani eingenommen. Die Sand hatte ein Billardzimmer, Chopin einen geräumigen Salon zur Verfügung. Das Mobiliar war modern, im Stile Louis Philippes gehalten, auf dem Kamine eine Stutzuhr und Kerzenleuchter, beides Empire, zu



sehen. Hinter einem der Klaviere stellte ein Bild von Frère eine Karawane in der Wüste dar. Über dem andern erblickte man auf einem Pastell von Coignet die Pyramiden. Tagsüber sah man sich selten; abends jedoch suchte man einander gleich guten Provinznachbarn auf. Chopin pflegte stets Verkehr mit der eleganten Welt und empfing seine hochgestellten und seine Lieblingsschüler bei sich. Dagegen nahm er die unzähligen Pianisten und Neugierigen, die jetzt kamen, ihm ihre Aufwartung zu machen und seine Unterstützung zu erbitten, nur äußerst widerwillig an.

Eines Tages überbrachte sein Diener ihm die Visitenkarte eines Herrn W. von Lenz, eines russischen Virtuosen und Musikschriftstellers. Chopin würde ihn nicht vorgelassen haben (viel weniger noch diesen Feind seines Polen als irgendwen), wären auf der Karte nicht folgende Worte mit Bleistift vermerkt gewesen: *Einlaßkarte, Franz Liszt.* Er entschloß sich daher, den etwas lästigen Herrn eintreten zu lassen und bat ihn, sich an den Flügel zu setzen. Lenz spielte gut; man merkte, daß er Liszt-Schüler war. Er produzierte sich mit ein oder zwei Masurken von Chopin und stattete sie gleich seinem Meister mit kleinen Zutaten aus. Chopin amüsierte sich und war auch etwas ungehalten darüber.

„Er muß an alles Hand anlegen, der gute Franz! Aber eine Empfehlung von Liszt ist schon etwas wert. Sie sind der erste Schüler, den er mir empfiehlt. Ich gebe Ihnen Lektionen, aber nur

zweimal in der Woche. Seien Sie pünktlich, es geht bei mir nach der Uhr, mein Haus ist ein Taubenschlag ...“

Chopin lud ihn ein, als persönlicher Bekannter wiederzukommen, um Mme. Sand kennenzulernen, weil Herr von Lenz lebhaft den Wunsch äußerte. Er erschien denn auch eines Abends, und Chopin stellte ihn George, Pauline Viardot, Mme. Marliani vor. Die Sand sprach kein Wort, gab sich feindselig und verschlossen, da sie die Russen verwünschte. Lenz aber setzte sich „gerade deshalb“ neben sie. Er beobachtete, daß Chopin umherflatterte, „wie ein im Käfig erschrecktes Vöglein“. Um den Bann zu brechen, bat Chopin Lenz, er möge Webers *Aufforderung zum Tanz* spielen, jenes Stück, das der Russe vornehmlich liebte und vor über einem Jahrzehnt Liszt zuerst offenbart hatte. Lenz fügte sich etwas zurückhaltend ins Unvermeidliche und spielte, worauf George weiterschwieg; Chopin dagegen reichte ihm freundlichst die Hand; dann setzte sich Wilhelm von Lenz verlegen an den Tisch, auf dem „der unausweichliche ‚Carcel‘ brannte“.

„Kommen Sie nicht einmal nach Petersburg?“ fragte der Ausländer Frau Sand.

„Zu einem Sklavenlande werde *ich* mich nie erniedrigen!“

„Sie haben am Ende recht, *nicht* zu kommen; Sie könnten die Türe verschlossen finden.“

Verblüfft sperrte George ihre großen Augen auf, „ihre großen, schönen, braunen Kuhaugen“,



wie sie Lenz in seinen Aufzeichnungen nennt. Chopin war gleichwohl nicht ungehalten; es schien vielmehr, er billige, daß man seiner Geliebten die Stirn biete. Nun erhob sie sich, ging zum Kamin, in dem ein Holzscheit loderte, um sich eine Trabuccozigarre anzuzünden.

„Friedrich, einen Fidibus!“ herrschte sie.

Er stand auf und brachte ihr den entzündeten Papierstreifen.

„In Petersburg“, hub George an, indem sie eine Rauchwolke ausstieß, „könnte ich wohl nicht einmal eine Zigarre in einem Salon rauchen?“

„In *keinem* Salon, Madame, habe ich jemals eine Zigarre rauchen sehen ...“, erwiderte schlagfertig der anscheinend recht schlecht erzogene Lenz, der sich „ruhig nach den guten Bildern“ im Zimmer umsah.

Trotz alledem muß man annehmen, dies ungeschliffene Betragen habe kein gänzliches Mißfallen erregt, denn am folgenden Tage, während ihm Chopin Unterricht erteilte, sagte er zu Lenz:

„George Sand meinte, unartig gegen Sie gewesen zu sein! – Sie hätten gesehen, wie liebenswürdig sie sein kann; Sie haben ihr gefallen!“

Man errät, welch obskure Momente ihre Anziehungskraft auf diese sinnliche Frau nicht verfehlten. Dem Genommenwerden kann solch ein Ausfälligwerden vorhergehen. Dies waren freilich Dinge, die Chopin nicht lagen; ihm, der über so geringe Kräfte gebot, so schwach auf der Lunge war und eine solch empfindliche Haut besaß,

„daß ein Mückenstich eine tiefe Wunde hervorrief". Die ganze Komplikation entstand eben dadurch, daß er selbst noch immer wahrhaft liebte, während sich Georges Gefühle längst in Zuneigung gewandelt hatten. Ihr kleiner Chopin, sie liebte, sie verehrte ihn natürlich, jedoch etwa so, wie sie Moritz und Solange liebte.

Während der Monate, da sie getrennt lebten, war sie stets um seine Gesundheit besorgt. Sie wußte, daß er nicht auf sein Wohlergehen bedacht war. Sie schrieb ihren Bekannten, man möge ihn insgeheim ein wenig überwachen. Versäumt er nicht, morgens seine Schokolade, um zehn Uhr seine Bouillon zu nehmen? Man solle ihm nahelegen, sich zu pflegen, nicht ohne seidenes Halstuch auszugehen.

Er aber hatte ein neues Mittel gefunden, Gefühle weiterhin zu schüren, deren Widersinn sogar noch wirksamen Anreiz zur künstlerischen Produktion verleiht: er wollte ihr keinen Kummer bereiten und würde nichts über sein schlechtes seelisches und körperliches Befinden, seine Todesängste, sein Blutspeien verlauten lassen, damit wenigstens sie ihrer Aufgabe mit der nötigen Ruhe gerecht werden könne.

Jedes der Liebe dargebrachte Opfer birgt bescheidene Freuden und um so unergründlichere, je verborgener sie bleiben. Die verhüllteste Liebe aber nährt das Beste.

George verbrachte nun einen Teil ihrer Winter auf dem Lande, während Chopin sich in Paris durch



Arbeit aufrieb. Es handelte sich darum, diesbezüglich nichts durchblicken zu lassen. Seine Briefe waren froh und zuversichtlich gestimmt. Auch war er, wie er versicherte, weit davon entfernt, ernstlich krank zu sein und schien nur Glück zu erhoffen. „Ihr Gärtchen (am Square d'Orléans) ist schneeweiß wie Zucker, wie Schwanengefieder, Hermelin, Rahmkäse, wie Solanges Hände und Moritz' Zähne. Pflegen Sie sich, mühen Sie sich nicht zu sehr mit Ihren Druckbogen. Ihr inzwischen älter denn je gewordener, und zwar sehr, überaus, unsagbar alter Ch. ..." Vielleicht hatte sich der kleine Kränkelnde, wie ihn seine mütterliche Freundin nannte, nie einsamer gefühlt. Einsamkeit aber war sein Los.

Vierzig Jahre später, und die Gestalt eines anderen Einsamen drängt sich uns auf; auch ihm, dessen graniten unerbittliches *Ich* sich verzehrte, war es wie Chopin nicht vergönnt, den Glanz seiner Seele über seine Mitwelt zu breiten, da er zu erhabenen, ungestümen und reinen Geistes war: Nietzsche. Es überrascht keineswegs, daß Nietzsche in Chopin eine wahlverwandte Seele grüßte. Beider allzu große Liebe fand in ihrem Herzen nicht Raum.

Wenn immer ich die Klänge des *Nocturne C-moll* (Opus 48) vernehme, in dem unter so viel verhaltenem Schmerze, dem *Leid* vermählt, dennoch jenes *Ideale* hervorbricht, das nur den Schöpferfreuden des Geistes entspringt, dann muß ich des Liedes gedenken, das Nietzsche im Mai

1883 auf einer Loggia, hoch über der Piazza Barberini, von wo man Rom überblickt, niederschrieb. Des herrlichen *Nachtlieds*, durchzogen gleichsam von Chopins düsteren und blauen Visionen, seines blühenden Blickes voll, seiner Jungmädchenaugen und seines so „überaus, so unsagbar alten" Herzens. Einige Bruchstücke dieser Strophen scheinen mir das Nocturne, das ich nannte, würdig zu kommentieren, wie auch zur Einsamkeit von Chopins Lebensabend zu stimmen, der dem Dichter nun anbrechen sollte. Ehe wir uns diesen Fragmenten zuwenden, mag nicht unerwähnt bleiben, daß diese Komposition, einer Tradition unter polnischen Künstlern zufolge, an einem Tage entstanden sein soll, an dem Chopin seine Zuflucht vor einem Gewitter in die Kirche Saint-Germain-des-Prés nahm. Unter Donnerrollen lauschte er dem Gottesdienste und improvisierte, heimgekehrt, den meisterhaften Choral, der den Kernpunkt dieser feierlichen Erhebung der Seele bildet. Dies jedoch hindert mich in keiner Weise, sein Gebet dem heidnischen Sange Nietzsches zu verbinden. Ganz im Gegenteil: Gebet und Lied sind jenes Beschwingten, jener hohen Begeisterung voll, die dem Dichterphilosophen die Worte eingaben: „Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe."





„Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin.

. . . . . .

Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

O Unseligkeit aller Schenkenden! O Verfinsterung meiner Sonne! O Begierde nach Begehren! O Heißhunger in der Sättigung.

. . . . . .

Also sang Zarathustra."

## XV

## KÜMMERNISSE, GEHÄSSIGKEITEN

GEGEN 1842 scheint das Schwinden von Chopins Widerstandskraft begonnen zu haben. Selbst den Willen, zu gesunden, wem zuliebe hätte er ihn hegen sollen, nun, da die Liebe nicht mehr vor, sondern hinter ihm lag? Liebende, die das Vermögen, zu leiden, in sich versiegen fühlen, pflegen sich alsbald süßen Todesgedanken zu überlassen. Wenn sie aus der Welt scheiden, bemitleidet man sie ihrer Schwäche wegen. Wenn sie weiterleben, wirft man ihnen Zynismus vor. Sie selbst ahnen nicht, daß sie ihrer Lebenskraft wie jene hohlen, wenngleich noch immer dicht belaubten Bäume beraubt sind, die ein Windstoß zu fällen vermag. Der sterbende Chopin dünkte sich ewig.

Im Frühling 1842 erlag sein Jugendfreund Matuszinski der Tuberkulose. Im Mai 1844 entschlief in Warschau sein Vater. Es war der Tod eines Gerechten. Er schloß die Augen, nachdem er Bilder und Büste seines heißgeliebten Sohnes noch einmal betrachtet hatte und wünschte, man möge ihm nach seinem Ableben den Körper öffnen, da er fürchtete, lebendig begraben zu werden.



Diese beiden Schicksalsschläge trafen den Künstler außerordentlich hart. Gleichwohl schrieb er den Seinigen: „Ich habe schon so viele stärkere und jüngere Menschen überlebt, daß ich mich ewig dünke... Macht Euch meinetwegen keine Sorgen. Gott ist mir gnädig.“ Da seine deprimierte Stimmung beharrlich anhielt, kam George der Gedanke, das Ehepaar Jedrzejewicz, Friedrichs älteste Schwester und deren Gatten, nach Nohant einzuladen. Man mußte sie jedoch vorbeugend auf die beträchtlichen Veränderungen des Gesundheitszustandes ihres Bruders, die sie gewahren würden, aufmerksam machen. George schrieb ihnen:

„Sie werden mein liebes Kind seit der Zeit, da sie es nicht mehr sahen, recht elend und recht verändert finden; erschrecken Sie aber gleichwohl nicht zu sehr über seinen gesundheitlichen Zustand. Dieser ist ohne wesentliche Verschlechterung seit über sechs Jahren, die ich ihn täglich sehe, gleichgeblieben. Allmorgendlich ein Hustenanfall, jeden Winter zwei bis drei beträchtlichere Anfälle, von denen jeder nur zwei oder drei Tage dauert; von Zeit zu Zeit etwas neuralgische Schmerzen, damit ist das Allgemeinbefinden gekennzeichnet. Übrigens ist er nicht krank auf der Lunge, deren schwächliche Konstitution keinen Defekt aufweist. Ich hoffe noch immer, mit der Zeit werde sie sich kräftigen, bin aber zum mindesten überzeugt, daß sie bei regelmäßigem Leben und Pflege ebenso widerstands-

fähig wie irgendeine andere sein wird. Das Glück, Sie zu sehen, wenngleich mit tiefen und schmerzerfüllten Gemütsbewegungen gepaart, die ihm am ersten Tage vielleicht etwas zusetzen werden, wird jedoch eine große Wohltat für ihn sein, und ich bin seinetwegen so glücklich darüber, daß ich den Entschluß segne, den Sie gefaßt haben ... Lange schon ist er einzig um das Glück derer, die er liebt, besorgt, statt daß es ihm vergönnt wäre, es mit ihnen teilen zu können. Was mich betrifft, so habe ich alles, was mir möglich war, getan, um ihm diese schmerzliche Entbehrung zu versüßen, und obwohl er ihn darüber nicht vergessen konnte, habe ich wenigstens den Trost, ihn mit all der Liebe gehegt und bedacht zu haben, die ich ihm nach Ihnen noch zu spenden vermochte."

George schrieb sogar an Frau Nikolaus Chopin, um ihr zu versichern, sie werde künftighin Friedrich ihr Dasein widmen und ihn als ihren eigenen Sohn ansehen.

Luise und deren Mann kamen denn auch 1844, um in Nohant einen Teil des Sommers zu verbringen. Und die Freude, die Chopin hierüber empfand, wandelte sich in ein neues Gefühl der Dankbarkeit seiner Freundin gegenüber. Seine Bitterkeit ließ etwas nach; er fühlte sich gestärkt und mutiger. Selbst das Vertrauen gewann er für einige Zeit zurück. Die kindliche und die seiner Familie bezeugte Art seiner zärtlichen Liebe traten wieder stärker hervor.

Nach ihrer Abreise hing Friedrich mehr noch



als früher an den Inniggeliebten, die seines Fleisches und Blutes waren. Im Traume erschienen sie ihm wieder. Er suchte ihre Plätze auf dem Kanapee, verwahrte einen gestickten Pantoffel, den seine Schwester mitzunehmen vergessen, wie eine Reliquie und bediente sich des Crayons aus ihrem Geldtäschchen, wie einst Maria Wodzinska sich des seinen bedient hatte. Er schrieb ihnen vom Herbst, welche Veränderungen im Parke geplant würden. Er ließ sich über die geringfügigsten Einzelheiten aus, gedachte sogar des kleinen Bären, der am Wetterglase auf und ab kletterte. Wie deutlich verrät all das, woran dieser bemängelte Geliebte Mangel litt!

Bei Spaziergängen folgte er den andern auf einem Esel, um sich weniger zu ermüden. Der Herbst jedoch war kalt, regnerisch, und Chopin verbrachte weit mehr Zeit am Flügel als im Freien. Hierauf kehrte er nach Paris zurück und ließ sich gleich zu Anfang November wieder am Square d'Orléans nieder. George war diesmal im Ernst um ihren „teuern Leichnam" besorgt, bat die Freunde, sich um ihn zu kümmern, da sie selbst auf dem Lande blieb. Diesen Zeitabschnitt kennzeichnet ein beiderseits kurzes Aufflammen liebevoller Besorgnis. Chopin wollte nicht, daß sie sich beunruhige und fuhr fort, ihr das Schlimmerwerden seiner Krankheit zu verheimlichen. George erkundigte sich, ohne daß er darum wußte, nach seinem Befinden. „Er braucht nicht zu wissen ..." „Ich kann dies ständige Betreuen, was

zum Glücklichsein in meinem Leben gehört, nicht missen ...“ „Ich könnte ohne meinen kleinen Kränkelnden entschieden nicht leben.“ Sie ward sich klar darüber, daß *Chips* Organismus in ganz bedenklicher Weise angegriffen sei. Er verfiel zusehends. Vielleicht waren der schlechte Winter, die Nerven, die Aufregung, die zähe Bronchitis daran schuld. Gleichwohl, die Liebe vermochte noch immer viel. Die Liebe jedoch hatte offenbar ihre Zuflucht einzig zu Familiengefühlen genommen. „... Möge er niemals Grund zur Besorgnis haben, was Sie alle betrifft,“ schrieb George an Luise, „denn mit dem Herzen weilt er stets bei Ihnen, und zu jeder Stunde ängstigt er sich und verlangt es ihn nach seinen teuern Angehörigen.“

Während des Winters 1845 und im Frühjahr 1846 litt er an Grippe. Gleichwohl, er plante in dieser Zeit nichts Außergewöhnliches und beabsichtigte, den Sommer in Nohant zu verbringen. Bevor er abreiste, gab er ein kleines Diner bei sich. „Musik, Blumen, einen Schmaus.“ Geladen waren: Fürst Czartoryski und dessen Gattin (diese übrigens die glänzendste und authentischste der Schülerinnen ihres Meisters); die Fürstin Sapiéha, Delacroix, Louis Blanc, Pauline Viardot und natürlich die alten Befreundeten. Als er aber in Nohant eintraf, mutete ihn alles fremd, wie in einem öden, verlassenen Hause an. Er gab seinem Flügel einen anderen Platz, stellte den Schreibtisch um, ordnete Gedichtbände und Noten anders an. „Ich bin immer mit einem Fuße bei Euch,“ schrieb er an Luise und deren Mann, „mit dem anderen im Nebenzimmer, wo die Herrin des Hauses arbeitet, und befinde mich in diesem Augenblicke garnicht bei mir, sondern wie gewöhnlich in ganz anderen, merkwürdigen Räumen. Es sind dies wahrscheinlich jene *espaces imaginaires*, doch schäme ich mich dessen garnicht.“ Er empfand lebhafte Freude, wenn ihm Pauline Viardot ihr spanisches Lied vorsang, das sie selbst komponiert hatte. „Ich liebe es sehr ... sie hat mir versprochen, es auch Euch vorzusingen, wenn sie nach Warschau kommt. Dieser Gesang wird Euch mit mir vereinigen; ich habe ihn stets mit großem Entzücken angehört.“

Nun ist es an der Zeit, den Vorhang zu lüften, denn im Verborgenen bereitete sich unter all denen, die hier gemeinsam lebten, ein Drama vor. Man kann wohl sagen, es reifte bereits seit mehreren Jahren heran. Und die verantwortlichen Urheber der Katastrophe waren nicht etwa George oder Friedrich, sondern die Kinder.

Da war zunächst Moritz, der Älteste, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von seiner Mutter vergöttert und äußerst verhätschelt, sehr schlecht erzogen, sich bald in der Malerei, bald literarisch betätigend, Schmetterlinge und Mineralien sammelnd, und der alles in allem so ziemlich der wahre Typ eines geistig mißratenen Menschen zu werden versprach. Er war nicht un-

begabt, hatte immerhin Benehmen und Frohsinn, aber auch eine etwas abstoßende, absprechende Art. Seit der Reise nach Mallorca hatte er Gelegenheit gehabt, sich an Chopin zu gewöhnen, sozusagen auf das tägliche Zusammensein mit diesem Freunde seiner Mutter angewiesen. Allein, wenn auch zunächst von einer gewissen Sympathie zwischen beiden die Rede sein konnte, war sie doch rasch wieder zerronnen, und nun verstanden sie sich schon seit geraumen Jahren nicht mehr. Zweifelsohne aus leicht erklärbaren Gründen. Moritz liebte seine Mutter über die Maßen und sah recht wohl, daß in ihrem Dasein nicht alles glatt und eben verlief; er ward Zeuge von Disputen; die Nervosität des „angeblich" großen Künstlers, der ihm ein schwer zu behandelnder, verschlossener, mitunter boshafter Kranker schien, brachte ihn auf. Vielleicht litt er gar unter dem vielsagenden Lächeln, das den berühmten Liebenden zu begegnen pflegte. Und dann konnte sich sein Vater, dieser ganz unbedeutende Dudevant, nicht enthalten, manchmal starke, beleidigend anzügliche Bemerkungen fallen zu lassen, wenn Moritz ihn besuchte. Auch Chopins Wesensart verletzte ihn, sein Gebahren eines Grandseigneurs, die oft verächtlichen Blicke dieses komplizierten und lästigen Schmarotzers. Kinder verzeihen es nun aber einem Fremden nie, wenn er sich Kritik erlaubt, und dies um so weniger, je begründeter sie ist. Chopin gestattete sich indessen eine recht lebhafte in bezug auf Moritz



und Augustine. Diese Augustine war eine Verwandte von Mme. Sand, Tochter ihrer Cousine Adèle Brault, die dem aus dem niedersten Volke stammenden Zweige der Familie angehörte und weiter nichts als eine galante Abenteuerin war. Um sich ihrer Tochter zu erbarmen, hatte George diese bei sich aufgenommen, und die charmante und weichherzige Augustine war hier, Solanges Gefühle für sie ausgenommen, der Liebling der Jugend geworden. Chopin liebte Augustine nicht. Er ergriff Solanges Partei. Moritz, der geborene Feind seiner Schwester, stand mit Augustine so, daß man ihn im Verdacht hatte, ihr Geliebter geworden zu sein. George stellte dies zwar hartnäckig und nachdrücklich in Abrede. Chopin war aber davon nicht abzubringen, einmal, weil er es instinktiv ahnte, zum andern, weil Solange mit allen Mitteln versuchte, es ihm einzureden.

Ein merkwürdiges Geschöpf, diese Solange. Äußerlich das Ebenbild ihrer Urgroßmutter Aurora de Saxe, das heißt blond, frisch, bewunderungswürdig schön gewachsen. In ihrem Wesen zugleich kühlen, glänzenden und lebhaften Geistes, leidenschaftlich, eitel, äußerst reizbar, tückisch, vielleicht falsch, stets eigenwillig, ohne jeden Zweifel lasterhaft, durchaus nicht ausgeglichen. Man behandelte diese erblich Belastete, die sich in recht reizvoller Weise hätte entwickeln können, stets gefühllos. Man neckte sie, erbitterte sie, machte sie hartherzig. Pauline Viar-

dot behauptete, sie tue aus Liebe zur Sache Schlechtes. Das jedoch hing mit ihrer leidenschaftlichen und unglückseligen Veranlagung zusammen. Eine solche Natur verlangte nach innigster, liebevollster Behandlung, und ihre Härten entsprangen vornehmlich eifersüchtiger Mißgunst. Die fortgesetzt erduldeten Kränkungen waren es, die sie vereinsamen und schlecht werden ließen. Ihre Mutter selbst äußerte: „Sie ist neunzehn Jahre, sie ist schön, auffallend klug, ist in glücklichen Verhältnissen, mit Liebe und unter günstigen Bedingungen für ihre Entwicklung und Moral erzogen worden, was aus ihr eine Heilige oder eine Heroine hätte machen müssen. Allein, dies Jahrhundert ist verflucht, und sie ist ein Kind dieses Jahrhunderts... Alles an ihr ist Leidenschaft und *erstarrte* Leidenschaft, was recht einschneidend, recht unerklärlich und recht erschreckend ist." Was war schuld? Nur in Familien begegnet man dieser Art raffinierter Gehässigkeit, die eine abgründige Form der Liebe darstellt.

Lange schon hatte das Rätselhafte dieses Gemütes Chopin angezogen. Solange war zunächst kokett gewesen. Von der Zeit ihrer körperlichen Reife an hatte sie dann versucht, Eindruck auf ihn zu machen, und bei seinem äußerst sensiblen Wesen war er dafür nicht unempfänglich geblieben. Verkörperte sie nicht das Verführerische, ja selbst jenes triebhaft und ungezwungen Anmutige, was George mit fünfzehn Jahren eigen



gewesen sein mußte? In der Tochter seiner Geliebten liebt ein Liebender all die Glückseligkeit, die er selbst nicht genossen, und die wiedererblühende Erinnerung an seine Leiden. Solange war weniger offenherzig als ihre Mutter, sogar ziemlich verderbt. Sie ließ sich auf einige nicht sehr harmlose Spielereien ein; zunächst, weil sie Gefallen daran fand, dann auch, um jenen leisen Groll zu besänftigen, den sie den Ihren gegenüber hegte. Schön würde es sein, ihr verschmähtes Herz zu rächen, indem sie ihrer Mutter Chopins zärtliche Liebe raubte. Was sie des weiteren für ihn einnahm, das war seine Eleganz, sein vornehmes Wesen, sein erlesener mondäner Verkehr. Denn sie war snobistisch und empfand es außerordentlich wohltuend, in den mit Gräfinnen erfüllten Salon des großen Freundes zu flüchten, wenn jener der Mutter vom Gelächter von Moritz und seinen Kameraden oder von Pierre Leroux' „bedeutsamen Gedanken" widerhallte. In letzter Zeit konnte man hier sogar eine Horde Handwerker-Dichter antreffen, in welche die Romanschriftstellerin vernarrt war.

So kam es denn zu einem geheimen, täglich hintertriebenen, aber auch täglich erneut anhebenden Drama voller Mißverständnisse und peinlicher Auftritte. Denn die Sand wünschte gar oft, sich mit ihrem Geliebten über all dies auszusprechen, ihn zum Einschreiten zu bewegen. Er jedoch entzog sich ihrem Vorhaben, oder aber er ergriff offen Solanges Partei. George gab sich

vergebens Mühe, ihrer Tochter Herr zu werden. Weit eher würde sie sich selbst dabei aufgerieben haben angesichts der Härten dieses Charakters, der in vieler Hinsicht dem ihren so ähnlich war.

Am meisten litt Chopin unter diesen Mißhelligkeiten, da er sich nie durch Gesprochenes, leichthin abgegebene Erklärungen Luft machen, sondern sich einzig in seiner Musik aussprechen konnte. Seine Nervosität nahm zu. Dienstbotengeschichten konnten ihn bis zu Tränen bringen. Er sah nicht ein, daß man einen alten Diener entlassen könne, und nun war es gerade Mme. Sand, diese treffliche *Kommunistin*, die unter der Dienerschaft gründlich säuberte. Es war ein Jammer. Friedrichs alter polnischer Diener mußte verabschiedet werden, „weil er den Kindern nicht gefiel" (nämlich Moritz und Augustine). Dem alten Gärtner Pierre ward nach vierzigjähriger Dienstzeit aufgesagt. Dann kam Françoise, das Zimmermädchen, an die Reihe, der George doch immerhin eines ihrer Werke gewidmet hatte. „Gebe Gott", schrieb Friedrich seiner Schwester, „daß die neuen (Bediensteten) dem jungen Herrn und der Cousine gefallen." Chopin war müde, und wenn er müde war, fehlte es ihm an guter Laune, „was dann auf alle abfärbte". Er fühlte sich alt.

Auch George fühlte sich alt. Sie war zweiundvierzig. Und als sie eine Stelle ihrer *Lukrezia Floriani* niederschrieb, war sie so stark mit sich selbst beschäftigt, dachte so sehr an ihren ersten



Geliebten, daß sie zum ersten Male seit fünfzehn Jahren das kleine Wäldchen, das sie von ihrem Fenster aus sehen konnte, wieder aufsuchte, den Schauplatz ihrer Stelldichein mit Jules Sandeau. In diesem *geheiligten Wäldchen* war im Jahre 1831 ihre Flucht aus dem ehelichen Hause beschlossen worden. Hier suchte und fand sie einen Baum wieder, unter dem ihr Geliebter sie gewöhnlich erwartet hatte. Die Initialen ihrer Namen, in die Rinde eingeschnitten, waren noch schwach sichtbar. „Sie ließ ihre erste Liebesleidenschaft in allen Einzelheiten an ihrem Geiste nochmals vorüberziehen und verglich sie mit ihrer letzten; nicht etwa weil sie gedachte, zwei Männer einander gegenüberzustellen, sie kaltblütig abzuurteilen, vielmehr um ihr eigen Herz zu prüfen, was es an Leidenschaft noch zu empfinden und an Schmerz noch zu ertragen imstande sein möchte ... Bin ich noch immer fähig, zu lieben? Gewiß, mehr denn je, denn dies ist die Quintessenz meines Lebens, wie auch, daß ich mich durch den Schmerz intensiver leben fühle; vermöchte ich nimmer zu lieben, würde ich nimmer zu leiden vermögen. Ich leide, also liebe und lebe ich." Gleichwohl empfand sie, auf irgend etwas verzichten zu müssen. Worauf jedoch? Auf erhofftes Glück? „In einem gewissen Alter", so schloß sie ihren Gedankengang, „gibt es einzig noch Glück, das man gewährt. Ein anderes zu suchen, ist Unsinn... Nun ward die Floriani von unendlichem Schmerze ergriffen, indem sie für im-

mer von den ihr teuern Illusionen Abschied nahm. Aufgelöst in Tränen, wand sie sich am Boden."

Dieser Nachsommer 1846 war eine schwere Zeit, eine Zeit der Krisen. Auch am Himmel tobten Gewitter. Gleichwohl arbeitete Chopin. Er schrieb den Zärtlichgeliebten nach Warschau; berichtete ihnen lauter Dinge, mit denen man einen Brief zu füllen pflegt, wenn man seine Gefühle verbergen will: die Giraffe im Jardin des Plantes war verendet; in der *Italienischen Oper* in Paris hatte man bereits wieder zu spielen begonnen; Leverrier hatte einen neuen Planeten entdeckt; in London Herr Faber (Professor der Mathematik) einen witzigen Automaten konstruiert, der eine Weise von Haydn und das *God save the Queen* wiedergab. „Ich spiele und schreibe wenig. Mit meiner Sonate mit Cello bin ich bald zufrieden, bald unzufrieden. Ich werfe sie in eine Ecke und ziehe sie dann wieder hervor. Ich habe drei neue Masurken" (H-dur, F-moll, Cis-moll, Opus 63, der Gräfin Czosnowska gewidmet; es sind dies mit Opus 65 Chopins letzte Werke). „Während der Arbeit glaubt man, sie sei gut, weil man ja sonst nicht schreiben würde. Erst nachher kommt die Reflexion, und man verwirft oder behält bei. Die Zeit ist die beste Zensur und die Geduld der beste Lehrmeister. Ich erwarte bald einen Brief von Euch, bin aber unbesorgt, weil ich weiß, daß es Euch bei Eurer zahlreichen Familie schwer ankommt, Euch zu



versammeln, um mir ein Wörtchen zu schreiben, umsomehr, als die Feder uns nicht genügen kann. Ich weiß nicht, wie viele Jahre nötig sein würden, um uns auszuplaudern, *pour être au bout de notre latin* – wie man hier zu sagen pflegt. Daher soll es Euch weder wundern noch betrüben, wenn kein Brief von mir da ist, weil die Ursache dann die gleiche ist wie bei Euch. Eine gewisse Unannehmlichkeit ist mit dem Vergnügen, Euch zu schreiben, immer verbunden; es ist dies die Überzeugung, daß es zwischen uns eigentlich keine Worte gibt, kaum Dinge... Allem Anschein nach wird der Winter kein schlimmer sein, und wenn ich mich schone, wird es mir gehen wie im vergangenen. Ich werde Gott dafür danken, wenn es nicht ärger sein wird. Wie vielen Menschen geht es noch schlechter. Allerdings gibt es auch solche, denen es besser geht, aber an die will ich garnicht denken."

Hat man den Ausspruch beachtet: „umsomehr, als die Feder uns nicht genügen kann..." Dies war es, was vornehmlich Chopins Klagen dämpfte. George genügte die Feder. Da man nicht glücklich zu sein vermochte, benahm man sich in Friedrichs Umgebung geräuschvoll. Man spielte Komödie, stellte Lebende Bilder, führte Scharaden auf. Die Pantomime, für die sich bald alle Gäste begeisterten, war Chopins Erfindung. Er war es, der den Klavierpart innehatte und improvisierte, während die jungen Leute, unterstützt von Arago und Louis Blanc, drollige Tänze aufführten. Nie-

mand war sich jedoch darüber im Zweifel, daß es zwischen George und Friedrich zum Bruche kommen mußte. Lange schon schwieg das Begehren. Zärtlichkeit und Zuneigung waren nurmehr auf einer Seite vorhanden. Mit den Tränen im *geheiligten Wäldchen* um ihre entschwundene Jugend hatte George ihre letzten geweint.

Künftig würde sie nur noch Mutter sein, unerbittlich nur Mutter, und einzig die ihrer *zwei* Kinder. Sie gedachte jetzt, Solange zu verheiraten. Zwei oder drei Bewerber fanden sich nacheinander in Nohant ein: Victor de Laprade, alsdann ein junger Mann aus der Umgegend, mit dem Solange leichthin flirtete.

Eines schönen Tages kam es schließlich aus geringfügigem Anlasse zwischen Moritz und Chopin zu einem Disput, zu einem jener ernsten, nicht wieder gutzumachenden Wortwechsel. Sie beleidigten einander mit Erbitterung. Kurz darauf umarmten sie sich zwar wieder, „das Sandkorn aber war in den stillen See gefallen, und allmählich fielen die Kieselsteine einer nach dem andern hinein", schrieb George. Bald begann es erneut. Moritz erklärte, nicht mehr mittun, das Haus verlassen zu wollen. Seine Mutter schlug sich natürlich auf seine Seite. Betreten sah Chopin zu Boden. Nun würde freilich er gehen müssen. Niemand machte Miene, ihn zurückzuhalten.

In den ersten Novembertagen brach er auf. Vor siebeneinhalb Jahren war er mit schon recht zerrütteter Gesundheit zum ersten Male in Nohant



eingetroffen. An sich mochte dies wenig besagen bei geistiger Rüstigkeit. Jedoch dieser Spätherbsttag hatte nun auch den seelischen Zusammenbruch bewirkt.

In Decken gehüllt, sah man den Kranken in die Kalesche steigen. Mit seiner blassen, dürren Hand winkte er noch einmal im Scheiden. Niemand begriff den Sinn dieses letzten Grußes; wohl kaum er selbst. Er sollte dem Tode entgegengehen.

## XVI

## GESCHICHTE EINES BRUCHES

In Paris waren viele krank. Grzymala hatte siebzehn Tage nicht zu schlafen vermocht; Delacroix, leidender denn je, schleppte sich trotz alledem ins Luxembourg. Auch Chopin versuchte, etwas vorzutäuschen, wie er es während all der letzten Jahre getan. Schließlich aber war er doch gezwungen einzugestehen, er habe nicht mehr den Mut, sich auch nur für einen Augenblick von seinem Kamin zu entfernen. Dann kam der Neujahrstag 1847. Er übersandte George die üblichen Bonbons nebst seinen Glückwünschen und ließ sich, ganz in Mäntel eingemummt, zu den ihm befreundeten Czartoryskis ins Hôtel Lambert geleiten.

In Nohant tat man, als sei man glücklich. Die Pantomime war Trumpf. Man malte Dekorationen, nähte Kostüme. Auch diese so *einige* Familie spielte ihre Komödie. Plötzlich jedoch brach man ab, um zu Anfang Januar nach Paris zurückzukehren, Herrn des Préaulx, den Verlobten Solanges, im Stiche lassend. Und kaum wohnte man wieder vier Wochen am Square



d'Orléans, so bekam alles wiederum dadurch ein anderes Gesicht, daß ein neuer Handelnder den Schauplatz betrat: der Bildhauer Clésinger. Er war dreiunddreißig Jahre alt, ungestüm, sanguinisch, enthusiastisch, hatte sich soeben erst durch Kunstausstellungen bekannt gemacht und sogleich Ruhm geerntet. Er hatte darum gebeten, eine Büste Mme. Sands modellieren zu dürfen, kam ins Haus, sah Solange und verliebte sich sogleich in sie. Fast ebenso rasch war sie für ihn entflammt. Die beabsichtigte Ehe mit Herrn des Préaulx wurde auf ewige Zeit vertagt, trotz aller Bestürzung Georges, die sehr fatale Auskünfte über den Bildhauer erhalten hatte. „Ein geräuschvoller und liederlicher Herr, ehemals Kürassier, nunmehr ein großer Bildhauer, der sich überall wie im Unteroffizierkasino und im Atelier benimmt", wußte Arsène Houssaye zu berichten. Jegliche Entscheidung ward vorerst hinausgeschoben. Die Romanschriftstellerin reiste mit ihrer Tochter Anfang April, gleich nach den Ostertagen, wieder nach Nohant.

Chopin nahm die Begebenheiten sofort mit Zurückhaltung auf. Zunächst, da er bedauerte, die zuvor geplante Ehe, die ihm angemessen und sympathisch erschien, scheitern zu sehen. Sodann, weil er dem „Steinmetzen", so bezeichnete er Clésinger, aus instinktiver Abneigung feindselig gegenüberstand. Er schrieb seinen Angehörigen: „Sol heiratet noch nicht, denn als man zu den Verträgen schreiten wollte, verlor sie die Lust.

Ich bedauere dies sehr, und der Jüngling (Ferdinand des Préaulx) dauert mich, da er sehr ehrenwert und verliebt ist. Immerhin besser, daß es vor der Heirat so gekommen ist als nachher. Angeblich soll alles hinausgeschoben sein, ich weiß jedoch, wie es sich damit verhält." George vertraute ihre Besorgnisse einem Freunde an: „In sechs Wochen hat sie mit einer Liebe gebrochen, die sie kaum erprobte, um sich einer anderen zu überlassen, die sie leidenschaftlich erwidert. Sie gelobte sich dem einen an, gibt ihm nun den Laufpaß und heiratet den andern. Das ist bizarr, ist vor allen Dingen kühn, schließlich aber ihr gutes Recht, und das Schicksal ist ihr hold. Einer bescheidenen und geruhigen Ehe zieht sie eine glänzende und leidenschaftlich bewegte vor. Solange dominiert gänzlich und schleppt mich Ende April nach Paris... Arbeit und Aufregung füllen all meine Tage und alle meine Nächte aus... Diese Heirat muß schleunigst, einer Überrumpelung gleich, zustandekommen. Übrigens vertraue ich Ihnen hiermit ein *tiefes* Geheimnis an, wovon selbst Moritz nichts weiß (er ist in Holland)."

Chopin vor allem durfte nichts erfahren, Chopin, den man nun von jeglicher Beteiligung an allzu intimen Familienangelegenheiten ausschloß. George kam sich diesmal von diesem ungebärdigen Clésinger wahrhaft kommandiert vor, der um jeden Preis durchsetzen wollte, was er vorhatte. Urplötzlich tauchte er in La Châtre auf, gab sich in den Waldungen Rendezvous mit Solange und



verlangte eine entscheidende Antwort von ihr. Selbstverständlich erhielt er ihr Jawort, da sie ihn liebte. George war trotz ihrer Besorgnisse und ihres Entsetzens genötigt nachzugeben. Am 16. April rief sie ihren Sohn zu Hilfe, denn sie hatte Angst, empfand das Bedürfnis, beruhigt zu werden. Am Schlusse ihres Briefes fügte sie an: „Kein Wort von all dem zu Chopin, dies geht ihn nichts an, und wenn der Rubikon überschritten ist, richten die *Wenn* und die *Aber* nur Unheil an."

Wenn der Rubikon überschritten ist... Ein weiteres Mal! Wie oft hatte sie ihn wohl in ihrem Leben bereits überschritten, diese seit langem schon an ein Abbrechen von Verbindungen Gewöhnte? Gleichwohl tat sie, als sähe sie nicht, daß sie am Scheidewege ihrer langen Liaison stand. Solanges Heirat, diese mit dem eigenen Liebeserleben schließlich nur äußerlich verquickte Tatsache, sie war die Planke geworden, an die sich des Pianisten Hand noch klammerte und die George nun mit einem Fußtritt zurückstieß.

Chopin hörte über die Vorgänge munkeln; er äußerte jedoch nichts, erkundigte sich bei niemand. Er wartete darauf, daß das Vertrauen sich wieder einstelle. Wenn er sich auch über all die Geheimniskrämerei wunderte, wenn er selbst das Wohlüberlegte und Kindische dieses Bruches erriet, den heute seine Freundschaft entgelten mußte, so ließ er doch nichts durchblicken. Wie stets mußte er freilich die schweigend ertragenen

Schmerzen gesundheitlich büßen. Er wurde schwerkrank. Nun pflegte ihn aber George nicht mehr, sondern die Fürstin Marzellina Czartoryska. Diese sandte einen Krankheitsbericht nach Nohant. „Auch diesen Kummer noch zu allem übrigen", schrieb George am 7. Mai zurück. „Ist er wirklich ernstlich krank? Schreiben Sie mir, ich verlasse mich darauf, daß Sie mir die Wahrheit sagen und ihn pflegen." Um die gleiche Zeit schrieb sie nichtsdestoweniger recht gelassen in ihr *Journal:* „So bin ich denn bei eiserner Gesundheit 45 Jahre alt geworden, habe Schmerzvolles durchlebt, allein dies verschafft mir *nur ein paar verdrießliche Stunden, die am anderen Tage vergessen sind ... Heute befinde ich mich seelisch und auch körperlich wohl.*" War sie nun aufrichtig an dem Tage, da sie dies niederschrieb, oder am folgenden, am 8. Mai, als sie Mlle. de Rozières gegenüber erklärte: „Ich bin krank vor Unruhe, und während ich Ihnen schreibe, schwindelt mir. In einem Augenblicke wie dem gegenwärtigen, da ich nicht einmal Moritz da habe, um den Anstand zu wahren und seine Schwester vor jedem unlauteren Ansinnen zu beschützen, vermöchte ich meine Familie nicht zu verlassen. Ich leide sehr, dessen seien Sie versichert. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie inständig darum. Berichten Sie Chopin von mir, was Sie für ratsam erachten. Gleichwohl wage ich nicht, ihm zu schreiben, ich fürchte, ihn aufzuregen, ich fürchte, Solanges Heirat möchte ihm sehr mißfallen und daß es ihn



jedesmal, wenn ich ihm davon spreche, äußerst unangenehm berührt. Dennoch habe ich sie ihm nicht verheimlichen können und habe so handeln müssen, wie ich es getan. Ich kann Chopin nicht zum Oberhaupt und Berater der Familie machen, denn meine Kinder würden damit nicht einverstanden sein, und meine eigene Autorität wäre dahin."

Wenn es sich um ihre Autorität handelte, hätte sie sich deren früher bewußt werden müssen. Wenn es sich darum handelte, Chopins Gesundheit zu schonen, so war es auch hierfür jetzt zu spät. Selbst die Widersprüche in ihrem Briefe fielen ihr nicht auf. Der arme große Künstler verharrte bei seinem Entschlusse, sich schweigend und im höchsten Grade stolz zu verhalten.

George indessen hatte soeben ihre *Lukrezia Floriani* veröffentlicht, ein Buch, das bereits die Begräbnismusik ihrer Liebe war. Allein Chopin fuhr fort, in diesem Werke auch fernerhin nur „schöne männliche und weibliche Charaktere, viel Natürlichkeit und Poesie" zu sehen. Dies mußte sie nötigen, noch in anderer Weise zu beichten, sich noch deutlicher auszudrücken. Denn sie empfand stets die zwingende Notwendigkeit in entscheidenden Augenblicken des Beginnens oder Zuendegehens einer Liebe, sich vertraulich rechtfertigend über die Beweggründe ihres Handelns auszusprechen. Wer würde diesmal noch die Erklärungen ihres kranken Hirnes entgegennehmen müssen, wem konnte sie das Er-

schlaffen eines Körpers offenbaren, den künftighin nur noch nach recht geringer Sättigung verlangte? Vor acht Jahren hatte sie dem Grafen Grzymala geschrieben, um ihn wissen zu lassen, wessen sie fähig und daß ein Herz wie ihres nacheinander den allerverschiedensten Stadien der Leidenschaft gewachsen sei. Da nun der Umkreis der Liebe völlig durchlaufen war, schien es begründet und auch zweckmäßig, bei hereinbrechender Nacht haltzumachen. So nahm sie denn einen Bogen Papier und schrieb dem selben Vertrauten – dem der ersten und letzten Stunde – folgende Zeilen:

„Den 12. Mai 1847

Dank, mein teurer Freund, für Deine gütigen Briefe. Daß er erkrankt war, wußte ich bereits, wenn auch nur unzuverlässig und unbestimmt, vierundzwanzig Stunden vor dem Briefe der guten Fürstin. Danke diesem Engel auch in meinem Namen. Was ich während dieser vierundzwanzig Stunden gelitten habe, kann ich Dir unmöglich beschreiben ... was aber auch vorgefallen wäre, ich hätte mich der Lage wegen, in der ich mich befand, nicht zu rühren vermocht.

Schließlich, für diesmal ist er ja noch bewahrt geblieben, allein wie düster wird sich in dieser Hinsicht die Zukunft für mich gestalten!

Ich weiß noch nicht, ob meine Tochter sich hier in acht Tagen oder in Paris in vierzehn verheiraten wird. Ich werde auf alle Fälle Ende des



Monats einige Tage in Paris weilen, und wenn Chopin transportierbar ist, werde ich ihn nach hier mitnehmen. Lieber Freund, ich bin mit der Heirat meiner Tochter so zufrieden wie nur möglich, da sie ganz in Liebe und Wonne schwimmt und weil Clésinger sie zu verdienen, sie leidenschaftlich zu lieben und ihr die Existenz zu begründen scheint, die sie ersehnt. Gleichviel, man leidet sehr, wenn man solch einen Entschluß faßt.

Ich nehme an, daß Chopin in seiner Abgeschiedenheit auch darunter gelitten haben muß, nichts zu erfahren, von nichts zu wissen und in keiner Hinsicht seinen Rat erteilen zu können. Jedoch in realen Angelegenheiten des Lebens können seine Ratschläge unmöglich erwogen werden. Nie hat er weder Tatsachen im wahren Lichte gesehen, noch die menschliche Natur in irgendeinem Betracht begriffen. Sein Gemüt geht ganz in Poesie und Musik auf, und er vermag nichts zu ertragen, was ihm nicht wesensverwandt ist. Außerdem würde sein Einfluß auf meine Familienangelegenheiten für mich den Verlust aller Autorität meinen Kindern gegenüber und all ihrer Liebe bedeuten.

Plaudere mit ihm und versuche, ihm ganz allgemein begreiflich zu machen, daß er davon absehen müsse, um sie besorgt zu sein. Wenn ich ihm sage, daß Clésinger (den er nicht liebt) unsere Zuneigung verdient, so wird er ihn nur umso mehr hassen und sich Solanges Haß zuziehen. Dies alles ist schwierig und mißlich, und ich

kenne kein Mittel, ein krankes Gemüt zu beruhigen und zu heilen, das die zu seiner Genesung unternommenen Bemühungen erzürnen. Der Schmerz, der diesen Armen seelisch und körperlich peinigt, reibt mich lange schon auf, und nun sehe ich ihn dahinsiechen, ohne daß ich ihm je Gutes zu erweisen vermocht hätte, da er mir eine beunruhigende, eifersüchtige und mißtrauische Liebe entgegenbringt, welche die Hauptursache seiner Trübsal ist... Seit sieben Jahren lebe ich mit ihm und mit den andern wie eine Jungfrau; ich bin vorzeitig gealtert, und zwar weder infolge von Anstrengungen noch Opfern, so sehr war ich der Leidenschaften müde, enttäuscht und ohne Heilmittel. Wenn eine Frau auf der Welt ihm das unbedingteste Vertrauen hätte einflößen müssen, dann ich, und er hat dies niemals eingesehen. Ich weiß, daß viele Leute mich beschuldigen, die einen, ihn durch das Ungestüm meiner Sinne entkräftet, die anderen, ihn durch meine tollen Streiche zur Verzweiflung gebracht zu haben. Ich glaube, Du weißt, wie es sich damit verhält. Er, er beklagt sich bei mir, ich hätte ihn dadurch zugrunde gerichtet, daß ich mich ihm entzog, während ich mir bewußt war, ihn zu töten, wenn ich anders gehandelt hätte. Sieh, welches meine Lage angesichts dieses unheilvollen Freundschaftsverhältnisses ist, wobei ich jede Gelegenheit ergriff, mich zu seiner Sklavin zu machen, sofern ich solches vermochte, ohne ihn meinen Kindern in unmöglicher und sträflicher Weise vorzuziehen;



wobei es eine so peinliche und ernste Sache war, mir den Respekt, den ich meinen Kindern und meinen Freunden einflößen mußte, zu erhalten. Ich habe, was diese Freundschaft betrifft, Wunder an Geduld vollbracht, deren ich mich nicht fähig hielt, ich, die keine Heilige wie die Fürstin war. Ich bin beim Martyrium angelangt; allein der Himmel ist unerbittlich mir gegenüber, als hätte ich große Verbrechen zu sühnen, denn inmitten all der Anstrengungen und Opfer stirbt der, den ich durchaus keusch und mütterlich liebe, als Opfer der tollen Anhänglichkeit, die er mir entgegenbringt.

Wolle Gott in seiner Güte, daß meine Kinder wenigstens glücklich würden, das heißt gut, edelmütig, und in Frieden mit ihrem Gewissen lebten, denn was das Glück betrifft, an ein solches auf dieser Welt glaube ich nicht, und das Gesetz von oben ist so streng in dieser Hinsicht, daß es beinahe ruchlose Empörung bedeutet, darauf bedacht zu sein, nicht unter allen äußeren Dingen zu leiden. Die einzige Kraft, zu der wir unsere Zuflucht nehmen können, ist der Wille, unsere Pflicht zu erfüllen.

Sprich mir von unserer Anna, und grüße sie von Herzen von mir, und dann verbrenne meinen Brief. Ich lege Dir einen für den wackeren Gutmann bei, dessen Adresse ich nicht weiß. Händige ihm diesen nicht im Beisein von Chopin aus, der noch nichts davon weiß, daß man mir sein Kranksein mitgeteilt hat, und der wünscht,

daß ich nichts davon erfahre. Diesem ehrenwerten und edelmütigen Herzen ist es stets neben schmerzlichen Verirrungen, die ihn töten, um tausend erlesen zartfühlende Dinge zu tun. Ach! wenn Anna eines Tages mit ihm sprechen könnte, sein Innerstes zu ergründen, um ihn zu heilen. Allein er verschließt sich seinen besten Freunden hermetisch. Adieu, Teurer, ich liebe Dich. Rechne damit, daß ich trotz meiner Leiden stets Mut, Ausdauer und Ergebenheit haben und mich nicht beklagen werde. Solange umarmt Dich.

George"

Welche Widersprüche noch immer, und wie unwahr diesmal jeder Satz klingt. Das einzig Unbezweifelbare, was die Schreiberin unabsichtlich durchblicken läßt, ist ihre innere Unruhe bezüglich der Angelegenheiten ihrer Tochter und der Entschluß, mit Chopin zu brechen. Erneut wand sie sich unter den Wehen der Befreiung, und eine Frau, die solche Wehen durchmacht, setzt sich über alles hinweg. Auch geschah es eigentlich ohne ihr Zutun – vielleicht weil in Dingen der Liebe wie in jenen der Kunst eine gewisse Symmetrie, ein geheimnisvoll abrundender Ausgleich zu walten pflegt – daß heute eine letzte *Assoziation*, die sich vor nunmehr fast neun Jahren zum ersten Male eingestellt hatte, einen abschließenden Brief an den selben Empfänger bewirkte. Diese annähernd neun Jahre stellen den Ausgleich zwischen beiden Schreiben



vollkommen her, deren erstes das Verlangen nach Vereinigung zweier grundverschiedener Seelen unter Vergewaltigung der Natur bekundete, und deren letztes bezweckte, den schlecht gewählten Partner wieder loszuwerden, der „ganz in Poesie und Musik" aufging, dem praktische Lebenserfahrung und Forderungen des Fleisches ein Wolkenkuckucksheim blieben. Es hätte keinen Zweck, einen so durchsichtigen Konflikt weiterhin zu kommentieren. Ich glaube gerecht zu sein, wenn ich keiner der beiden Parteien weder recht noch unrecht gebe. Eine jede hatte anfänglich ihr Teil eingebracht, und diejenige, die das ihre am ersten aufgezehrt, hielt sich, wie nun einmal so oft, an das, um was die andere reicher war. George mußte die stärkere bleiben, weil sie nichts mehr zu verlieren, und Chopin mußte zusammenbrechen, weil ihn gerade sein Reichtum zugrunde gerichtet hatte.

Am 20. Mai wurde Solange schleunigst, fast verstohlenerweise in Nohant getraut. Herr Dudevant war bei dieser bizarren Eheschließung zugegen, bei der seine Tochter nichteinmal ihren richtigen Namen auf dem Standesamte eintrug, sondern mit dem Pseudonym ihrer Mutter unterzeichnete. Und diese mußte man, da sie sich eine Muskelzerrung zugezogen hatte, zur Kirche tragen. „Nie verlief eine Hochzeit weniger fröhlich", äußerte sie. Alles war schlimmer Vorbedeutungen voll. Ferner handelte es sich auch noch um die Verlobung Augustines, der Freun-

din von Moritz, die der junge Mann mit seinem Kameraden, dem Maler Théodore Rousseau, verheiraten wollte. Seltsame Dinge ereigneten sich nun. Unter irgendeinem nichtigen Vorwande ward Augustines Verlobung plötzlich aufgehoben; in Wahrheit aber einer Rache Solanges zufolge. Da sie ihre Cousine haßte und ihrem Bruder grollte, klärte sie Rousseau über die angeblich zwischen beiden bestehenden Beziehungen auf. Er brach daher. George war empört darüber und beklagte sich bitter. Nun kehrten Clésingers, die seit einem Monat verheiratet waren, nach Nohant zurück, ließen die Maske fallen, und jetzt kam es, George und deren Sohn auf der einen, der Bildhauer und dessen Frau auf der anderen Seite, zu unerhört heftigen Szenen.

„Man hätte sich hier beinahe wechselweise umgebracht", berichtete die unglückliche Sand Mlle. de Rozières. „Mein Schwiegersohn hat einen Hammer gegen Moritz erhoben und hätte ihn vielleicht getötet, wenn ich mich nicht eingemischt haben würde, indem ich meinen Schwiegersohn ins Gesicht schlug und von ihm einen Faustschlag auf die Brust erhielt. Wären der Pfarrer, der da war, Bekannte und ein Diener nicht handgreiflich eingeschritten, so hätte ihn Moritz, mit einer Pistole bewaffnet, auf der Stelle getötet. Solange schürte das Feuer mit grausamer Kaltblütigkeit, nachdem sie diese beklagenswerten Wutausbrüche durch Klatschereien, Lügen und unausdenkbar schändliche Verleumdungen heraufbeschworen



hatte, ohne daß dies durch das geringste Foppen, das mindeste Unrecht von Moritz oder von sonst irgend jemand begründet gewesen wäre. Dies abscheuliche Paar, das bis über die Ohren in Schulden steckt, ist gestern Abend abgereist, schamlos frech triumphierend und einen Skandal hinterlassend, von dem sich die Leute hier niemals werden zu erholen vermögen. Mit einem Worte, drei Tage lang herrschte in meinem Hause ein Zetermordio. Ich will sie nie wieder sehen, nie wieder dürfen sie sich bei mir blicken lassen. Sie haben das Maß voll gemacht. Mein Gott, ich hatte nichts getan, um solch eine Tochter zu verdienen.

Es würde recht nötig gewesen sein, daß ich Chopin einen Teil des Vorgefallenen berichtet hätte; ich fürchtete indessen, er möchte mitten in eine Katastrophe hineingeraten und darüber aus Schmerz und Ergriffensein sterben. Teilen Sie ihm nicht mit, wie weit hier die Dinge getrieben worden sind; man wird es ihm zu verschweigen suchen, wenn dies möglich ist. Sagen Sie ihm nicht, daß ich Ihnen geschrieben habe, und wenn Herr und Frau Clésinger sich ihres Benehmens nicht brüsten, so behalten Sie alles für sich ...

Ich muß Sie um einen Dienst bitten, meine Liebe. Nehmen Sie unbedingt die Schlüssel meiner Wohnung an sich, sobald Chopin ausgezogen sein wird (sofern er es nicht bereits ist), und lassen Sie weder Clésinger noch seine Frau noch irgendwen von ihrer Seite hinein. Das sind Diebe

par excellence, und mit erstaunlicher Sicherheit im Auftreten würden sie mich selbst ohne Bett lassen. Von hier haben sie sogar Steppdecken und Leuchter mitgenommen..."

Es ist sehr wichtig, zweierlei zu beachten. In diesem ersten Briefe an Mlle. de Rozières vermutet die Sand, Chopin habe die Wohnung am Square d'Orléans bereits verlassen oder sei doch im Begriffe, es zu tun. Man wird sofort einsehen weshalb. Beim zweiten – der sogleich folgt – muß man sich das Datum, den 25. *Juli*, merken. Diese Indizien werden dazu dienen, eine zunächst verwirrt erscheinende Sachlage in bestimmter Weise aufzuklären, die übrigens recht leicht zu entwirren ist, wenn man die gegebenen Anhaltspunkte nicht außer acht läßt.

„Nohant, den 25. Juli.

Liebe Freundin, ich bin unruhig, erschrak, ich erhalte seit mehreren Tagen keine Nachrichten von Chopin, ich weiß nicht seit wievielen Tagen, denn bei dem Kummer, der mich bedrückt, achte ich der Zeit nicht. Allein es ist schon zu lange her, wie mich dünkt. Er wollte abreisen, und nun kommt er plötzlich nicht, schreibt nicht. Hat er sich aufgemacht? Ist er irgendwie abgehalten, krank? Wenn er ernsthaft krank wäre, schrieben Sie es mir dann angesichts seines sich verlängernden Leidenszustandes nicht? Ich würde bereits abgereist sein, fürchtete ich nicht, seinen Weg zu kreuzen, und wenn es mir nicht davor



graute, mich in Paris dem Hasse derjenigen auszusetzen, die Sie mir so gut, so zärtlich gesinnt glauben...

Mitunter denke ich, um mich wieder zu beruhigen, Chopin liebe sie weit mehr als mich, schmolle mit mir und ergreife ihre Partei.

Dies würde mir hundertmal lieber sein, als ihn krank zu wissen. Sagen Sie mir ganz offen, wie es sich damit verhält, und wenn ihn die abscheulichen Bosheiten, die unglaublichen Lügereien Solanges beherrschen, meinetwegen! Wofern er wieder gesund wird, soll mir alles gleichgültig sein."

Chopin hatte zu sehr gelitten, bereits zu sehr entsagt, um zurückzukehren, sich durch das Geschrei dieser beraubten Mutter, dieser abgehärteten Geliebten wieder einfangen zu lassen. Er wollte ihr Mitleid nicht. Er bemitleidete sie nicht einmal selbst. Solange suchte ihn auf. Es bedurfte ihrerseits nicht viel, ihn zu überzeugen, daß sie recht habe, so sehr hatten sich seine Vermutungen und sein Mißtrauen verdichtet. All die Geheimniskrämerei, die man ihm zumutete, barg sie nicht noch andere Verrätereien, andere Versuche loszukommen? Seine Langmut schlug plötzlich in wahren Ekel um. „„Auch die Zypressen haben ihre Capricen'", äußerte er. Dies war seine einzige Klage. Er schrieb George, jedoch weder sein Brief noch der, den er als Antwort erhielt, sind uns erhalten geblieben. Die Liebenden, die einander acht Jahre ihres Lebens gewidmet hatten,

sahen davon ab, die Schriftstücke des letzten Ausklanges unter ihren Papieren zu bewahren. Kennen wir jedoch auch den Wortlaut ihres brieflichen Sichscheidens nicht, so besitzen wir dafür dessen Widerhall.

Chopin zeigte einzig Delacroix den Abschiedsbrief, den er empfangen. „Es muß zugegeben werden, daß er abscheulich ist", trug dieser, datiert *20. Juli*, in sein *Tagebuch* ein. „Die unerbittlichen Leidenschaften, die lange verhaltene Ungeduld kommen darin zum Durchbruch; und als Kontrast hierzu, der erheiternd wirken würde, handelte es sich nicht um solch betrübenden Anlaß, spricht dann und wann die Schriftstellerin aus dieser Frau und ergeht sich in Tiraden, die einem Romane oder einer philosophischen Predigt entlehnt zu sein scheinen."

Wenn ich vorhin das Datum des 25. Juli besonderer Beachtung empfahl, an welchem Tage George sich beklagte, verlassen worden zu sein, so geschah es, um eindringlicher hervorzuheben, daß Delacroix bereits fünf Tage früher, also schon am 20. Juli, das Vorhandensein des Briefes, in dem sie die Beziehungen abbrach und den Delacroix als *abscheulich* bezeichnet, in seinem Tagebuch erwähnt. Man kann sich daher mit Fug und Recht über Georges Erstaunen wundern. Hier offenbart sich ihre Doppelzüngigkeit. Und ohne Zweifel sah sie die Wirkung ihres Briefes allzu gut voraus, um auch nur einen Augenblick anzunehmen, Chopin würde nun nach Nohant eilen.



Sie erwartete vielmehr, er werde ausziehen. Indessen war es ihr noch immer darum zu tun, auf falsche Fährte zu locken, sich als Opfer aufzuspielen. Zum Bruche entschlossen, fürchtete sie gleichwohl Chopins Ruhm und seine Freunde sehr, die späterhin den wahren Sachverhalt im Namen der Geschichte aufdecken könnten. In einem dritten Briefe an Mlle. de Rozières schrieb sie daher folgendes:

*(Ohne Datum)*

„... Sterbenskrank, wollte ich mich gerade aufmachen, um nachzusehen, weshalb man mir nicht schreibe. Da erhielt ich endlich mit der Morgenpost einen Brief von Chopin. Ich sehe ein, daß mich mein dummes Herz übertölpelt hat und daß er, während ich sechs schlaflose Nächte in Angst um seine Gesundheit verbrachte, seine Zeit darauf verwandte, mir in Gesellschaft von Clésingers Schlechtes nachzusagen. Das ist wirklich gut. Sein Brief klingt lächerlich wichtigtuerisch, und die Predigten dieses gütigen Familienvaters werden mir in der Tat zur Lehre dienen. Ein Gewarnter wiegt zweie auf; ich werde mich künftighin sehr ruhig verhalten unter diesen Umständen.

Viel steckt dahinter, was ich errate, und ich weiß, wessen meine Tochter an Verleumdung fähig ist, weiß, wessen Chopins armes Hirn an Vorurteilen und Leichtgläubigkeit fähig ist... Allein ich sehe nun endlich klar! und ich werde mich danach verhalten; ich werde mich nicht

mehr mit Leib und Seele der Undankbarkeit und Verderbtheit aussetzen. In Zukunft lebe ich friedlich und verschanzt in Nohant, fern von allen auf mich erbitterten Feinden. Ich werde das Tor meiner Festung vor Elenden und Narren schon zu schützen wissen. Ich weiß, daß sie mich mittlerweile in Stücke schneiden. Schon recht! Wenn ihrem Hasse in bezug auf mich Genüge getan sein wird, werden sie sich untereinander zerfleischen.

Ich finde es *prachtvoll* von Chopin, daß er Clésinger, der mich *geschlagen* hat, weil ich seinen Händen einen Hammer entriß, den er gegen Moritz erhob, bei sich sieht, häufig mit ihm verkehrt und ihn lobt. Chopin, von dem jedermann mir sagte, er sei mein treuester und ergebenster Freund! Das ist herrlich! Meine Liebe, das Leben ist voll bitterer Ironie, und diejenigen, die so albern sind, zu lieben und zu glauben, müssen ihr Dasein mit einem schauerlichen Gelächter und verzweifeltem Schluchzen beschließen, wie ich annehme, daß es mir bald ergehen wird. Ich glaube an Gott und die Unsterblichkeit meiner Seele. Je mehr ich leide in dieser Welt, desto gläubiger werde ich. Ich werde mit tiefem Ekel aus diesem vergänglichen Leben scheiden, um mit großer Zuversicht zum ewigen Leben einzugehen..."

Am 14. August schrieb sie ein viertes Mal:

„Ich bin viel ernster krank, als man annimmt, Gott sei Dank! denn ich habe vom Leben genug



und schnüre mein Bündel mit Freuden. Ich bitte Sie nicht um Nachrichten über Solange, ich habe indirekt welche. Was Chopin betrifft, über ihn erfahre ich gar nichts mehr, und ich bitte Sie darum, mir *wahrheitsgemäß* mitzuteilen, wie es ihm geht; nichts weiter. Das übrige interessiert mich durchaus nicht, und ich habe keine Veranlassung, seine Liebe zu betrauern."

Mehrere Stellen dieses Dokumentes weisen eine starke Dosis jenes *Melos* auf, das Chopin so hassenswert fand, und lassen deutlich die Sucht erkennen, sich so pathetisch wie möglich zu gebärden. Zweifellos enthält es daneben auch glaubwürdige Momente. Wahrscheinlich jedoch entsprach es ihrer seelischen Verfassung nicht allzusehr. George Sand hat unter diesem Bruche gelitten, an dem sie schuld war, den sie herbeiführte und dem sie zum Opfer fiel. Wenn die gleichen Aufschreie, wie einst in Venedig, nun nicht mehr zu vernehmen waren, so deshalb, weil zwischen ihrem Erlebnisse mit Musset und jetzt dreizehn Jahre lagen. Vielleicht aber bin ich zu nachsichtig, denn was wollen Jahre bei leidenschaftlich liebenden Herzen besagen? Nein, Altern würde eine schlechte Begründung dafür sein. Die einzig wahre scheint vielmehr die, daß es der Seele dieser Frau nunmehr gänzlich an Vitalität gebrach. War auch für sie die Zeit noch nicht gekommen, da die Blüte der Jahre völlig entschwunden und das Sehnen zu schweigen vermag, wovon wir früher sprachen, so war doch zum min-

desten jene der ersten, ungetrübt klaren Ruhe des Geistes herangerückt, eine ihrem literarischen Schaffen günstige Epoche. Sie fühlte dies so sehr, daß sie eben deshalb sie dazu nützte, das beste ihrer Bücher, *Die Geschichte meines Lebens*, zu beginnen.

Was Chopin betraf, so lag es seiner Wesensart kaum, in Klagen auszubrechen. Selbst in jenen verhängnisvollen Wochen verhielt er sich anbetracht all seiner Pein bewunderungswürdig zurückhaltend. Wie einst, wie stets machte er alles innerlich mit sich ab. Kein Vorwurf kam über seine Lippen. Louis Viardot (dem Gatten der Sängerin), der ihn fragte, gab er lediglich zur Antwort: „Solanges Heirat bedeutet ein großes Unglück für sie selbst, für ihre Familie, ihre Bekannten. Tochter und Mutter wurden hintergangen, und der Irrtum ist zu spät erkannt worden. Warum aber dieses Irrtums wegen, von dem beide befangen waren, nur eine von ihnen beschuldigen? Die Tochter hat eine unpassende Verbindung angestrebt, hat sie zu schließen gefordert; die Mutter hingegen, trägt sie nicht selbst einen Teil der Schuld, da sie einwilligte? Hätte sie bei all ihrem Verstande und all ihrer Erfahrung ein junges Mädchen nicht aufklären sollen, dessen Triebfeder mehr noch der Ärger als die Liebe war? Wenn sie sich einer Täuschung hingegeben hat, dann darf man eines Irrtumes wegen, den man teilte, nicht unbarmherzig sein. Und ich, der ich beide aus tiefstem Herzen bedauere, ich ver-



suche derjenigen von beiden, die mir einzig zu sehen vergönnt ist, etwas Trost zu spenden."

Er beabsichtigte, seine Schwester von diesen Begebenheiten zu benachrichtigen, konnte sich jedoch gleichwohl wiederum nicht sofort dazu entschließen. Manchmal empfindet man es selbst ungemein grausam, gewisse Dinge niederzuschreiben. Schließlich, nachdem er mehrere angefangene Bogen verbrannt hatte, gelang es ihm, das Wesentliche in seinem Weihnachtsbriefe mitzuteilen.

„25. Dezember 1847

Vielgeliebte Kinder! Ich habe nicht gleich geantwortet, weil ich schrecklich beschäftigt bin... Ich habe Euch ... auf dem gewöhnlichen Wege Neujahrsgravüren übersandt... Den Weihnachtsabend verbrachte ich neulich in der prosaischsten Weise, habe jedoch an Euch gedacht. Euch allen die aufrichtigsten Glückwünsche, wie alljährlich...

Sol ist bei ihrem Vater in der Gascogne. Sie hat auf der Durchreise ihre Mutter besucht. Sie weilte mit den Duvernets zusammen in Nohant, wurde jedoch von ihrer Mutter kühl empfangen, die ihr sagte, sie dürfe nach Nohant zurückkehren, wenn sie ihren Mann verlassen wolle. Sol sah ihr Hochzeitszimmer in ein Theater verwandelt und ihr Boudoir in eine Schauspielergarderobe und schreibt mir, ihre Mutter habe nur von Geldangelegenheiten gesprochen. Ihr Bruder habe mit

deren Hund gespielt, und alles, was er ihr zu sagen gehabt, sei gewesen: *‚veux-tu manger quelque chose?‘* ... Gegenwärtig möchte die Mutter den Anschein erwecken, als grolle sie ihrem Schwiegersohne mehr als ihrer Tochter, obgleich sie mir in jenem berühmten Briefe geschrieben hat, der Schwiegersohn sei nicht schlecht, sondern werde nur von Solange so hingestellt. Man könnte glauben, daß sie mit einem Schlage mich und die Tochter loswerden wollte, weil wir ihr unbequem waren. Mit der Tochter wird sie korrespondieren und dadurch ihr Mutterherz beruhigen, das doch der Nachrichten vom Kinde nicht zu entraten vermag, wird auch auf diese Weise ihr Gewissen einlullen.

Sie wird sich einbilden, daß sie gerecht sei, und wird den Glauben aufkommen lassen wollen, daß sie mich vor aller Welt nur aus dem Grunde für ihren Feind erklärt, weil ich die Partei des Schwiegersohnes ergriffen (den sie nur deshalb nicht tolerieren, weil er Solange geheiratet hat, welcher Mariage ich mich nach Kräften widersetzt habe).

Ein merkwürdiges Geschöpf, bei aller Klugheit! Sie ist von einem Wahne ergriffen worden: stiftet Unheil im eigenen Leben und im Leben ihrer Tochter; mit dem Sohne wird es auch nicht gut enden – das prophezeie und unterschreibe ich! Sie möchte zu ihrer Entschuldigung gern etwas gegen diejenigen vorzubringen haben, die ihr wohlwollen, an sie glaubten und ihr nie nahegetreten sind, und die sie nur deshalb nicht um sich sehen kann, weil sie der Spiegel ihres Gewissens sind! So hat sie denn auch kein Wort mehr an mich geschrieben, so wird sie denn auch für diesen Winter nicht nach Paris kommen, hat auch kein Wort über mich mit der Tochter gewechselt. Ich bedauere es durchaus nicht, daß ich ihr geholfen habe, acht der heikelsten Jahre ihres Lebens zu ertragen, jene Zeiten nämlich, da die Tochter und der Sohn bei der Mutter heranwuchsen; ich bedauere nichts von dem, was ich hinunterschlucken mußte, bedauere einzig und allein, daß sie die Tochter, diese so wohlgepflegte, vor so vielen Stürmen bewahrte Pflanze, mit der Mutterhand durch Unverstand und Leichtfertigkeit zerbrochen hat, was man wohl einer zwanzigjährigen, niemals aber einer vierzigjährigen Frau verzeihen kann!

‚Was war und nicht mehr ist, das wird nicht ins Register geschrieben!‘ Mme. S. kann, wenn sie einmal ihr Leben Revue passieren läßt, mir nur ein gutes Andenken bewahren. Einstweilen befindet sie sich aber in dem wunderlichsten Paroxismus einer Mutter, welche die Rolle einer besseren und gerechteren Mutter spielt, als sie in Wirklichkeit ist! Und das ist ein Fieber, gegen das für Köpfe mit einer derartigen Imagination kein Heilmittel vorhanden...

... In den *Débats* erscheint jetzt ein neuer Roman von Mme. S. (in ländlicher Berrichon-Art wie *La Mare au Diable*), der schön beginnt.

Er heißt: *François le Champi*. ... Man spricht auch davon, sie schreibe *Memoiren*; doch hat Mme. S. in einem Briefe an Mme. Marliani erklärt, es handle sich mehr um ihre bisherigen Gedanken über Kunst, Literatur usw. als um das, was man gewöhnlich unter Memoiren versteht. Und in der Tat wäre es auch etwas verfrüht, denn die liebe Mme. S. wird noch viel Merkwürdiges, Schönes und Häßliches erleben, bevor sie alt geworden sein wird ..."

Die Ironie dieser Zeilen ist kaum boshaft zu nennen, und der „Feind", der sie „in Stücke schneiden" würde, war sehr human. Man muß wahrlich bewundern, wie der Künstler sich in der Gewalt hatte. Am gleichen Tage schrieb er überdies an Solange:

„... Wie sehr hat mich das Ergebnis Ihrer beiden Besuche in Nohant betrübt. Jedenfalls, der erste Schritt ist getan. Sie haben Herz gezeigt, und es ist eine gewisse Annäherung erfolgt, da Sie ja gebeten wurden zu schreiben. Die Zeit wird das übrige tun. Sie wissen, daß man nicht alles, was gesagt wird, wörtlich nehmen darf. Wenn man z. B *einen Fremden wie mich* nicht mehr kennen will, so kann solches doch Ihrem Manne nicht passieren, da er ja zur Familie gehört... Ich habe Erstickungsanfälle, Kopfschmerzen und bitte Sie um Verzeihung wegen meiner vielen Streichungen und wegen meines guten Französisch..."

Es ward Januar 1848, Februar; bald waren es



zehn Monate her, seit George und Friedrich sich getrennt hatten. Chopin jedoch genas nicht; ganz im Gegenteil. Das zerreißende Band seiner zärtlichen Liebe hatte nicht nur sein Herz zugrunde gerichtet, sondern auch den ihm allein trostspendenden Quell, seine Musik, versiegen lassen. Von 1847 an, dem *schlechten Jahre*, wie er es bezeichnete, hat Chopin nichts mehr komponiert.

„Sie hat mir keine Zeile mehr geschrieben, noch ich ihr", bekannte er seiner Schwester am 10. Februar. „Ihre hiesige Wohnung ließ sie durch den Hausbesitzer vermieten... Sie spielt auf dem Lande, im Hochzeitszimmer ihrer Tochter, Komödie, betäubt und vergißt sich nach Möglichkeit und wird nicht eher erwachen, bis sie einen Schmerz im Herzen verspürt, das jetzt ganz dem Kopfe das Feld räumen mußte. Ich habe mein Kreuz darüber gemacht. Möge Gott ihr verzeihen, daß sie aufrichtige Anhänglichkeit nicht von Schmeichelei zu unterscheiden vermag. Übrigens erblicke vielleicht nur ich in den andern die Schmeichler, und sie findet ihr Glück dort, wo ich es nicht sehe. Ihre Freunde und Nachbarn begriffen lange nicht, was in letzter Zeit dort vorging, haben sich aber vielleicht jetzt schon daran gewöhnt. Übrigens vermag niemand den Launen einer solchen Psyche nachzuspüren. Acht halbwegs geordnete Jahre – das war zuviel! Gott hat es so gefügt, daß es jene waren, während welcher die Kinder heranwuchsen, und ich weiß nicht, ob die Kinder, wenn ich nicht dort gewesen wäre,

nicht längst bei ihrem Vater geweilt haben würden. Auch Moritz wird bei der ersten besten Gelegenheit zum Vater davonlaufen. Vielleicht sind das aber die Bedingungen ihres Lebens, ihrer schriftstellerischen Begabung, ihres Glückes? Mach Dir darüber keine Sorgen, es liegt bereits so weit zurück. Die Zeit ist ein großer Arzt. Bislang fühle ich mich noch nicht ganz wohl und schreibe daher auch nicht an Euch, denn was ich beginne, verbrenne ich im nächsten Augenblicke. Und ich hätte so viel zu schreiben! Besser daher, überhaupt nichts zu schreiben."

Am 4. März 1848 sahen sie sich ganz zufällig ein letztes Mal. Als Chopin das Haus Mme. Marlianis gerade verlassen wollte, begegnete er der eintretenden Mme. Sand. Sie drückte seine zitternde, eisige Hand. Chopin erkundigte sich bei ihr, ob schon lange Zeit vergangen sei, seit sie Nachrichten von ihrer Tochter erhalten.

„Vor einer Woche", gab sie zur Antwort.

„Haben Sie nicht gestern, vorgestern welche erhalten?"

„Nein."

„Dann teile ich Ihnen mit, daß Sie Großmutter geworden sind. Solange hat ein Töchterchen bekommen, und es freut mich, daß ich Ihnen die Nachricht als erster übermittle."

Hierauf grüßte er und stieg die Treppe hinunter. Unten angelangt, bekam er Gewissensbisse und wollte nochmals hinauf. Er hatte vergessen hinzuzufügen, Solange und das Kind befänden



sich wohl. Er bat jedoch einen Bekannten, der bei ihm war, diese ergänzende Nachricht zu überbringen, denn das Treppensteigen fiel ihm bereits sehr schwer. George kam alsbald selbst mit herunter. Sie hätte gewünscht, das Gespräch auch in anderer Richtung noch fortzusetzen und fragte ihn, wie es ihm persönlich gehe. Er erwiderte, er befände sich wohl, und ließ sich vom Portier die Türe öffnen. „Es gab schlechte Herzen unter uns", äußerte sie später, als sie in der *Geschichte meines Lebens* diesen bedeutsamen Augenblick beschrieb.

Chopin selbst legte Mme. Clésinger über diese unvermutete Begegnung mit ihrer Mutter Rechenschaft ab und fügte hinzu: „Sie schien mir gesundheitlich wohlauf zu sein. Ich bin überzeugt, daß der Triumph der republikanischen Idee sie glücklich macht..."

Seit acht Tagen war tatsächlich die Revolution ausgebrochen. Dem Fürsten Karol mußte sie ganz besonders mißfallen. Er schrieb, wieder an Solange: „Die Geburt Ihres Töchterchens hat mir mehr Freude bereitet als – wie Sie wohl begreifen – die Geburt der Republik."

## XVII

## DER SCHWANENGESANG

SEIT zwanzig Jahren spielte Chopin Versteck mit den Revolutionen. Warschau hatte er einige Wochen vor jener von 1830 verlassen; im Frühling 1831 seinen Plan einer Reise nach Italien wegen Aufständen in Bologna, Mailand, Ancona und Rom aufgegeben. Ein Jahr nach den *Trois Glorieuses* war er dann in Paris angekommen, hatte jedoch noch von seinem Balkone am Boulevard Poissonnière aus das letzte Verhallen des Aufruhrs miterlebt. Damals war Louis-Philippe König von Frankreich geworden. Nach etwas über siebzehn Jahren sollte dieser nun abdanken, seine Regierungszeit somit genau mit der Dauer von Chopins Aufenthalt in Paris zusammenfallen.

1848 ließ sich schlecht für die Künstler an. Sehr schlecht für Chopin mit seiner klaffenden Herzenswunde und der Schwindsucht, die er nicht einmal mehr bekämpfte. Er beschloß, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen und eine Tournee durch Großbritannien anzutreten, die sich Miß Stirling, eine Schottin, die er sehr schätzte, zu



organisieren erbot. Seit vier Jahren war sie Chopins Schülerin. Seine Freunde rieten ihm jedoch, vor seiner Abreise ein letztes Konzert in Paris zu geben. Er ließ sich von der Notwendigkeit dieses Auftretens überzeugen. Es war Anfang Februar.

Innerhalb einer Woche waren sämtliche Eintrittskarten vergriffen: dreihundert Plätze à zwanzig Franken in den Salons Pleyel. „Die ganze vornehme pariser Gesellschaft wird zugegen sein", schrieb er seinen Angehörigen. „Der König hat 10, die Königin 10, die Herzogin von Orléans 10, der Herzog von Montpensier 10 Billette genommen, obwohl Trauer herrscht und niemand von ihnen erscheinen wird. Viele lassen sich für ein zweites Konzert vormerken, das ich gewiß nicht geben werde, weil mich schon das erste langweilt." Und am folgenden Tage fügte er hinzu: „Meine Freunde ... sagten mir ... daß ich mich um nichts kümmern, nur Platz nehmen und spielen müsse... Von Brest und Nantes wurde meinem Verleger geschrieben, er möge Plätze reservieren. Dieses *empressement* wundert mich, und so muß ich heute wenigstens meinem Gewissen zuliebe spielen, weil es mir scheint, daß ich schlechter denn je spiele." (Chopin bereitete sich stets auf seine Konzerte vor, indem er zu Hause Bach spielte.) „Ich werde der Merkwürdigkeit halber mit Franchomme und Alard Mozarts Trio spielen. Es wird keine Plakate und keine Freikarten geben. Der bequem eingerichtete Salon

kann 300 Personen fassen. Pleyel scherzt immer über meine Narrheit und wird, um mich zum Konzert zu animieren, die Treppen mit Blumen schmücken lassen. Ich werde mich wie zu Hause fühlen, und meine Augen werden sozusagen lauter bekannten Gesichtern begegnen... Ich erteile viele Unterrichtsstunden. Ich bin in jeder Hinsicht mit Arbeit überhäuft, tue dabei aber garnichts... Falls Ihr eine Reise macht, werde auch ich mich rühren, denn ich zweifle, ob ich den nächsten Sommer in Paris so werde verdauen können wie den diesjährigen. Wenn uns Gott Gesundheit schenkt, werden wir uns wiedersehen, miteinander plaudern und einander umarmen."

Dieser Brief läßt nicht nur Müdigkeit erkennen. Liest man nicht auch, ich weiß nicht unter welch abgespanntem Lächeln, die Gewißheit eines nahe bevorstehenden Endes heraus? Dieses Sichversammeln der Freunde und Bekannten, diese Atmosphäre von Blumen und Kränzen hat etwas symbolisch Unheilverkündendes an sich. Selbst der Andrang dieser Elite der Gesellschaft und Künstler bekundete eine Besorgnis, etwas wie ein Vorahnen des Erlöschens einer durchaus geruhigen und der Eleganz ergebenen Epoche. Dichter und König sollten entschwinden. Man beeilte sich, die letzten Düfte der ehrwürdigen Lilien Frankreichs und des jungen polnischen Rosenstockes zu erhaschen. Nun brach die Zeit der Triumphe George Sands, der unsauberen Freidenker und der Barbès an.



Dies letzte Konzert Friedrich Chopins fand am 16. Februar statt, eine Woche vor der Abdankung Louis-Philippes. Alles hierbei trug exzeptionellen Charakter. Der Saal war mit Blumen und Teppichen geschmückt worden; die Liste der erlesenen Zuhörerschaft persönlich von Chopin durchgesehen; die englische Kursivschrift des Programmes in Kupferstich auf schönem Papiere wiedergegeben. Man las:

## *ERSTER TEIL*

*Trio von Mozart, für Klavier, Violine und Violoncello. Ausführende: die Herren Chopin, Alard und Franchomme.*

*Arien, gesungen von Mlle. Antonia Molina di Mondi.*

*Nocturne* } *komponiert und gespielt von*
*Barcarolle* } *Herrn Chopin.*

*Arie, gesungen von Mlle. Antonia Molina di Mondi.*

*Etüde* } *komponiert und gespielt von Herrn*
*Berceuse* } *Chopin.*

## *ZWEITER TEIL*

*Scherzo, Adagio und Finale der Sonate in G-moll für Klavier und Violoncello, komponiert von Herrn Chopin und gespielt vom Komponisten und Herrn Franchomme.*

*Neue Arie aus Robert der Teufel von Meyerbeer, gesungen von Herrn Roger.*

*Präludien*
*Masurken*
*Walzer*
} *komponiert und gespielt von Herrn Chopin.*

*Begleiter: die Herren Aulary und de Garaudé.*

Die *Barcarolle* (Opus 60) war die 1846, die *Berceuse* (Opus 57) die 1845 komponierte. Bezüglich des angekündigten *Nocturne* und der *Etüde* ist man heute einzig auf Vermutungen angewiesen. Die *Sonate* für Klavier und Violoncello war das letzte Werk, das Chopin veröffentlichte. Welche *Präludien* und *Masurken* es waren, steht gleichfalls nicht fest. Man weiß jedoch, daß einer der gespielten Walzer der sogenannte „Walzer des Hündchens" (Opus 64, No. 1) gewesen ist.

Chopin trat auf. Obwohl blaß, schien sein Gesicht doch unverändert. Auch sein Spiel verriet keinerlei Erschöpfung, und man war genugsam an die Weichheit und das Unerwartete seines Anschlages gewöhnt, um sich gar nicht zu wundern, daß er im letzten Teile der *Barcarolle* die beiden *fortissimo* verlangten Passagen pianissimo spielte. Man will übrigens wissen, Chopin habe diesen herrlichen Klagegesang gerade für jenen Abend erwählt, diese Erzählung einer Begegnung zweier Liebenden in italienischer Landschaft. Aus nie vereinigten Terzen und Sexten ist ihr Dialog gestaltet, „alles ist zweistimmig, zweiseelig", sein



eigenes Erleben sehr kenntlich kommentierend. „Man wird an eine geheimnisvolle Apotheose gemahnt", hat Maurice Ravel bezüglich dieser Komposition geäußert. Vielleicht stellt sie in der Tat die innere Lösung dar, die Verherrlichung seiner unausgesprochenen, zärtlichen Liebe.

Dies Konzert strengte Chopin so sehr an, daß er nach Beendigung im Künstlerzimmer beinahe ohnmächtig zusammengebrochen wäre. Auf die flammende Begeisterung des Publikums braucht kaum hingewiesen zu werden. „Der Sylphe hat sein Wort gehalten", schrieb die *Gazette Musicale* einige Tage später, „und mit welchem Erfolge, welchem Enthusiasmus! Die Aufnahme, die er fand, die Begeisterung, die er auslöste, sind leichter zu beschreiben, als das Unergründliche eines Spieles, das auf Erden nicht seinesgleichen hat, zu analysieren und einen Begriff davon zu geben. Wenn wir einer Feder gleich jener mächtig wären, welche die duftige Feenwelt Titaniens geschaffen, nicht größer als der Edelstein am Zeigefinger eines Alderman ... nein, es ist schon alles, wenn es uns gelingen würde, die Vorstellung einer schlechterdings idealen Begabung zu vermitteln, bei der das Stoffliche fast keine Rolle mehr spielt. Chopin verständlich zu machen, vermag nur Chopin selbst; alle, die das Konzert am Mittwoch besucht haben, sind hiervon ebensosehr überzeugt wie wir."

Chopin kam am 20. April 1848 in London an und bezog mit seinen drei Instrumenten, einem Pleyel, einem Erard und einem Broadwood, ein komfortables Appartement, 48 Dover Street, Piccadilly. Er war indessen nicht der einzige Künstler, der nach England gekommen; vielmehr hatte sich deren ein ganzer Schwarm vom Kontinent hinübergeflüchtet, da allüberall revolutionäre Bewegungen ausbrachen. Jedoch Miß Stirling und ihre Schwester, Lady Erskine, hatten an alles gedacht, und in der Gesellschaft wie in den Zeitungen sprach man bereits von Chopins Anwesenheit.

Luftveränderung und andere Lebensbedingungen schienen seinen Gesundheitszustand zunächst günstig zu beeinflussen. Er vermochte leichter zu atmen und konnte einige Besuche machen. Er ging ins Theater, hörte Jenny Lind singen und die Philharmoniker spielen, jedoch „das Orchester ist wie ihr Roastbeef oder ihre Schildkrötensuppe: kräftig, gediegen, – aber sonst nichts." Was ihn am unangenehmsten berührte, war das Fehlen jeglicher Proben, denn Chopin verlangte stets, bevor er ein Konzert gab, peinlichstes Einstudieren. Er vermochte sich daher nicht zu entschließen, öffentlich aufzutreten. Übrigens deprimierten ihn auch die politischen Nachrichten sehr, die aus Polen eingetroffen waren. Außerdem bereitete es ihm Kummer, von schlimmen Mißhelligkeiten des Ehepaares Clésinger untereinander, von der Möglichkeit einer



Trennung zu vernehmen, wobei er sogleich an George dachte. „Wenn nur diese unglückliche Mutter nicht Grund haben wird, erneut Tränen zu vergießen!"

Bald befiel ihn abermals Müdigkeit. Er sah sich nämlich genötigt, allabendlich zu sehr später Stunde auszugehen, von morgens an Stunden zu erteilen, um die ihm recht lästige Wohnung, seinen Diener und seine Equipage bezahlen zu können. Er begann wieder, Blut zu spucken. Doch ward er von einigen Mitgliedern der besten Gesellschaft äußerst zuvorkommend empfangen: vom Herzog von Westminster, den Herzoginnen von Sommerset und Sutherland, Lord Falmouth, Lady Gainsborough. Miß Stirling und deren Schwester, die ihn vergötterten, wollten ihn zu all ihren Bekannten schleppen.

Schließlich spielte er zwei- oder dreimal in Salons, den Abend zu zwanzig Guineen; ein Honorar, das „die alte Rothschild" ihn bat, doch etwas zu ermäßigen, „weil in dieser *season* (Juni) mehr *moderation* nötig sei". Eine erste Soiree fand bei der Herzogin von Sutherland statt, zu der die Königin, Prinz Albert, der Prinz von Preußen und über achtzig Mitglieder der Aristokratie, darunter der alte Herzog von Wellington, erschienen. Stafford House, das Palais der Herzogin von Sutherland, hinterließ dem Künstler einen gewaltigen Eindruck. Er gab seine Bewunderung folgendermaßen kund: „Wohl sind alle königlichen Paläste und alten Schlösser groß-

artig, doch weder so geschmackvoll noch so elegant wie Stafford House... Die Treppe ist berühmt durch ihre Pracht... So konnte man auch die Königin bei grandioser Beleuchtung auf dieser Treppe sehen, umgeben von all den Brillanten und Bändern, jenen *Hosenbändern,* die mit größter Eleganz hinunterschritten, konversierten, auf den verschiedenen Treppenabsätzen stehen blieben... Es ist wahrlich zu bedauern, daß ein Paul Veronese das nicht hat sehen können, um ein Meisterwerk mehr zu hinterlassen."

Teurer Chopin, er mochte kaum ahnen, daß, hätte sich uns ein derartiger Anblick geboten, wir einzig darauf bedacht gewesen wären, sein beklagenswertes, todmüdes Antlitz zu sehen. Was haben uns neben seiner kleinen, von der Krankheit untergrabenen, aber unserem Herzen so vertrauten Gestalt jene schimmernden Eintagsfliegen, all jene aufgeputzten Würdenträger zu bedeuten! Die Pracht dieser Gala erlangt nur in bezug auf ihn Bedeutung, diesen unscheinbaren Teilnehmer einer Festlichkeit, an der uns, sein fiebernder Blick ausgenommen, nichts exzeptionell erscheint. „Ich leide an einer dummen Sehnsucht," schrieb er, „und trotz meiner vollkommenen Resignation bin ich, ich weiß nicht warum, besorgt, was mit mir werden wird." Er spielte beim Marquis Douglas, bei Lady Gainsborough, bei Lord Falmouth, inmitten eines Andranges hochgestellter Persönlichkeiten. „Wie Euch bekannt, gelten hier nur Namen und Größen...



Doch was soll ich Euch die verschiedensten Namen anführen!" Indessen führte er deren viele an. Unter den Berühmtheiten, denen er vorgestellt ward, befanden sich Carlyle, Lord Bulwer, Dickens und Hogarth, der Herzensfreund Walter Scotts, der für die *Daily News* einen sehr schönen Artikel über Chopin schrieb. Unter den „Kuriositäten" wäre noch Lady Byron zu erwähnen. „Wir sympathisieren sozusagen und unterhalten uns miteinander wie die Gans mit dem Ferkel; sie auf englisch und ich auf französisch. Ich begreife, daß Byron ihrer überdrüssig wurde." Mister Broadwood, der Pianofortefabrikant, zählte zu den wohlwollendsten der bürgerlichen Bekannten. Mitunter suchte Broadwood ihn bereits zu früher Morgenstunde auf. Eines Tages erzählte ihm Chopin, er habe schlecht geschlafen. Als er darauf abends heimkehrte, fand er eine neue Sprungfedermatratze und Kissen in seinem Bette vor, die dieser Gönner hatte schicken lassen, gleichzeitig bittend, den Spender nicht zu nennen.

Die gegebenen Klavierabende brachten Chopin insgesamt zirka fünftausend Franken ein. Im ganzen also recht wenig. Allein, was lag am Gelde! Was damit anfangen? Nie war er trauriger gestimmt gewesen. Er bekannte Grzymala, es sei recht lange her, daß er über irgend etwas wahre Freude empfunden. „Eigentlich fühle ich überhaupt nichts mehr, vegetiere vielmehr nur und warte geduldig mein Ende ab."

Am 9. August verließ er London, um nach

Schottland zu reisen, woselbst er sich zu den ihm befreundeten Stirlings und deren Schwager, Lord Torphichen, begab. Der treffliche Broadwood hatte ihm zwei Plätze im Zuge reservieren lassen, damit ihn niemand belästige, und ihm außerdem einen Mister Wood, Besitzer eines Musikhauses in Edinburgh und Glasgow, als Reisebegleiter mitgegeben. In Edinburgh angekommen, fand er im ersten Hotel ein reserviertes Appartement vor und ruhte hier eineinhalb Tage aus. Hierauf sah er sich „die überaus schöne Stadt" an. In einem Musikalienhause, in das er beim Vorübergehen eintrat, hörte er einen Blinden eine seiner Masurken spielen. Dann bestieg er einen „nach englischer Art bespannten, vom Pferde aus gelenkten Wagen" und fuhr nach dem zwölf Meilen von Edinburgh entfernten Calder House. Dort empfing ihn Lord Torphichen auf seinem alten, von einem Riesenparke umgebenen Landsitze. Man sah nur Rasen, Bäume, Berge und Himmel. „Die Mauern sind acht Fuß dick; nach allen Seiten Säulengänge, düstere Korridore mit zahllosen Ahnenbildern in allen möglichen Farben, schottischen Kostümen und Rüstungen; es mangelt der Imagination an nichts. Auch soll hier ein Rotkäppchen spuken, doch habe ich es noch nicht gesehen." Seine Gastgeber erwiesen sich als in jeder Weise trefflich, rücksichtsvoll und freigebig. „Meine biederen, hiesigen Schottinnen!" bemerkte Chopin. „Ich vermag mir nichts zu wünschen, was nicht sogleich zur Hand wäre: selbst



pariser Journale werden mir täglich gebracht. Ich fühle mich so ruhig und wohl hier, muß jedoch in einer Woche bereits abreisen."

Die Familie der Stirling of Keir war sehr alt. Sie ließ sich bis ins vierzehnte Jahrhundert nachweisen und war in Indien zu Reichtum gelangt. Jane und ihre ältere Schwester, Lady Erskine, hatten Chopin in Paris kennengelernt. Sie waren edel gesinnt, älter als Friedrich, die jüngere der beiden aber noch als wirklich schön zu bezeichnen. Ary Scheffer hat sie mehrfach gemalt, weil sie für ihn den Typ idealer Frauenschönheit verkörperte. Man behauptet, sie habe den Wunsch gehegt, Chopin zu ehelichen. Denen, die ihm davon sprachen, entgegnete er: „sie könnte ebensogut den Tod heiraten."

Das Leben auf Schloß Calder House gestaltete sich recht angenehm: die Vormittage über war man sich selbst überlassen; an den Nachmittagen wurden Spazierfahrten unternommen, abends ward musiziert. Chopin spielte dem alten Lord schottische Weisen vor, die dieser mitsummte. Reizvoll übrigens, sich dies vorzustellen. Allein der arme Schwan langweilte sich hier. Stets dachte er an George, von der er soeben durch Solange gehört hatte. Schlechte Nachrichten, leider. Da man ihr Proklamationen zuschrieb, die den Bürgerkrieg entzündet und bis in die Provinz getragen haben sollten, war sie auf ihrem Landsitze Nohant sehr übel empfangen worden, sodaß sie „abreisen mußte und sich gegenwärtig in Tours

aufhält", berichtete Friedrich seiner Schwester. „In letzter Zeit ist sie tüchtig in den Dreck geraten und hat auch andern Verlegenheiten bereitet." Eine häßliche Schmähschrift über George Sand war feilgeboten worden, die der Vater jener von Chopin so verabscheuten Augustine verfaßt hatte. Er beklagte sich darin, „daß sie ihm seine einzige Tochter demoralisiert, zur Geliebten des Moritz gemacht und ohne Einwilligung der Eltern an den erstbesten verheiratet habe... Er zitiert die eigenhändig von Mme. Sand geschriebenen Briefe. Mit einem Wort, der schmutzigste Skandal, von dem heute ganz Paris spricht. Von seiten des Vaters eine Nichtswürdigkeit, *aber gleichwohl die Wahrheit.* Dies also ist das gute Werk, das sie tun, das ich in dieser Weise vom ersten Tage an, da das Mädchen ins Haus gekommen, nicht zulassen wollte! Sie hätte sie bei ihren Eltern lassen, ihr nicht den Kopf mit dem Sohne verdrehen sollen (der nur mit Geld heiratet...) ...Er aber wollte die schöne Cousine im Hause haben... Sie wurde gleich Sol gekleidet, jedoch besser behandelt, weil Moritz es so haben wollte... Solange hat dies alles durchschaut, folglich gestört... daher Lügen, Schande und das übrige..."

Man fühlt, wie aller Groll wieder in ihm aufstieg; aber auch unendliches Bedauern. „Diese Engländer sind so ganz anders als die Franzosen, an denen ich wie an den Meinen hänge", schrieb er im selben Briefe noch an seine Angehörigen. „Bei ihnen wird alles nur nach Pfunden gerech-



net, und sie lieben die Kunst nur, weil sie zum *luxe* gehört; treffliche Menschen, aber so eigen in ihrer Art, daß ich begreife, wie man hier selber steif werden oder sich in eine Maschine verwandeln kann."

Er mußte Calder House verlassen, um verschiedene Konzerte zu geben: eines Ende August in Manchester, Ende September eines in Glasgow und Anfang Oktober in Edinburgh. Wenn er zwar überall auch gleiche Erfolge erntete, einem bewundernden Überraschtsein, einer gewissen verhaltenen Begeisterung begegnete, so hieß es gleichwohl in den meisten Kritiken, sein Spiel sei nurmehr eine Art Geflüster. „Chopin scheint etwa dreißig Jahre alt", schrieb der *Manchester Guardian* (In Wirklichkeit war er 38). „Körperlich ist er sehr gebrechlich; sein Aussehen und Gang zeugen in fast peinlicher Weise von Schwäche. Dieser Eindruck verschwindet, wenn er sich an den Flügel setzt, in den er sich ganz zu versenken scheint. Chopins Musik und dem Stile seines Spieles sind die vorherrschend gleichen Charakteristiken eigen; er gebietet mehr über Verfeinerung als Kraft; er arbeitet eine Komposition lieber subtil heraus, als sie in einfacher Weise anzupacken; sein Anschlag ist elegant und hinreißend, ohne daß er sich dabei mit froher Entschlossenheit des Instrumentes bemächtigte. Seine Musik und sein Spiel sind vollendete Kammermusik ... beiden aber wäre mehr Atem, mehr plastische Kühnheit und Stärke des Vortrages

vonnöten, um in einem großen Saale nachhaltig zu wirken."

Es waren dies die nämlichen taktvollen Einwände, die man 1829 in Wien gegen ihn erhoben. Einzig seine Freunde wußten, wie leidend er war, daß er jetzt die Treppen hinaufgetragen werden mußte. Jedoch blieb er kokett und raffiniert wie eine Frau, was Kleidung betraf, auf seine Wäsche, seine Fußbekleidung bedacht, die er stets tadellos wissen wollte. Sein Diener wandte allmorgendlich, wenn er ihn frisierte, das Brenneisen an. Das Herrische in Chopins Natur trat deutlich zutage. Alles fiel ihm schwer: Aufmerksamkeiten, sogar zu bekundende Zuneigung wurden ihm lästig, ganz wie sein Pelz oder selbst sein Kaschmirshawl. Die Reizbarkeit eines bereits bedenklich Kranken kam zum Durchbruch: „Die Menschen plagen mich mit ihrer überflüssigen Fürsorglichkeit... Ich fühle mich einsam, einsam, einsam, obschon umgeben..., fühle mich immer schwächer, vermag nichts zu komponieren, nicht etwa in Ermangelung von Lust dazu, sondern physischer Behinderung wegen... Meine Schottinnen gönnen mir keine Ruhe... Sie werden mich noch aus Höflichkeit erdrücken, und ich werde es ihnen aus Höflichkeit nicht abschlagen können." Dies seine Klagen Grzymala gegenüber. Man schleppte ihn umher; von Stirling nach Keir, von einem Schlosse zum andern, von einem Lord zu einem Herzog. Überall fand er unbegrenzte Gastfreiheit, vortreffliche



Klaviere, schöne Gemälde, gut zusammengestellte Bibliotheken, Jagden, Pferde, Hunde; allein wo er auch weilte, starb er fast vor Husten und aus Langerweile. Was beginnen nach Tisch, wenn die Herren sich zu ihrem Whisky niederließen, und er selbst, ihrer Sprache nicht mächtig, genötigt war „zuzusehen, was sie redeten, zuzuhören, wie sie tranken?" Erneut überkam ihn Heimweh, Sehnsucht nach Nohant. Während die Konversation sich stets dem Genealogischen zuwandte, an die Bibel gemahnend, „wo dieser jenen, der einen andern, und dieser wiederum einen andern gezeugt hat und so fort bis zum Herrn Jesu", entwarf Chopin im Salon Briefe an seine Freunde und Bekannten. „Falls Solange je nach Rußland geht", schrieb er an Mlle. de Rozières, „mit wem wird sie dann über Frankreich plaudern, mit wem ein Wort im Patois berrichon wechseln können? Dies ist scheinbar belanglos ... Eh bien! Und doch ist es der stärkste Trost, in der Fremde jemand zu haben, der uns, sooft man ihn sieht, in Gedanken in unser Vaterland zurückkehren läßt..."

Schließlich langte er zu Anfang Oktober wieder in London an, um sich daselbst sogleich zu Bett zu legen. Atemnot, heftige Kopfschmerzen, Schnupfen, Bronchitis; alle die üblichen Symptome. Seine Schottinnen waren ihm nachgereist, pflegten ihn, und die Fürstin Czartoryska ward seine „garde-malade". Nunmehr trachtete er einzig danach, wieder nach Frankreich zu gelangen. Wie einst bei seiner Heimkehr von Mallorca be-

auftragte er Grzymala, ihm in der Gegend der Boulevards, zwischen Rue de la Paix und der Madeleine, eine Wohnung ausfindig zu machen. Auch eines Stübchens für seinen Diener würde er bedürfen. „Wozu ich Dich mit alledem bemühe, weiß ich nicht; denn ich habe zu nichts Lust. Aber ich soll ja sozusagen an mich denken." Und plötzlich brach ganz unvermittelt der alte Schmerz durch, inmitten seiner Sorgen um die neu einzurichtende Häuslichkeit: „Ich habe niemand je verflucht, doch gegenwärtig ist mir alles derart unerträglich, daß mir scheint, ich würde mir Erleichterung verschaffen, wenn ich Lukrezia verfluchen könnte! . . ." Folgen drei Briefzeilen, die er alsbald durchstrich und gänzlich unleserlich machte. Darauf fuhr er fort, nachdem er sich besänftigt oder wieder einmal hinuntergeschluckt hatte, was er niemals auszusprechen willens war: „Aber auch dort leiden sie gewiß, leiden um so mehr, als sie sicherlich in Wut altern. Sola tut mir ewig leid."

So offenbarte denn dies Gemüt sein Geheimstes auch fernerhin nicht. Nie wird man die Grenzen mit Bestimmtheit erkennen können, wo bei ihm Liebe, Haß und Verachtung ineinander übergingen. Die einzig feststehende Tatsache ist, daß es mit Chopins körperlicher wie geistiger Lebenskraft seit seinem Bruche mit George zu Ende war. Das Urteil war ihm bereits gesprochen, möchte man sagen. Jetzt, wie schon bei der Rückkehr von Mallorca nicht minder. Sein Vater erlag dem gleichen Leiden erst mit fünfundsiebzig Jahren. Chopin hat einen Kampf bewußt aufgegeben, bei dem es keinen Zweck mehr hatte, siegreich daraus hervorgehen zu wollen. Er äußerte dies übrigens auch: „Wozu aber soll ich nur zurückkehren? Warum tötet mich Gott nicht auf einmal, sondern läßt mich langsam an einem Fieber der Unentschlossenheit hinsterben? Überdies plagen mich meine Schottinnen wieder. Frau Erskine, die eine sehr religiöse Protestantin ist, möchte aus mir vielleicht einen Protestanten machen, weil sie mir immer die Bibel bringt, von der Seele spricht, Psalmen für mich anstreicht. Sie ist religiös und gut, doch ist sie sehr um mein Seelenheil besorgt. Sie *quatscht* mir immerzu davon, die andere Welt sei besser als diese, und ich weiß das alles längst und erwidere ihr mit Zitaten aus der Heiligen Schrift und erkläre ihr, daß mir dies alles bekannt sei."

Dieser Sterbende schleppte sich von London nochmals nach Edinburgh auf ein Schloß des Herzogs von Hamilton, kam nach London zurück, gab ein Konzert zum Besten der Polen, faßte sein Testament ab. Sein Freund und Schüler Gutmann benachrichtigte ihn, in Paris gehe das Gerücht um, er werde heiraten. Zweifellos waren diese unglückseligen Schottinnen daran schuld! „Freundschaft bleibt Freundschaft", entgegnete Chopin. „Allein, selbst wenn ich mich in ein Wesen verlieben könnte, das mich so lieben würde, wie ich es mir wünsche, würde ich noch immer

nicht heiraten, weil wir nichts zu essen hätten und auch nicht wüßten, wo unterkommen. Eine Reiche aber sucht einen Reichen, und wennschon einen Armen, so doch keineswegs einen Krüppel... An eine Gattin denke ich also ganz und gar nicht, vielmehr an das Elternhaus, an die Mutter, die Schwestern... – Wo ist meine Kunst geblieben? Und mein Fühlen – wo habe ich es vergeudet? – – – Kaum weiß ich mich noch zu entsinnen, wie in der Heimat gesungen wird. Die Umwelt entschwindet mir in ganz seltsamer Weise – ich verliere mich, habe keine Kraft mehr. – – Ich klage Dir nicht, allein Du hast es verlangt, deshalb kläre ich Dich darüber auf, daß ich dem Sarge näher bin als dem Ehebett. Mein Gemüt ist ziemlich ruhig. – – Ich bin resigniert – –."

Schließlich reiste er zu Beginn des Jahres 1849 ab, um nach dem Square d'Orléans zurückzukehren, und gab Grzymala die letzten Anweisungen. Man möge Fichtenzapfen für sein Kaminfeuer kaufen. Teppiche und Vorhänge sollten an Ort und Stelle, auch ein Klavier von Pleyel vorhanden sein. Ein Veilchenstrauß im Salon, damit es in diesem Raume dufte. „Ich will bei meiner Rückkehr noch ein wenig Poesie um mich haben, wenn ich vom Salon in mein Schlafgemach gehe, wo ich mich gewiß für lange Zeit hinlegen werde."

Mit welcher Freude betrat er seine kleine Wohnung! Unglücklicherweise war Dr. Molin, der allein das Geheimnis besaß, ihm wieder auf die Beine zu helfen, vor kurzem gestorben. Er konsultierte Dr. Roth, Dr. Louis, dann Dr. Simon, einen Homöopathen. Sie alle verordneten die längst bekannten, unwirksamen Heilmittel: Gummiwasser, Ruhe, Sichinachtnehmen. Chopin zuckte die Achseln. Überall grinste ihm der Tod entgegen: Kalkbrenner war gestorben; Dr. Molin tot; der ältere Sohn des Malers Delaroche gestorben; ein Dienstmädchen von Franchomme; die Sängerin Catalani (die ihm die erste Uhr geschenkt hatte, als er zehn Jahre alt gewesen) soeben gleichfalls gestorben.

„Dafür aber geht es Noailles besser", sagte eine seiner Schottinnen zu ihm.

„Gewiß, jedoch der König von Spanien ist in Lissabon gestorben", gab Chopin schlagfertig zurück.

Alle Freunde und Bekannten suchten ihn auf: Fürst Czartoryski und dessen Gattin, Delphine Potoçka, Mme. de Rothschild, Legouvé, Jenny Lind, Delacroix, Franchomme, Gutmann.

Bei alledem keinen Sou in der Kasse. Chopin, sehr unachtsam und nachlässig, wußte nie recht, wie es um seine Finanzen stand. Gegenwärtig ging Null von Null auf, da er keine einzige Unterrichtstunde mehr erteilen konnte. Franchomme widmete sich seiner Rechnungsführung; allein er mußte sich den Kopf zerbrechen, Märchen ersinnen, um die Herkunft der Gelder, die der eine oder andere der Freunde jeweils vorstreckte, anderweitig nachzuweisen. Hätte Chopin vom wahren Sachverhalte eine Ahnung gehabt, würde er

die Annahme glatt verweigert haben. Der Gedanke an derartige Unterstützungen wäre ihm unerträglich gewesen. Bezüglich dieser Dinge ereignete sich sogar Merkwürdiges. Die Damen Stirling, die Chopin der Sorge entheben wollten, kamen auf den Einfall, ihm anonym ein verschlossenes Kuvert mit fünfundzwanzigtausend Franken durch die Portierfrau zustellen zu lassen. Frau Etienne bekam den Umschlag zwar, steckte ihn aber hinter die Glasglocke ihrer Stutzuhr und vergaß ihn dann ganz. Als Lady Erskine merkte, daß Chopin das Geld nicht empfangen hatte, gestand sie ihm alles. Der Künstler geriet außer sich. „Ich habe ihr viele Vorhaltungen machen müssen," berichtete er Grzymala, „ihr beispielsweise dies sagen: daß man die Königin von England sein müsse, um mich zur Annahme solch fürstlicher Geschenke zu bewegen." Da das Geld inzwischen nicht zum Vorschein gekommen, wandte sich der Bote, der es der Portierfrau übergeben hatte, an einen Hellseher. Dieser verlangte eine Haarsträhne der Frau Etienne, um sein Orakel erfolgreich befragen zu können. Unter irgendeinem Vorwande erhielt Chopin diese, worauf das Medium erklärte, der Briefumschlag sei noch immer hinter der Glasglocke der Stutzuhr. Und tatsächlich fand man ihn dort unberührt vor. „Was sagst Du nun dazu? Zu diesem Hellseher? Ich könnte vor Staunen den Verstand verlieren."

Wie bei allen sehr nervösen Menschen, so unterlag auch Chopins Gesundheitszustand bedeu-



tenden Schwankungen. Bald ging es ihm gut, bald schlecht. Als der Frühling kam, vermochte er das Haus ein wenig zu verlassen, spazierenzufahren; er stieg jedoch nie aus. Sein Verleger Schlesinger verhandelte am Trottoirrand geschäftlich mit ihm. Oftmals fuhr Chopin in Begleitung Delacroix'. Dieser hat uns in seinem *Tagebuche* wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen.

29. Januar. – „Am Abend Chopin besucht; ich bin bis zehn Uhr bei ihm geblieben. Der Teure! Wir haben über Mme. Sand gesprochen, über dies seltsame Lebensschicksal, diese Mischung von Qualitäten und Lastern. Es handelte sich um ihre *Memoiren*. Er meinte, es würde ihr unmöglich sein, sie zu schreiben. Sie hat all das vergessen; sie ist mitunter plötzlich gereizt und vergißt rasch... Ich sagte ihm, ich sähe einen unglückseligen Lebensabend für sie voraus. Er nimmt es nicht an... Ihr Gewissen wirft ihr nichts von dem vor, was ihre Freunde ihr vorwerfen. Sie besitzt eine gesunde Konstitution, die etwas auszuhalten vermag; einzig etwas würde sie sich ernstlich zu Herzen nehmen: Moritz zu verlieren, oder wenn es ein übles Ende mit ihm nähme.

Was Chopin betrifft, so hindert ihn sein Leiden daran, sich für irgend etwas zu interessieren, geschweige denn zu arbeiten. Ich habe ihm gesagt, das Alter und die Aufregungen des Alltages würden auch auf mich ihre abstumpfende Wirkung nicht verfehlen. Er sagte, er wisse meine Widerstandskraft zu schätzen. „Sie erfreuen sich

Ihrer Begabung", sagte er, „mit einer Art Unbekümmertheit, die ein seltener Vorzug ist und das fieberhafte Mühen um Berühmtheit lohnt."

30. März. „Am Abend bei Chopin die bezaubernde Mme. Potoçka gesehen. Ich hatte sie zweimal gehört; kaum ist mir etwas Vollkommeneres je begegnet... Mme. Kalergis gesehen. Sie hat gespielt, jedoch wenig sympathisch; dafür ist sie aber wahrhaft herrlich, wenn sie beim Spiele nach oben blickt, nach Art der Büßerinnen Guido Renis oder Rubens."

14. April. „Abends bei Chopin; ich traf ihn sehr entkräftet, teilnahmlos. Meine Anwesenheit belebte ihn nach einiger Zeit wieder. Er sagte mir, die Langeweile sei seine entsetzlichste Qual. Ich habe ihn gefragt, ob er früher jene unerträgliche Leere nicht empfunden, die ich mitunter verspüre. Er sagte, er habe sich stets mit etwas zu beschäftigen gewußt; wie bedeutungslos sie auch sei, eine Beschäftigung helfe über diese Momente hinweg und verscheuche die Grillen. Anders sei es mit dem Ärger."

22. April. „Nach dem Essen bei Chopin gewesen, diesem an Herz, und unnötig es zu sagen, an Geist erlesenen Menschen. Er sprach mit mir von ehemaligen gemeinsamen Bekannten... Er hatte sich zur Erstaufführung des *Propheten* hingeschleppt. Sein Abscheu bezüglich dieser Rhapsodie."



Im Mai verbrannte er seine Manuskripte. Er versuchte, eine Methode des Klavierspieles abzufassen, gab es auf und verbrannte einen Teil mit dem übrigen. Offenbar war ihm der Gedanke an Unvollkommenes, Unvollendetes unerträglich.

Da ihm die Ärzte zu frischerer Luft und einer Wohnung in ruhigerer Lage geraten hatten, mieteten seine Freunde ein Appartement in der Rue de Chaillot, im zweiten Stocke eines neuen Hauses, und verbrachten ihn dahin. Man hatte von hier aus einen schönen Blick auf Paris. Hier verweilte er, unbeweglich hinter seinem Fenster, und sprach sehr wenig. Gegen Ende Juni verlangte ihn plötzlich, koste es, was es wolle, die Seinen zu sehen. Er sandte ihnen einen diesbezüglichen Brief, an dem er zwei Tage geschrieben hatte.

## XVIII

## DIE ZYPRESSEN HABEN IHRE CAPRICEN.

„Madame Luise Jedrzejewicz

Paris, Montag, den 25. Juni 1849

Mein Leben!

WENN es Euch möglich ist, kommt hierher. Ich bin krank, und kein Arzt vermag mir so zu helfen wie Ihr. Falls es Euch an Geld mangelt, so leiht es Euch; wenn es mir besser gehen wird, werde ich leicht etwas verdienen und es dem, der es Euch leiht, zurückgeben können. Meine Wohnung hier in Chaillot ist geräumig genug, um Euch auch mit zwei Kindern aufnehmen zu können. Der kleinen Ludka würde der Aufenthalt in jeder Hinsicht zugute kommen. *Papa* Kalasanty* könnte den ganzen Tag herumlaufen – die Fruchtausstellung befindet sich in der Nähe – hätte mit einem Worte mehr freie Zeit als während seines früheren Hierseins, weil ich schwächer bin und mehr mit Luise zu Hause sitzen werde. Meine Freunde und viele mir wohlwollende Menschen sind der Meinung, daß Luisens Anwesenheit die beste Arznei für mich bedeuten werde, was Luise übrigens aus dem Briefe der Mme. Obreskow ersehen wird. Trachtet daher, einen Reisepaß zu erlangen. Wie mir heute zwei Personen, die Luise nicht kennt, die eine aus dem Norden, die andere aus dem Süden, erklärten, dürfte Luisens Anwesenheit nicht nur mir, sondern auch ihr selbst zugute kommen.

Bringet also, Mutter Luise und Tochter Luise, Fingerhut und Stricknadeln mit, ich werde Euch Taschentücher zum Monogrammsticken und Strümpfe zum Stricken geben, und Ihr werdet in frischer Luft mit dem alten Bruder und Onkel einige Monate verbringen. Gegenwärtig ist auch die Reise weniger beschwerlich. Viel Gepäck ist unnötig. Wir werden uns hier, so gut es geht, etwas behelfen. Wohnung und Kost findet Ihr hier. Für den Fall, daß Kalasanty es von den Champs-Elysées aus zu weit haben sollte, könnte er ja in meiner Wohnung am Square d'Orléans Logis nehmen. Omnibusse verkehren vom Square bis vor unsere Türe hier. Ich weiß selbst nicht, warum es mich so sehr nach Luise verlangt, es ist mir, als wäre ich in anderen Umständen. Ich bürge dafür, daß sie sich hier wohlfühlen wird. Ich hege die Hoffnung, der Familienrat schicke sie mir hierher; wer weiß, ob ich sie dann, wenn ich mich erholt habe, nicht in die Heimat begleite. Da gäbe es dann erst ein Umarmen, wie ich es schon einmal geschrieben,

* Chopins Schwager.

nur noch ohne Perücken und ohne falsche Zähne. Doch hat die Frau immer die Pflicht, dem Manne zu gehorchen, weshalb er denn darum gebeten werden muß, sie herzubringen. Ich bitte ihn daher sehr darum, und wenn er es erwägt, wird er ihr und mir kein größeres Vergnügen bereiten und keinen größeren Gefallen erweisen können, ja selbst den Kindern – wenn er sie mitbringt (was die Tochter betrifft, zweifellos). Es wird zwar Geld kosten, doch kann dies wahrhaftig nicht besser verwendet werden, und billiger läßt es sich wohl auch nicht reisen. An Ort und Stelle angelangt, werdet Ihr auch das Dach finden. Schreibt mir baldigst ein paar Zeilen. Mme. Obreskow, die so liebenswürdig war, selbst schreiben zu wollen (ich habe ihr Luisens Adresse gegeben), wird Euch vielleicht besser überzeugen können. Auch Mlle. de Rozières wird ihrerseits schreiben; Herr Cochet würde dies auch getan haben, da er mich noch nicht ganz genesen gefunden. Sein Äskulap zeigt sich seit zehn Tagen nicht mehr, weil er endlich eingesehen hat, daß etwas an meiner Krankheit seine Kenntnisse übersteigt. Nichtsdestoweniger sollt Ihr ihn vor Eurer Nachbarin und allen, die ihn kennen, loben und sagen, daß er mir sehr viel Gutes erwiesen, und daß nur ich so einer bin, der sich schon zufrieden gibt, wenn es nur ein wenig besser geht; schließlich auch, daß er viele Cholerakranke geheilt habe. Die Cholera wütet schon fast garnicht mehr. Heute ist schönes Wetter hier, und ich sitze in meinem Salon und bewun-



dere die herrliche Aussicht auf ganz Paris: die Türme, die Tuilerien, die Kammern, Saint-Germain-l'Auxerrois, Saint-Etienne-du-Mont, Notre-Dame, das Pantheon, Saint-Sulpice, Val-de Grâce, die fünf Fenster des Hôtel des Invalides, und zwischen diesen Gebäuden und mir, nichts als Gärten. Ihr werdet all das kennenlernen, wenn Ihr hierher kommt. Nun aber rührt Euch rasch und bedächtig, um Paß und Geld zu erlangen. Schreibt mir auch bald ein paar Zeilen. Haben doch auch die Zypressen ihre Capricen, und die meine ist heute – Euch hier bei mir zu haben. Vielleicht gibt Gott, daß es besser wird, doch wenn Gott nicht gibt, dann tut wenigstens so, als ob Gott geben würde. Ich bin voll Zuversicht, weil ich sehr selten viel verlange und *auch den heutigen Wunsch* nicht ausgesprochen hätte, wenn ich nicht hierzu von allen, denen an meinem Wohlergehen liegt, gedrängt worden wäre. Also rühre Dich, Herr Kalasanty, dann kriegst Du von mir dafür ausgezeichnete und *große* Zigarren – ich kenne jemand, der berühmte raucht; nota bene: im Garten! Ich hoffe, daß mein Schreiben zu Mütterchens Namenstag angelangt ist und ich also nicht fehlen werde. Ich will an all dies nicht denken, weil mich dann förmlich Fieber packt – und ich habe kein vorschriftsmäßiges Fieber, was alle richtigen Ärzte ärgert und mißmutig macht.

Euer anhänglicher, aber kranker Bruder

Ch."

## XIX

## CHOPINS TOD

„MUTTER Luise" und „Tochter Luise" eilten alsbald herbei. Kalasanty begleitete sie. Gern hätte Chopin auch seinen Jugendfreund Titus um sich gehabt, der soeben in Ostende eingetroffen war; jedoch den russischen Untertan hinderten Paßschwierigkeiten am Grenzübertritt nach Frankreich. „Die Ärzte gestatten mir nicht zu reisen", schrieb ihm der Kranke, der gehofft hatte, unterwegs mit ihm zusammentreffen zu können. „Ich trinke Pyrenäisches Wasser in meinem Zimmer. Deine Gegenwart würde mir aber mehr nützen als alle Arzneien. – Bis zum Tode Dein Friedrich."

Sechs Wochen verliefen, ohne daß irgendwelche Besserung eintrat. Chopin sprach fast gar nicht mehr und machte sich durch Zeichen verständlich. Die Ärzte Cruveillé, Louis und Blache traten zu einer Besprechung zusammen. Sie kamen zu dem Ergebnis, ein Verbringen des Patienten nach dem Süden sei hinfort zwecklos; wünschenswert erscheine aber, dem Sterbenden eine heizbare, behaglichere und sonnigere Wohnung zu verschaffen. Nach langem Suchen



fand man eine geeignete am Vendôme-Platz, Nr. 12. Chopin ward dorthin verbracht. Ein letztes Mal griff er zur Feder, um an Franchomme zu schreiben. „Ich werde Dich im Laufe des nächsten Winters unter ziemlich günstigen Verhältnissen wiedersehen. Meine Schwester bleibt bei mir, es sei denn, daß man ihre Rückkehr stürmisch verlangen sollte. Ich liebe Dich – das ist alles, was ich Dir einstweilen zu sagen vermag, denn ich breche vor Mattigkeit und Schwäche zusammen ..."

Charles Gavard, der jüngere Bruder einer seiner Schülerinnen, kam oft und las ihm vor. Chopin pflegte dann anzugeben, was er am liebsten hören wollte. Am häufigsten kam er auf Voltaires *Dictionnaire Philosophique* zurück, dessen Form, Bündigkeit der Sprache und Geschmacksicherheit er vornehmlich schätzte. Gerade der Abschnitt *Des différents goûts des peuples* war es, den Gavard ihm während eines der letzten Male vorlas.

Sein Zustand verschlimmerte sich äußerst rasch; jedoch klagte er wenig. Der Gedanke an sein herannahendes Ende schien ihn nicht sehr zu berühren. In den ersten Oktobertagen war er nicht mehr kräftig genug, sich in sitzender Lage zu halten. Die Erstickungsanfälle nahmen zu. Gutmann, der sehr groß und stark war, wußte ihn geschickt zu stützen, ihn dabei in die Kopfkissen bettend. Fürstin Marzellina Czartoryska versah ihr Amt als Krankenwärterin wieder, indem sie

ihre Tage größtenteils am Vendôme-Platz zubrachte. Franchomme kehrte von seinem Aufenthalt auf dem Lande zurück. Angehörige und Freunde versammelten sich um den mit dem Tode Ringenden, bereit, sich nützlich zu machen. Sie alle hielten sich in jenem Raume auf, der neben dem Zimmer lag, in dem Chopin seine letzten Tage verlebte.

Einer seiner ehemaligen Schulfreunde, der Abbé Jelowiçki, wollte ihn aufsuchen, da er von Chopins gefährlichem Krankheitszustand hörte, obwohl die Beziehungen zwischen beiden sich in den letzten Jahren abgekühlt hatten. Dreimal ward er zunächst abgewiesen. Der Abbé jedoch fand Mittel und Wege, Chopin von seinem Vorsprechen zu unterrichten, und wurde jetzt alsbald vorgelassen. Von nun an erschien er täglich. Chopin war erfreut, einen seiner einstigen Gespielen wiedergefunden zu haben.

„Ich möchte nicht sterben," sagte er zu ihm, „ohne die Sakramente empfangen zu haben, um meiner Mutter keinen Kummer zu bereiten; allein ich fasse sie nicht so auf, wie du es wünschest. Ich vermöchte in der Beichte nur die Erleichterung eines bedrängten Herzens durch ein Freundesherz zu sehen."

Der Abbé hat berichtet, er habe gefunden, in Chopins Zustand sei am Morgen des 13. Oktober eine kleine Besserung eingetreten gewesen.

„Lieber Freund," sagte er zu ihm, „heute ist der Namenstag meines armen, seligen Bruders.



Anbetracht dieses Tages mußt du mir etwas schenken."

„Was vermöchte ich dir zu schenken?"

„Deine Seele."

„Ah! ich verstehe", rief Friedrich aus. „Hier ist sie, nimm sie!"

Jelowiçki fiel auf die Knie nieder und hielt Chopin das Kruzifix hin, worauf dieser zu weinen begann. Alsbald beichtete er, kommunizierte und empfing die letzte Ölung. Hierauf sagte er, indem er seinen Jugendgespielen mit beiden Armen umfing, auf polnisch zu ihm: „Dank, mein Lieber! Dank dir werde ich nicht wie ein Schwein krepieren!" Dieser Tag verlief ruhiger. Bald jedoch begannen die Erstickungskrisen wieder. Als Gutmann ihn während einer der ihn völlig erschöpfenden Anfälle in seinen Armen hielt, sagte Chopin nach langem, atemlosem Schweigen:

„Jetzt beginnt der Todeskampf."

Der Arzt fühlte seinen Puls und versuchte, einige beruhigende Worte vorzubringen. Allein Chopin entgegnete nachdrücklich:

„Es ist eine seltene Gunst, die Gott dem Menschen erweist, wenn er ihn des Augenblickes innewerden läßt, da der Todeskampf einsetzt; diese Gnade hat er mir erwiesen. Beirren Sie mich nicht."

Am selben Abend war es auch, da Franchomme ihn flüstern hörte: „Sie hatte mir doch gesagt, ich würde nur in ihren Armen sterben."

Am Sonntag, den 15. Oktober, traf seine Freun-

din Delphine Potoçka aus Nizza ein, von wo sie auf eine Depesche hin herbeigeeilt war. Als Chopin erfuhr, sie weile in seinem Salon, sagte er:

„Darum also hat Gott so lange gezögert, mich zu sich zu rufen; er wollte mir die Freude noch gewähren, sie zu sehen."

Kaum hatte sie sich seinem Bette genähert, als der Todkranke den Wunsch äußerte, sie singen zu hören, den Klang der Stimme zu vernehmen, die er so sehr geliebt. Das Klavier ward bis zur Schwelle des Sterbezimmers herangerollt, und die Gräfin sang, ihr Schluchzen bemeisternd. Infolge der allgemeinen Ergriffenheit vermochte sich später niemand mit Bestimmtheit zu entsinnen, was sie gesungen. Auf Chopins Bitte sang sie ein weiteres Mal.

Plötzlich vernahm man das Röcheln des Sterbenden. Das Klavier wurde zurückgerollt, und alle knieten nieder. Die letzte Stunde war jedoch noch nicht gekommen, vielmehr überlebte Chopin die Nacht. Am 16. verlor er die Sprache, und das Bewußtsein schwand für mehrere Stunden. Dann kam er wieder zu sich, bedeutete, er wolle etwas aufschreiben, und schrieb seinen letzten Willen auf ein Blatt Papier:

*„Comme cette terre m'étouffera*
*je vous conjure de faire*
*ouvrir mon corps pour je*
*sois pas enterre vif*"*

* Anmerkung des Übersetzers: Dies Originalwortlaut und



Später erlangte er den Gebrauch der Sprache in geringem Maße wieder. Nun sagte er:

„Man wird viele Kompositionen finden, mehr oder weniger skizzenhafte; um der Zuneigung willen, die man mir entgegenbringt, wünsche ich, daß man sie alle verbrenne, ausgenommen den Anfang einer *Methode,* die ich Alkan und Reber vermache, aufdaß sie einigen Vorteil daraus ziehen möchten. Das übrige soll dem Feuer übergeben werden, denn ich respektiere die Öffentlichkeit sehr, und meine Versuche sind nach Maßgabe dessen vollendet, was mir zu erreichen möglich war. Ich will nicht, daß sich der Veröffentlichung unwürdige Werke unter meinem Namen verbreiten."

Von jedem einzelnen nahm er Abschied. Das Wort an Fürstin Marzellina und Mlle. Gavard richtend, sagte er: „Sie werden zusammen musizieren, Sie werden meiner gedenken, und ich werde Ihnen zuhören." Sich hierauf an Franchomme wendend: „Sie werden Mozart spielen zu meinem Gedächtnis." Die ganze Nacht hindurch sagte Jelowiçki die Sterbegebete her, die von allen nachgesprochen wurden. Einzig Chopin blieb stumm; nur nervöse Zuckungen verrieten, daß er noch lebte. Gutmann hielt seine Hand in beiden Händen und reichte ihm von Zeit zu Zeit zu trin-

Zeilenstellung. Wörtlich: „Da diese Erde mich ersticken wird, bitte ich Euch inständig, meinen Körper öffnen zu lassen, damit ich nicht lebendig begraben werde." Graphologisch betrachtet, könnte *suis* statt sois zu lesen sein.

ken. „Teurer Freund", flüsterte Chopin einmal. Sein Gesicht ward schwarz, im Ausdruck starr. Der Arzt beugte sich über ihn und fragte, ob er leide. „Plus", antwortete Chopin. Dies war das letzte Wort. Einige Augenblicke danach gewahrte man, daß er zu leben aufgehört.

Es war am 17. Oktober 1849, um 2 Uhr morgens.

Alle verließen das Zimmer, um zu weinen.

Vom frühen Morgen an wurden Chopins Lieblingsblumen in Massen gebracht. Clésinger kam, die Totenmaske abzunehmen. Kwiatkowski fertigte mehrere Zeichnungen an. Da er fühlte, wie sehr sie ihn geliebt, sagte er zu Jane Stirling: „Er war rein wie eine Träne."



## XX

## GRABSCHRIFT FÜR EINEN DICHTER

DER Tod eines Künstlers ist der Augenblick seiner Transfiguration. Viele schon hielt man für groß, deren Werk sich nichtsdestoweniger sogleich als vergänglich erwies. Die Gesamterscheinung anderer hingegen beginnt erst der Tod zu verklären. Vielleicht ist dies so, weil die Beseelung in der Kunst alles ausmacht, wie Delacroix es nannte. Über Sinn und Bedeutung dieses unscheinbaren Wortes ist man noch immer nicht einer Meinung. Nichts jedoch vermöchte eindringlicher darzutun, was damit gemeint sei, als die Musik. Wagner bezeichnete sie als eine Sprache, die „das Unaussprechbare offenbart"; zweifellos also: den ureigensten Ausdruck seiner selbst. Und den Künstler drängt es, dies „Unaussprechbare", dies „innerste Wesen" zu gestalten.

Nicht jeder geht hierbei gleicherweise zu Werke. Der prachtvoll sich verschwendenden Art Liszts steht Chopins durchaus verhaltene gegenüber, die keiner zu durchdringen vermochte, die aber eben deshalb nur um so duftumwobener anmutet. All das, was er nicht preisgab, sein lieben-

des Herz, in das keiner sich stahl, seine Scham und sein furchtsames Zagen, jenes immerwährende Fiebern nach Vollendung, die Anmut seines Wesens, das Heimatsehnen des Verbannten, ja bis zu jenem unwillkürlichen Hinübergleiten in imaginäre Regionen, dies alles ist zu bleibend machtvoller Wirkung in sein Werk übergegangen. Darin beruht noch heute das Geheimnis all des Starken, das von ihm ausgeht. Der Musik kam zugute, was Frauen und Männer verschmähten. Ihr zuliebe sparte er sich auf. Wie begreiflich erscheint uns Schumanns große Betrübnis, als er die Nachricht vom Tode des Schwanes vernahm und sich seiner Feder wie von selbst dies schöne Bild aufdrängte: „Der Geist der Musik ist über die Welt hingegangen."

Dies war es wohl auch, was die Menge dunkel empfunden haben muß, die am 30. Oktober 1849 gedrängt die Madeleine-Kirche erfüllte. Dreizehn Tage hatte man benötigt, um dieses Leichenbegängnis vorzubereiten, das man in dem Maße prunkvoll wollte, wie es das Dasein des Verblichenen keineswegs gewesen. Nichteinmal Ritter der Ehrenlegion war er ja, dieser Monsieur Frédéric Chopin! Gleichviel. „Die Natur hatte ein festliches Gepräge", berichteten die Zeitungen. Viel schöne Toiletten waren zu sehen (dies würde ihm geschmeichelt haben), alle bedeutenden Persönlichkeiten aus musikalischen und literarischen Kreisen zugegen, Meyerbeer voran, Berlioz, Gautier, Janin. Einzig George Sand fehlte. Daguerry,



der Pfarrer der Madeleine, hatte sich fast vierzehn Tage bemühen müssen, um die Genehmigung zu erlangen, in seiner Kirche Damen beim Gesange mitwirken zu lassen. Allein, da es sich um Chopins Seelenmesse handelte, übte man Nachsicht, denn sonst würde es unmöglich gewesen sein, Mozarts *Requiem* aufzuführen. Ausgeführt wurde es vom Conservatoire-Orchester unter Leitung von Giraud. Hinter dem Altare, den Blicken durch eine schwarze Drapierung entzogen, standen die Solisten: Pauline Viardot und Mme. Castellan, Lablache und Alexis Dupont. Lefébure-Wély spielte die Orgel. Zwischen dem Credo und Sanctus ließ er zwei *Präludien* Chopins erklingen, jenes in E-moll (Nr. 4) und Nr. 6 in H-moll, dies einst auf Mallorca in der Dämmerung komponierte, da Chopin den Tod vor Augen gehabt, während heftige Windstöße den Regen auf die Kartause von Valdemosa niederpeitschten.

Der Sarg ward sodann inmitten der Menschenmenge aufgehoben, derweil zum ersten Male der berühmte *Trauermarsch* erklang, den Reber für Orchester eingerichtet hatte. Die Zipfel des Bahrtuches hielten Fürst Alexander Czartoryski, Franchomme, Delacroix und Gutmann. Meyerbeer schritt hinter dem Leichenwagen. Der Zug bewegte sich hierauf über die Boulevards dem Père-Lachaise zu. Dort ward Chopins sterbliche Hülle bestattet, sein Herz jedoch ausgenommen, das man nach Warschau verbrachte, um es da-

selbst in der Heiligkreuzkirche aufzubewahren. Symbolisch schön gedacht, wie es auch diesem heimattreuen Herzen entsprach.

Keine Rede wurde am Grabe gehalten. Während der andächtigen Stille, die dem Hinablassen des Sarges folgte, gewahrte man eine Freundeshand, die jene polnische Erde auf den Sarg warf, die Chopin an dem Tage überreicht worden, da er aus seinem Vaterlande schied. Neunzehn Jahre waren seither verflossen. All diese Zeit über war die heimatliche Erde in ihrem silbernen Pokale verblieben, dieser letzten Bestimmung gewärtig. Jetzt aber gab es kein Polen mehr. Einzig dies spärliche Häuflein Erde war noch vorhanden – und Chopins Werk: ein paar Notenhefte, einige hundert Seiten, worin fast dreiviertel Jahrhundert lang die schwärmerische Sehnsucht eines Volkes glimmen sollte.

Am 17. Oktober des folgenden Jahres, 1850, ging Miß Stirling am frühen Morgen zu Michon, Chopins ehemaligem Blumenlieferanten, und erstand alles, was sie an Veilchen bekommen konnte. Hierauf begab sie sich zum Père-Lachaise und legte sie, zusammen mit einem Kranze im Namen der Angehörigen des Verstorbenen, am Grabe nieder. Um zwölf Uhr mittags ward die Messe in der Friedhofkapelle gelesen. Die Anwesenden kehrten sodann zum Grabe zurück, woselbst Clésingers Denkmal enthüllt ward; eine unbedeutende allegorische Darstellung, von einem Menschen geschaffen, der Chopin haßte. Wie hätte es unter diesen Umständen auch schön ausfallen können! Einzig das Medaillon ist etwas belebt. Der Sockel trägt die Inschrift: *A Frédéric Chopin, ses amis*. Der Abgeordnete Wolowski wollte eine Rede halten, allein es schnürte ihm die Kehle zusammen, und er brachte kein Wort heraus. Alle, die sich versammelt hatten, waren Freunde des Toten gewesen. Sie hatten den Klang seiner Stimme, sein Klavierspiel, sein schwindsüchtiges Husten noch in frischer Erinnerung. Einem unter ihnen fiel einer seiner Aussprüche ein: „Keiner vermag mir mein Eigenstes zu rauben."

Heute sind diese regenverwitterten Überreste, diese armselige, sich über ihre Leier mit den zerrissenen Saiten beugende Muse, recht schön mit den Bäumen des Mont Saint Michel verwachsen. Spaziergänger lustwandeln in diesem Parke der Toten. Vor Mussets Büste bleiben sie stehen, dem sympathischen Liebhaber und Jüngling, der seine Schmerzen in so charmanten Reimen zu besingen wußte. Oder sie pilgern zur Grabstätte Abälards und Heloisens, an der eine fromme Äbtissin folgende Inschrift hat anbringen lassen: „Die Liebe, die ihre Seelen während ihres Lebens vereinte, und die während der Zeit ihrer Trennung durch die zartfühlendsten und seelenvollsten Briefe erhalten blieb, hat ihre Körper in diesem Grabmale

wieder vereinigt." Das beruhigt die schweigsamen Liebenden, die unbemerkt eine Blume zu Füßen dieser beiden nebeneinanderliegenden Steinsymbole werfen. Niemand jedoch wird man in der schmalen Allee gewahr, die rechts von der Avenue Principale zu Chopins Grab abzweigt. Denn er hat kein Leben eines Liebhabers auf großem Fuße geführt, dieser Musiker der Seelen. Keine Braut war seiner eigenen beschieden worden. Nie fand sie ihren Geigenmacher.

Dies Wort gemahnt mich eines Briefes, den Chopin vierzehn Monate vor seinem Tode an Fontana schrieb, und der sein unergründliches Gemüt um einiges erhellt: „Das Schlimmste", heißt es dort, „ist: daß wir das Werk eines berühmten Geigenmachers sind, irgendeines Stradivarius *sui generis*, der nicht mehr da ist, um uns zu reparieren. Ungeschickte Hände vermögen uns keine neuen Töne mehr zu entlocken, und all das, was uns niemand zu entlocken versteht, drängen wir in unser Innerstes zurück, weil es an einem Geigenmacher gebricht."

Eine schöne Grabschrift für einen Dichter: er starb, weil es an einem Geigenmacher gebrach. Wo aber ist er, der Geigenmacher unseres Lebens?

*Etoy, den 17. Oktober 1926,*
*am 77. Todestage Chopins*



## QUELLEN

*DIE Quellen, aus denen sich urkundlich glaubwürdiges Material über Chopins Leben schöpfen läßt, sind außerordentlich spärlich. Zu seinen Lebzeiten waren wenige, die Briefe von ihm empfingen, darauf bedacht, sie sorgfältig aufzubewahren, obwohl er mit schriftlichen Äußerungen sehr geizte. Die einen achteten ihrer Bedeutung zweifelsohne kaum; andere ließen die Schriftstücke verschwinden, weil sie zu intime Dinge ihres eigenen Daseins berührten.*

*Einer geschichtlich verbürgten Anekdote zufolge soll Alexander Dumas dem Jüngeren anläßlich einer empfindsamen Reise, die ihn im Frühjahr 1851 nach Polen führte, zufällig ein Stoß Briefe in die Hände gefallen sein, sämtliche von George Sand an Chopin gerichteten enthaltend. Dumas, so heißt es, habe diese Dokumente nach Frankreich mitgenommen, und nachdem er sie der Romanschriftstellerin zurückerstattet, gesehen, wie diese die Briefe nochmals gelesen, um sie sodann in Bausch und Bogen in ihr Kaminfeuer zu werfen. Ohne Zweifel glaubte sie, hierdurch die traurigen Spuren einer Liebe ein für*

*allemal zu verwischen, deren beschwingende Momente noch deren Leiden ihr je wieder werden konnten. Ein Brand in jenem warschauer Hause, in dem Frau Barcinska, Chopins jüngste Schwester, 1863 wohnte, vernichtete andere kostbare Reliquien.*

*Es ist uns daher nur eine sehr geringe Zahl Briefe des Tondichters erhalten geblieben, deren Wortlaut überdies von ihrem ersten Herausgeber, Moritz Karasowski, nach Belieben entstellt worden ist. Zahlreiche Biographen haben gleichwohl unbekümmert ihren Arbeiten diese Fassung zugrundegelegt, anstatt sich der Mühe zu unterziehen, sie mit den Originaltexten zu vergleichen, oder sich zum mindesten an die anerkennenswerte, wortgetreue deutsche Übertragung der „Gesammelten Briefe" zu halten, die Bernard Scharlitt, Leipzig 1911, veröffentlichte. In französischer Sprache hat Henri Bidou als erster die ursprüngliche Fassung eines Teiles der Briefe wiederhergestellt. Karasowskis Werk, zwischen 1860 und 63 entstanden, bleibt aber trotzdem nicht weniger bedeutsam, da er persönlich mit den Schwestern und der Nichte Chopins innig liiert war, somit vieles vertrautester mündlicher Überlieferung verdankt. Manches hiervon haben wir uns zunutze gemacht, insonderheit, was Kindheitsjahre und Tod betrifft, überzeugt, die mit Ehrfurcht zu wertende Legende gehe auf wahre Begebenheiten zurück. Hinsichtlich anderer Ereignisse, so vornehmlich der berliner Reise und*



*Chopins Liebe zu Konstanze Gladkowska, zogen wir das Werk des Grafen Wodzinski zu Rate; auch haben wir von ihm gewisse pittoreske Einzelheiten übernommen; desgleichen hier Aufschlüsse über die Familie seiner Verwandten, Maria Wodzinska, erhalten. Um unsere Zeilen nicht mit Hinweisen solcher Art zu belasten, sei nur dieser Einzelfall erwähnt. Alles übrige wird der wißbegierige Leser an Hand nachstehender Aufstellung: Benutzte Hauptwerke, leicht zu finden vermögen.*

*Das erste vollständige und gründlich belegte Werk über Chopins Leben hat F. Niecks, London 1888, veröffentlicht. Niecks hat noch zahlreiche Freunde und Schüler des Meisters persönlich gekannt. Dies verleiht seiner Arbeit einen besonderen Reiz, den spätere Werke nicht ersetzen können. Von anderer Seite sind eine ganze Reihe Werke über unseren Musiker publiziert worden, vor allem in polnischer, deutscher und englischer Sprache. Hier verdient Ferdynand Hoesicks monumentaler Chopin an erster Stelle genannt zu werden. Dann aber wird man, wenn man die durchaus phantastischen und unzuverlässigen, in Frankreich in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts (ja selbst bis heute) herausgegebenen kleinen Schriften außer acht läßt, gleich zu E. Ganches Werk greifen müssen, um das erste vollständige, ernstzunehmende Buch in französischer Sprache über den polnischen Komponisten zu finden. Der vor kurzem erschienene Chopin-*

*Band von H. Bidou berichtigt und ergänzt es verschiedentlich. Wer das Verständnis für Chopins Musik vertiefen will, wird dieses Buch nicht missen können.*

*Wie vordem bezüglich Liszt, so wurde auch hier nur versucht, das Bild einer Persönlichkeit erneut herauszuarbeiten und seinem Rahmen wiederum einzufügen. Aus diesem Grunde ließen wir unsere Gestalten stets zu Worte kommen und handeln. Gänzlich versagten wir uns, irgend etwas zu erfinden. Dagegen wurde in reichem Maße interpretiert, der Erwägung folgend – wie wir andernorts bereits mehrfach dargetan – daß durch künstlerische Interpretation jedes Faktum seine typische Bedeutung erhält. Wir sind nur bemüht geblieben, die Ereignisse in bestimmter Folge zu gruppieren, die Züge des Herzens und Geistes plastisch hervortreten zu lassen, ohne den Anspruch zu erheben, erklären zu wollen, was in Chopins Gemütsleben stets unerklärbar geblieben; kurz, seiner Erscheinung nicht jenes Dunkel zu rauben, das ihr den tiefgeheimen Sinn und ihre umwölkte Schönheit verleiht.*

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA



## BENUTZTE HAUPTWERKE

FRANZ LISZT: *F. Chopin,* Leipzig 1852 und 1923 bei Breitkopf & Härtel (seltsames und sprunghaftes Werk, jedoch reich an künstlerisch-technischen Aufschlüssen).

GEORGE SAND: *Histoire de ma vie,* 4 Bde. Calmann-Lévy.

–: *Un hiver à Majorque,* 1 Bd. ibidem 1843.

–: *Correspondance.*

MORITZ KARASOWSKI: *F. Chopin,* Warschau 1862 und neue Ausgabe, Berlin 1877 und 1925.

COMTE WODZINSKI: *Les trois romans de F. Chopin,* Calmann 1886.

ROBERT SCHUMANN: *Gesammelte Schriften über Musik und Musiker* (Französische Ausgabe, übertragen von H. de Curzon, Paris 1898).

M. KARLOWICZ: *Souvenirs inédits de F. Chopin* Paris und Leipzig 1904 (Französische Ausgabe, übertragen von F. Disière).

FREDERICK NIECKS: *F. Chopin as a man and a musician,* 2 Bde. London (Novello) 1888.

KLECZYNSKI: *F. Chopin. De l'interprétation de ses oeuvres,* Paris 1906.

WLADIMIR KARÉNINE: *George Sand, sa vie et ses oeuvres,* 4 Bde. Paris bei Plon 1899–1926. (Wichtiges und bedeutsames Werk, das eine Menge früher unveröffentlichter Dokumente enthält, die wir ausgiebig verwerteten).

BERNARD SCHARLITT: *Friedrich Chopins gesammelte Briefe, zum erstenmal herausgegeben und getreu ins Deutsche übertragen.* Leipzig 1911.

SAMUEL ROCHEBLAVE: *George Sand et sa fille.* Paris 1905.

ELIE POIRÉE: *Chopin.* Paris 1907.

EDOUARD GANCHE: *Frédéric Chopin, sa vie et ses oeuvres.* Paris, 10. Ausgabe (Mercure de France) 1923.

FERDYNAND HOESICK: *Chopin,* 3 Bde. Warschau 1911.

I. PADEREWSKI: *A la mémoire de F. Chopin* (Rede) 1911.

JAMES HUNEKER: *Chopin, the man and his music.* London (Reeves) 1921.

EUGÈNE DELACROIX: *Journal,* 3 Bde. Paris bei Plon, neue Ausgabe 1926.

OPIENSKI: *Chopin.* Lodz 1910.

HENRI BIDOU: *Chopin.* Paris (Alcan) 1926.

AURORE SAND: *Journal intime de George Sand.* Calmann-Lévy 1926.

*Wertvolle Aufschlüsse und Unveröffentlichtes über Chopins Todeskampf sowie seinen letzten Willen bezüglich der unvollendeten Werke seines Nachlasses verdanke ich einem Briefe, den Albert Grzymala wenige Tage nach Chopins Tode seinem alten Freunde Auguste Léo schrieb. Dessen Enkel waren gern bereit, mich zu ermächtigen, eine wichtige Stelle daraus in vorliegendem Buche mitzuteilen.*



## ANMERKUNG

Vom Übersetzer wurden außerdem im wesentlichen herangezogen:

CHOPIN: *Gesammelte Briefe,* herausgegeben von A. v. Guttry, München (Gg. Müller) 1927.

J. HUNEKER: *Chopin, der Mensch, der Künstler,* deutsch von Lola Lorme, München (Gg. Müller) 1921.

W. v. LENZ: *Die großen Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit.* Berlin (Behr) 1872.

F. LISZT: *F. Chopin,* deutsch von La Mara, Leipzig (Breitkopf & Härtel), 4. Aufl. 1924.

F. NIECKS: *F. Chopin als Mensch und als Musiker* (deutsch von Langhans). 2 Bde. Leipzig 1890.

F. NIETZSCHE: *Werke.* Leipzig (Alfred Kröner).
—: *Gesammelte Briefe* (Insel).

K. PARNAS: *Maria, ein Liebesidyll in Tönen.* Leipzig (Breitkopf & Härtel).

E. REDENBACHER: *Chopin.* Leipzig (Reclam) 1911.

B. SCHARLITT: *F. Chopin.* Leipzig (Breitkopf & Härtel) 1919.

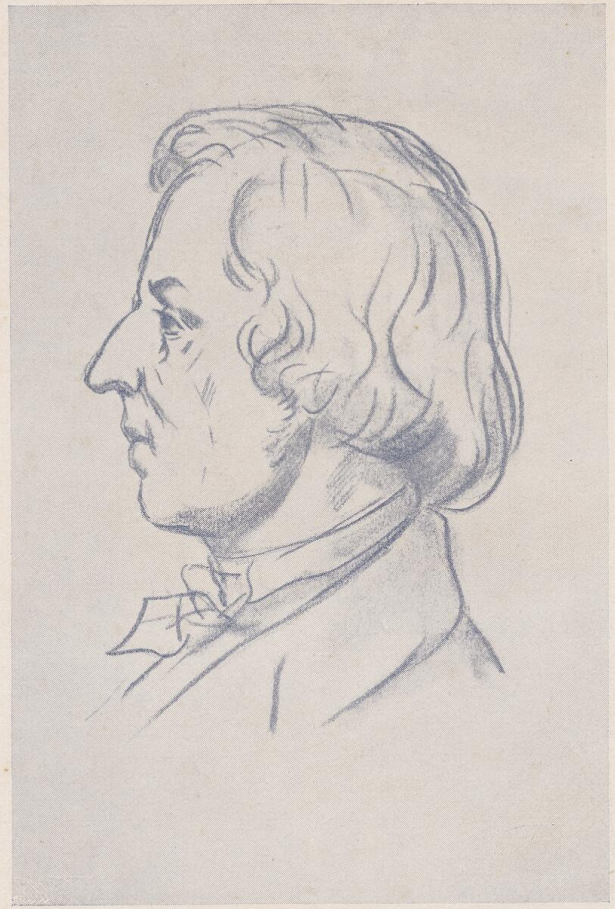
A. WEISSMANN: *Chopin.* Berlin (Schuster & Loeffler) 1912.

# INHALTSVERZEICHNIS

*Zueignung* . . . . . 5
„Ein engelschönes Angesicht, wie eine hehre, betrübte Frau . . .“ . . . . . 11
Chopins Kindheit . . . . . 15
Geburt des Dichters . . . . . 21
Leid und Ideal . . . . . 27
Wiener Einsamkeit, Revolution in Warschau . . . 43
„Ich weiß wirklich nicht, ob es irgendwo mehr Pianisten gibt als in Paris“ . . . . . 58
Glückliche Jahre, arbeitsame Jahre . . . . . 73
Maria Wodzinska und die Dämmerung . . . . . 83
Erste Skizze der George Sand . . . . . 106
Briefe zweier Romanciers . . . . . 118
Die Kartause von Valdemosa . . . . . 148
„Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter!“ . . . . . 169
Über einige Freundschaftsbeziehungen Chopins und seine ästhetischen Anschauungen . . . . . 188
Mißhelligkeiten, Einsamsein . . . . . 211
Kümmernisse, Gehässigkeiten . . . . . 230
Geschichte eines Bruches . . . . . 246
Der Schwanengesang . . . . . 274
Die Zypressen haben ihre Capricen . . . . . 298
Chopins Tod . . . . . 302
Grabschrift für einen Dichter . . . . . 309
*Quellen* . . . . . 315
*Benutzte Hauptwerke* . . . . . 319
*Anmerkung* . . . . . 321

INSTYTUT FRYDERYKA CHOPINA W WARSZAWIE BIBLIOTEKA

GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG



FRIEDRICH CHOPIN

Nach einer bisher unveröffentlichten Zeichnung
von unbekannter Hand

*Aus dem Besitz des Grafen Pourtalès*

GUY DE POURTALÈS

# DER BLAUE KLANG

## FRIEDRICH CHOPINS LEBEN

DEUTSCH VON HERMANN FAULER

*Er bediente sich der Kunst*



URBAN-VERLAG